This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

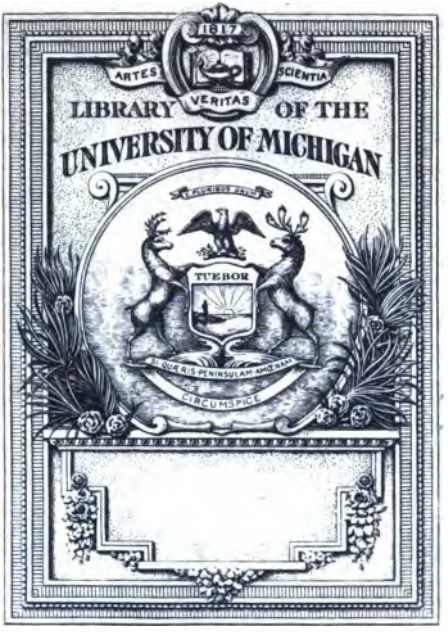
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

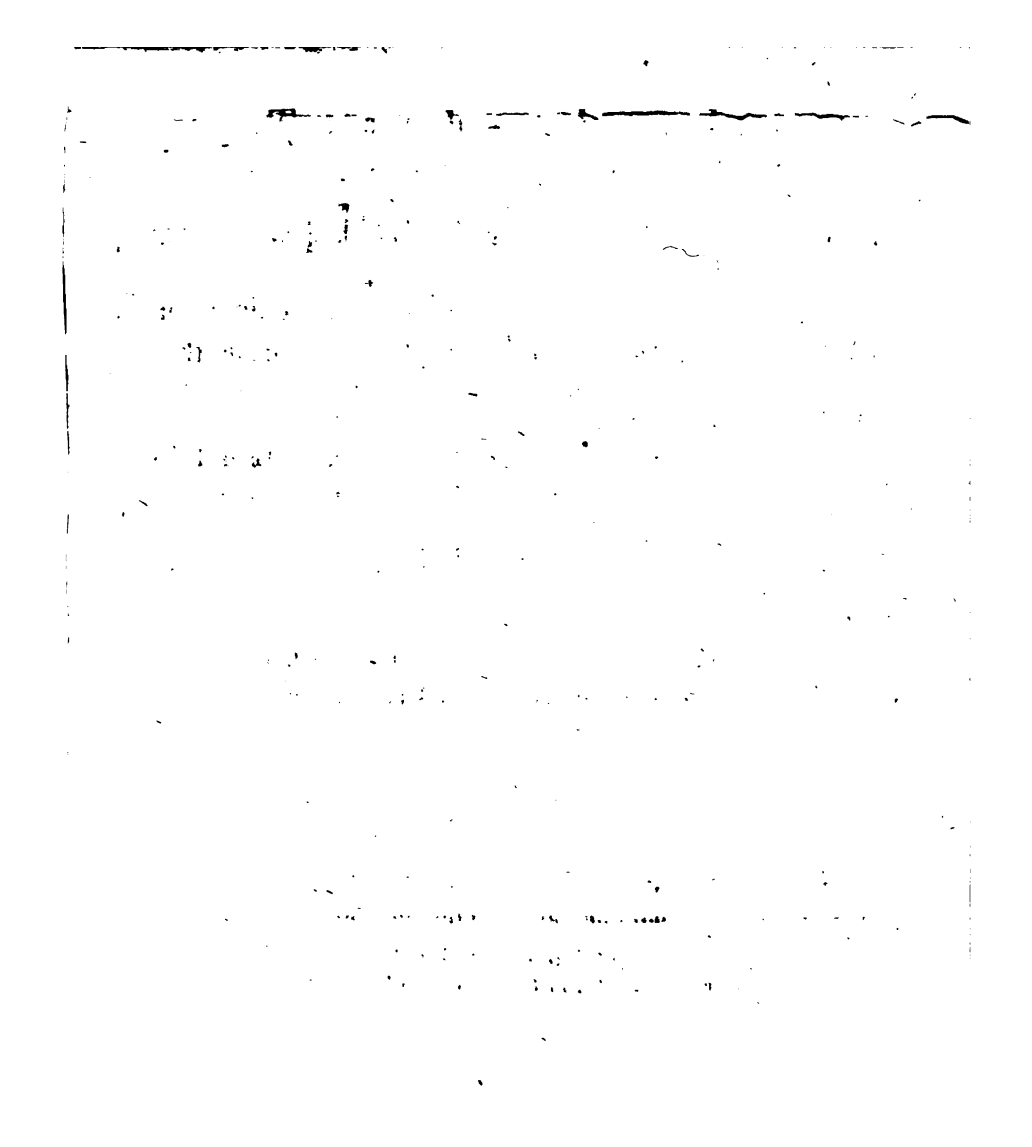
Über Google Buchsuche

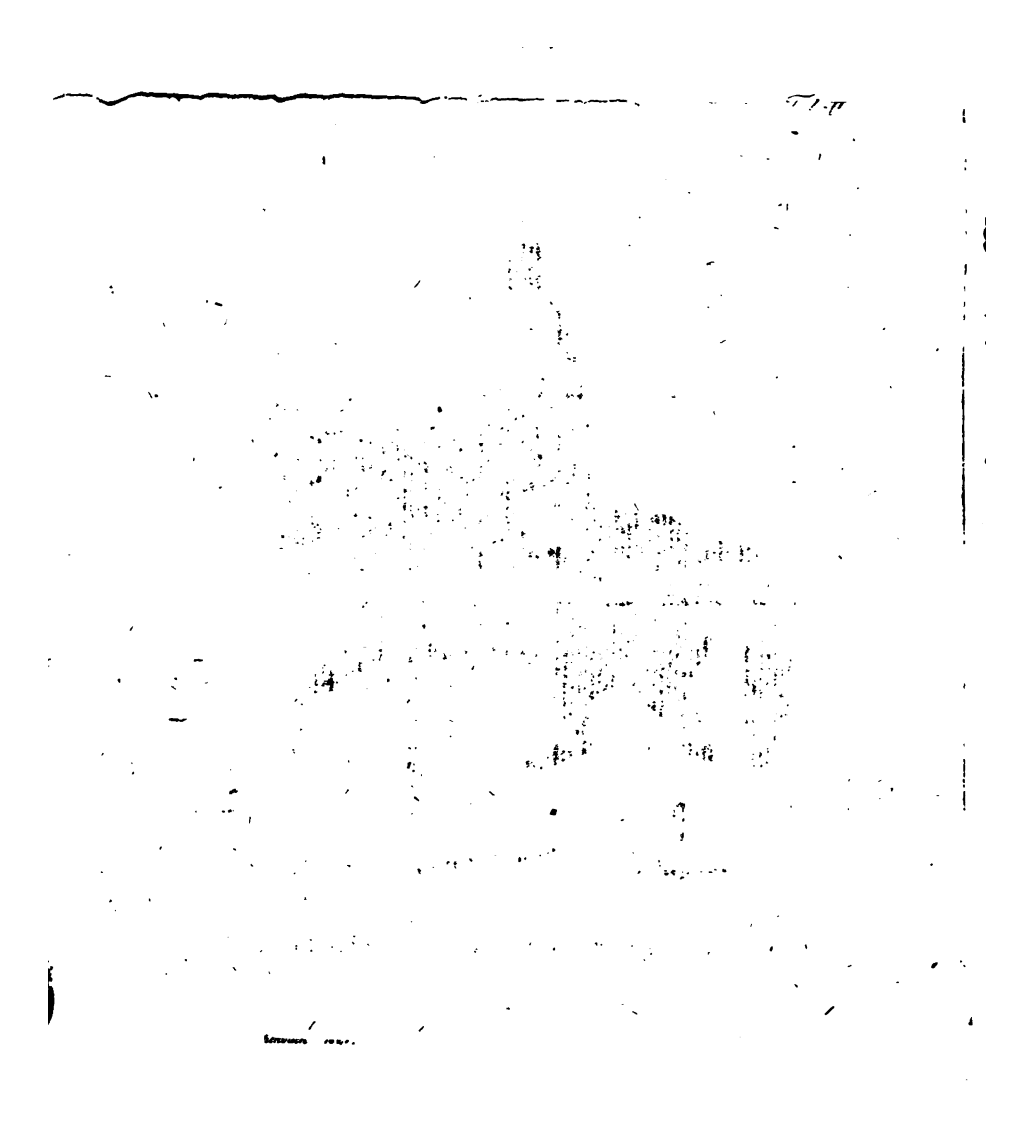
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

G
1
.T19

EINE PERUANERINN IN REITKLEIDUNG.





Taschenbuch,

zur Verbreitung

geographischer Kenntnisse.

Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde.

Zugleich als fortlaufende Ergänzung zu Zimmermanns Taschenbuch der Reisen

herausgegeben

von

Johann Gottfried Sommer,

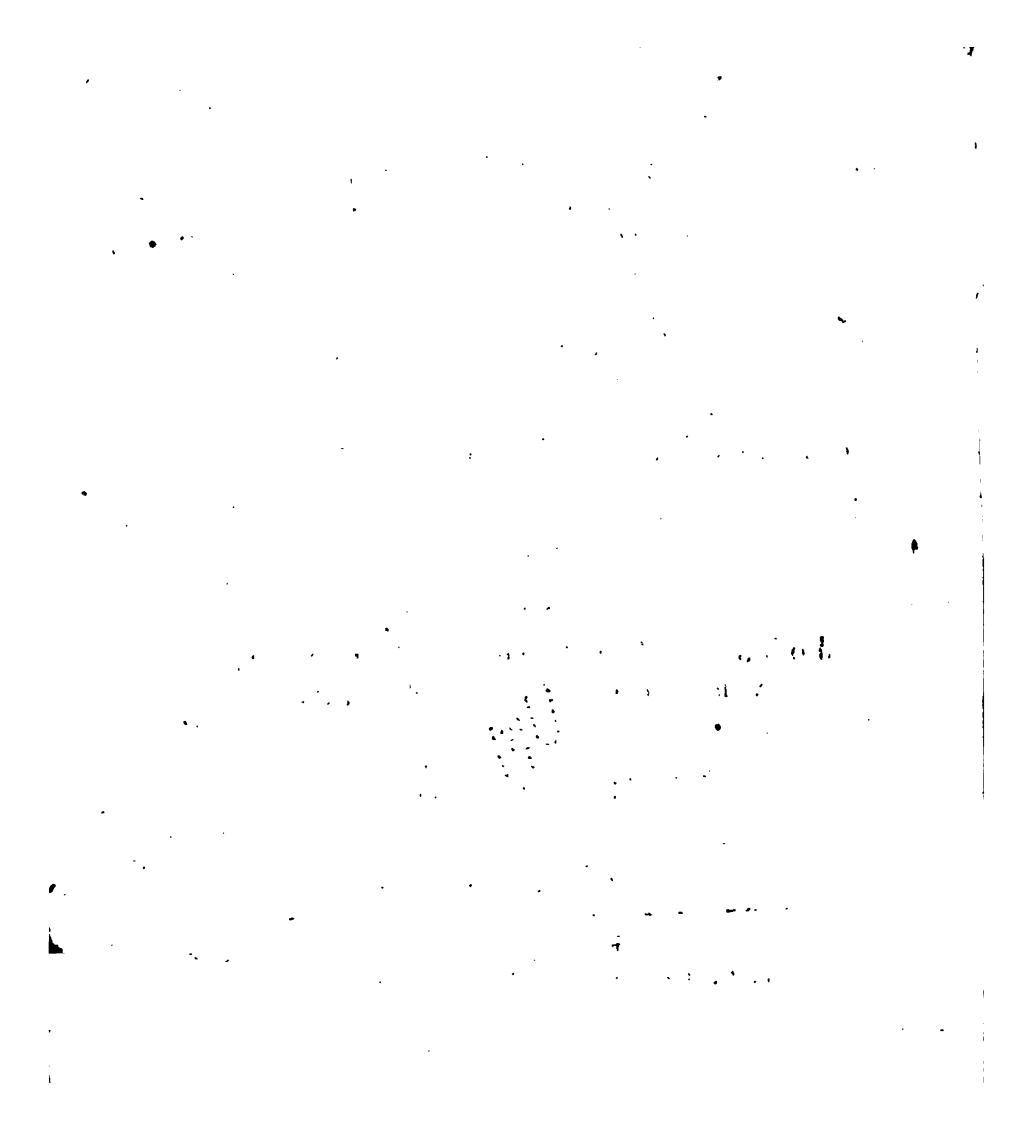
Verfasser des Gemäldes der physischen Welt.

Fünfter Jahrgang.

Mit 6 Kupfertafeln.

Prag, 1827.

J. G. Calve'sche Buchhandlung.



Compl. sets
Hiersem.
4-25-30
21747

Vorrede.

Der vorliegende Jahrgang enthält wieder Beschreibungen zweier grofsen Städte. Peking ist aus dem zweiten Bande von Timkowskys Reise nach China entlehnt. Ich habe aber nicht blofs die Uebersicht dieser Stadt, wie sie sich daselbst, am Schlusse des zweiten Bandes, vorfindet, gegeben, sondern auch die im Tagebuche zerstreuten einzelnen Bemerkungen am gehörigen Orte eingeschaltet. Die Beschreibung Lima's ist hauptsächlich aus Stevenson's Reise genommen und durch Einzelnes, was sich bei Basil Hall, Roquefeuil und Caldcleugh findet, ergänzt oder erweitert wor-

den. Auch ist der Aufsatz Peru überhaupt gröfstentheils ein Auszug aus Stevensons Reisewerke, den ich aber nicht aus der Weimarschen Uebersetzung, von der bis jetzt nur der erste Band erschienen ist, genommen, sondern aus dem Originale selbst übersetzt habe. Ich bemerke diefs blofs um gewisser oberflächlicher Beurtheiler willen, die, weil sie erst nach Jahresfrist ihre kritische Stimme vernehmen lassen, allerdings dann Manches schon doppelt und dreifach ins Teutsche übersetzt finden werden, was ich jetzt nur aus der Urschrift selbst schöpfen konnte.

Da es im Plane meines Taschenbuches liegt, nach und nach über alle Gegenden des Erdbodens die neuesten Nachrichten zu sammeln und davon auch solche nicht auszuschliefsen, welche sich in teutschen, aber unter dem grofsen Publikum weniger verbreiteten Schriften befinden: so habe ich auch bei diesem Jahrgange zwei Aufsätze über Rufsland aus Dr. Erdmanns gehaltreichen Beiträgen und eine kurze Uebersicht der vornehmsten Heilquellen Ungarns aus der, weniger als sie es verdient bekannten, Beschreibung dieses Kö-

nigreiches der Herren Szepesházy und v. Thiele, entlehnt.

Das Brustbild Hänke's ist nach einer Zeichnung gestochen, welche sich unter dem Nachlasse dieses verdienten böhmischen Naturforschers befunden hat und gegenwärtig, nebst seinen Sammlungen, ein Eigenthum des k. böhmischen Museums ist. Ich verdanke die Mittheilung derselben zum Gebrauche für mein Taschenbuch der Gnade Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Grafen Kaspar Sternberg.

Die Quellen der Allgemeinen Uebersicht der neuesten Reisen etc. sind die *Nouvelles Annales des Voyages*, das *Bulletin universel des Sciences etc.*, die Neuen Allgemeinen Geographischen und Statistischen Ephemeriden und die Hertha.

Unter den Werken der englischen Reise-Literatur, von welchen ich für den vorliegenden Jahrgang Gebrauch machen wollte, befand sich auch *The Cabinet of foreign Voyages and Travels, or Annual Selections from the most recent and interesting Journals of eminent Continental Travellers, that have not before appeared*

in an English Dress. Vol. I. London, 1825., von einem ungenannten Herausgeber. Wie überrascht wurde ich, als ich sowohl aus dem Anfange der Vorrede, als auch aus den übrigen Aufsätzen sah, dafs dieses Cabinet nicht blofs eine Nachahmung, sondern grofsentheils selbst eine wörtliche Uebersetzung meines Taschenbuches sei! Die Vorrede ist von den Anfangsworten an, bis zum Ende der zweiten Seite, eine buchstäbliche Uebersetzung der meinigen zum Jahrgange 1823. Dasselbe ist der Fall mit der ganzen „*Introduction*" (S. I. bis XL.) oder *General View of the most important geographical Researches and Discoveries during the last ten Yaars*; es ist meine im Jahrgange 1824 befindliche Allgemeine Uebersicht der wichtigsten geographischen Forschungen etc. Wort für Wort ins Englische übersetzt. Recht spafshaft ist dabei die Uebertragung der Nachricht von Campbell's Reise ins Innere von Süd-Afrika ausgefallen. Ich hatte die Namen der Städte und Völker nicht, wie ich sie im *Quarterly Review* fand, nach englischer Orthographie, sondern, wie sie wahrscheinlich ausgesprochen werden, mit teut-

schen Buchstaben (Maschau, Korritschän etc.) geschrieben. Das hat nun der Engländer, ohne Campbells Reise oder das *Qu. R.* um Rath zu fragen, buchstäblich so wiedergegeben. Eben so sind die folgenden Aufsätze: *Boies Tour in Norway*, S. 1.; *On the Changes in the Climate of the Alps*; S. 47; *Manners and Customs of the Russians in the Government of Kasan*, S. 79; *Manners and Customs of the Tatars in the Gov. of K.*; S. 107.; *Groups of Rocks near Adersbach in Bohemia*; S. 138.; *Webb on the Plain of Troy*, S. 196.; *Dr. Taucher* (Tauscher) *on the Salt Lake of Inderskoi*, S. 228, und noch Einiges, wörtliche Uebersetzungen meiner Auszüge und Aufsätze, wie sie sich unter denselben Titeln in den Jahrgängen 1823 (S. 1, 51, 382, 390 und 422) und 1824 (S. 1, 102 und 305) befinden. Aus dem Jahrgange 1823 ist auch das Kupfer, welches den Wasserfall bei Adersbach vorstellt, in das englische Taschenbuch aufgenommen worden.

Eine Fortsetzung desselben Taschenbuches ist für das Jahr 1826, unter dem ein wenig veränderten Titel erschienen: *The Annual Cabinet of modern foreign Voyages*

and Travels etc., mit dem Zusatze: *To which is prefixed a Retrospect of Geographical Discoveries.* Dieser *Retrospect* oder *General View* ist abermals nichts Anderes, als eine wörtliche Uebertragung meiner Allgemeinen Uebersicht etc.; doch hat der Herausgeber hier und da Erweiterungen und Ergänzungen beigefügt, was ihm, da er später als ich arbeitete und zum Theil näher an der Quelle safs, ohnehin nicht schwer geworden seyn kann und wozu er schon bei dem *General View* des Jahrganges 1825 Veranlassung gehabt hätte.

Ich mache auf diese Nachahmung meines Taschenbuches blofs deshalb aufmerksam, damit Herausgeber von Zeitungen und Zeitschriften, welche Werke der ausländischen Literatur für ihre Blätter benützen, in Ansehung dieses *Annual Cabinet*, wovon der Jahrgang 6 Thlr. 12 gr. kostet, wissen mögen, wo sie es wohlfeiler haben können.

Prag, am 7. September 1826.

Der Herausgeber.

Inhalt.

		Seite.
	Allgemeine Uebersicht der neusten Reisen und vornehmsten geographischen Entdeckungen.	XI
I.	Peking	1
II.	Peru	80
III.	Valparaiso	185
IV.	Ungarns vornehmste Heilquellen	198
V.	Thaddäus Hänke	237
VI.	Die Goldgruben bei Beresow in Rufsland	252
VII.	Die grofse Gewehrfabrik zu Isch in Rufsland	271
VIII.	Weddell's Reise nach dem Südpol	289
IX.	Anderson's Reise nach der Ostküste von Sumatra	349
X.	Die Balearischen Inseln	368
XI.	Ueber die Bhills, eine Völkerschaft des nördlichen Hindostans	391

Kupfertafeln.

No. I. Ansicht von Lima, mit der Rimac-Brücke; zu S. 86 (aus Caldcleugh's Reise).

- II. Eine Peruanerinn in Reitkleidung; zu S. 107 (aus Mathison's Reise).
- III. Ansicht von Valparaiso; zu S. 185 (aus Caldcleugh's Reise).
- IV. Thaddäus Hänke; zu S. 237 (nach einer im kön. böhm. Museum befindlichen Zeichnung).
- V. Die Gewehrfabrik zu Isch in Rufsland; zu S. 272 (aus Erdmann's Beiträgen zur Kenntnifs von Rufsland, II. Theil 2. Abtheilung).
- VI. Karte von Neu-Süd-Shetland; zu S. 309 (aus Weddell's Reise nach dem Südpol).

Allgemeine Uebersicht der neusten Reisen und geographischen Entdeckungen.

(Fortsetzung und Ergänzung zum vorigen Jahrgange.)

Noch immer erregen die Unternehmungen der Engländer zur Erforschung des Innern von Afrika am meisten unsere Aufmerksamkeit.

Hauptmann Clapperton, der, wie wir aus dem vorigen Jahrgange S. XVII. wissen, eine zweite Reise dahin unternommen hat, soll nach Berichten aus Whydah vom 20. April 1826., welche indessen vom Major Denham, der am 7. Juli durch Weimar reiste, noch bezweifelt werden (s. Geogr. Ephem. XIX. Bd. 5. St. S. 160) glücklich in Sakkatu, der Residenz des aus der ersten Reise bekannten Sultans Bello, angekommen

seyn. Aus noch neuern Berichten erfahren wir, dafs ein von der afrikanischen Küste in England angekommenes Schiff einen Brief von Clapperton selbst, vom 7. März 1826, mitgebracht habe, dem zufolge er bei guter Gesundheit und im Begriff war, von Katunga (50 engl. Meilen östlich vom Niger) nach Kiama, dann aber nach Wawa, 4 Tagreisen von Youri, zu gehen. Zu Anfange des Dezembers 1825 hatte Clapperton, in Begleitung des Capitän Pearce und des Dr. Morrison, von Badagry, in der Bucht von Benin, seine Wanderung angetreten. Durch Vermittelung des Königs von Badagry hatte er die Erlaubnifs erhalten, durch das Gebiet des Königs von Hio oder Yariba zu ziehen. Schon am 15. Dezember meldete er aus Jennah, dafs er hier nach einer beschwerlichen Reise durch dicke Wälder, die aber weiterhin angenehm geworden, eingetroffen sei. Ein späterer Brief von einem Kaufmann aus Badagry, Namens Houston, der die Reisenden ebenfalls begleitete, enthielt die Nachricht, dafs Dr. Morrison 4 teutsche Meilen von Jennah das Fieber bekommen und nach dieser Stadt habe zurückgebracht werden müssen, wo er einige Tage darauf nebst seinem Bedienten gestorben

bei. Unterm 28. Dezbr. meldete Clapperton aus Engua auch den Tod des Cap. Pearce, welcher den Tag vorher erfolgt war. Clapperton hatte nebst seinem Bedienten Richard gleichfalls einen Fieberanfall gehabt, war aber bald davon genesen. Eben dasselbe Schicksal hatte auch den Dr. Dickson betroffen, welcher in Begleitung eines Portugiesen, de Souza, und eines Agenten der afrikanischen Missionsgesellschaft, Hrn. James, schon früher von der Küste nach Dahomey aufgebrochen war, wo ihn der König sehr achtungsvoll aufgenommen, und durch sein ganzes Gebiet, so wie durch die Länder seiner Bundesgenossen, ihm sicheres Geleite gegeben hatte.

Vielleicht ist Hauptmann Clapperton unterdessen schon mit dem Major Laing zusammengetroffen, welcher am 18. Juli 1825 von Tripolis nach dem Innern von Afrika aufgebrochen, nach Briefen aus dieser Stadt vom 21. Octobr. gesund in Gadames (Ghedemes) und nach einer noch spätern Nachricht des englischen Consuls in Tripolis vom 18. Juni 1826, auch schon in Timbuctu angekommen war. Er hatte in Gadames einen Häuptling Attila gefunden, welcher bestimmt war, ihn nach Timbuctu zu geleiten. Seit

Empfang in Gadames war sehr ausgezeichnet, und Alles versprach den glücklichsten Ausgang seiner Reise. Von Tripolis nach Gadames hatte er, wegen einer in den Gebirgen ausgebrochenen Empörung, länger als einen Monat gebraucht.

Von dem Franzosen, Hrn. v. Beaufort, welcher (s. vor. Jahrg. S. XVIII.) Ende Jänner 1824 aus St. Louis abgereist war, um von Westen her ins Innere von Afrika und bis zum Niger vorzudringen, hat man bis jetzt Briefe aus Bakel, vom 17. September 1824 und 23. Jän. 1825, erhalten. Spätere Nachrichten melden, dafs er gleichfalls, wie schon so viele andere Reisende, ein Opfer des ungesunden Klimas und der erlittenen Beschwerlichkeiten geworden ist. Gleichwohl ist seine Reise, wenn die Papiere gerettet worden, nicht ohne Gewinn für die Wissenschaften gewesen. Er fand, dafs die meisten Punkte am Gambia auf unsern bisherigen Karten zu weit östlich liegen. Besonders war seine Aufmerksamkeit auf die geognostische Beschaffenheit der Länder gerichtet. Am obern Falémé fand er Goldwäschen. Unter andern schickte er auch Früchte vom Butterbaume nach Paris, welcher ihm zu der Familie der Terebinthaceen zu gehören scheint.

In Mufsestunden beschäftigte sich Beaufort mit einer Wörtersammlung der Poulen-Sprache, welche, wegen der weiten Verbreitung dieses Volkes, für den Reisenden sehr nothwendig ist.

Ein anderer Franzose, J. R. Pacho, welcher im Dezember 1824 nach dem alten Cyrene an der Nordküste von Afrika abgereist war, traf im Oktober 1825 wieder in Marseille ein. Schon der Italiäner Della Cella hatte im Jahre 1819, als er einen Sohn des Bei von Tripolis auf einem Zuge gegen die Araber dahin begleitete (s. den Jahrg. 1824 dieses Taschenb. S. XXXVIII.) merkwürdige Entdeckungen in diesem, einst so blühenden und seit Paul Lucas Zeiten nicht wieder genauer untersuchten Lande, gemacht. Im Dezbr. 1824 war auch der englische See-Lieutenant Beechey von einer Fahrt an den Küsten Cyrenaica's nach London zurückgekehrt. Aufgemuntert durch einen Preis von 5000 Francs, welchen die Pariser Geographische Gesellschaft auf die beste Beschreibung einer Reise nach Cyrene ausgesetzt hatte, entschlofs sich Pacho zu diesem Unternehmen. Mit Empfehlungsschreiben des Pascha von Aegypten an den Bey von Derne versehen, und von einem jungen Deutschen, Namens Müller, beglei-

tet, reiste er im Dezbr. 1824 aus Aegypten ab, und gelangte durch die Wüste des ehemaligen Marmarica nach dem Gebiet von Derne. Der Bey von Tripolis versah ihn mit Empfehlungsschreiben an den Bey von Bengazi, und Pacho drang, trotz der Gefahren, welche ihm die, während dieses Beys Abwesenheit ausgebrochene, Empörung der Araberhorden bereiteten, glücklich bis nach den Trümmern von Cyrene vor, wo er drei Monate mit Zeichnungen von Denkmählern und Aufnahmen von Inschriften zubrachte. Auch begab er sich später nach der früher von Hornemann besuchten Oase, Aujelah, fand die Lage derselben ganz mit Strabo's Angabe übereinstimmend, und machte hier eine sehr reiche Ausbeute an naturhistorischen Gegenständen.

Von den beiden wackern Teutschen, den Doctoren Hemprich und Ehrenberg, welche seit fünf Jahren Leben und Gesundheit an die genauere Untersuchung Aegyptens, Nubiens, Abyssiniens, Arabiens und Syriens gesetzt hatten (s. Jahrg. 1825, S. XXI.), kam am 22. März 1826 nur der Letztere nach Berlin zurück. Sein Begleiter Dr. Hemprich war am 30. Juni 1825 in Massaua, dem Haupt-

hafen Abyssiniens, an den Folgen des dort epidemischen, bösartigen Wechselfiebers gestorben, nachdem er am 21. Mai von einem herrlich belohnten Ausfluge längs der Küste gesund zurückgekehrt war. Ehrenbergs Weiterreise war dadurch, so wie durch seine und seiner Begleiter Kränklichkeit, welche zwei Monate anhielt, unterbrochen worden, und er mufste, so einladend Abyssinien vor ihm lag und so viel Unterstützung er sich von einem Firman des Pascha von Aegypten und von Empfehlungen des englischen Consuls Salt und abyssinischer Priester, die er in Kairo kennen gelernt, versprechen durfte, über Kosseir nach Kairo und von da nach Alexandrien zurückkehren, wo er sich unverweilt nach Triest einschiffte. Seine, blofs seit dem Anfange des Jahres 1825 an den Küsten des Rothen Meeres gemachten Sammlungen bestanden in 30 Säugethieren, 700 Vögeln, 100 Amphibien, 300 Fischen, 20 Kisten mit Insekten, 6 grofsen Blechkasten mit Mollusken und Würmern in Weingeist, 1 Kiste mit Corallen, 30 Pflanzenpacketen, 1 Kiste Mineralien u. a. m.

Noch immer unermüdet thätig in Aegypten ist ein dritter Teutscher, Rüppell, von dem wir im vorigen

Jahrgange (S. XX.) meldeten, dafs er nach seinen letzten Nachrichten aus Kairo, vom 27. Juli 1824, Willens gewesen, in Kordofan einzudringen, welches Unternehmen aber damals durch die Empörungen in Ober-Aegypten gegen den Pascha Mehemed Ali verzögert worden war. Spätere Nachrichten aus Obéide, vom 27. Jänner, und aus Kairo vom 14. August 1825, melden, dafs er diese Reise unternommen und im Anfange des Jahres 1825 nach Obéide zurückgekommen sei. Leider hatte er nur 52 Tage in Kordofan verweilen können, und auch von diesen waren ihm mehre durch eine Krankheit geraubt worden, die ihn ans Bett fesselte. Er wandte sich von Obéide nach Westen, konnte aber hier nur bis Omsimime vordringen. Es giebt hier vier Klassen von Einwohnern, welche sich jedoch, was Unwissenheit, Gewinnsucht, innere Kriege und Furcht vor den Türken betrifft, sämmtlich gleich sind: 1) Nubas oder freie Neger, abgesondert auf den Gebirgsgipfeln oder unzugänglichen Felsen lebend; 2) Ebenen-Bewohner, ein Gemisch von nubischem, äthiopischem und arabischem Blut; 3) nomadische, aus Hedschas hierher gekommene Araber, und 4) Gelabi oder Kaufleute, ein Gemisch von Leuten aus

allen Landschaften Afrika's, die nach Nordwesten liegen. Rüppell und seine Gefährten erlegten auf dieser Reise fünf Giraffen, von welchen er seitdem zwei nach Europa, eines nach Frankfurt am Main, ins Museum der Senkenbergschen Gesellschaft, und eines nach Berlin, ins Königl. Naturalien-Cabinet, geschickt hat. Nachrichten, welche er nach Aussagen von Pilgern in seinem Briefe vom 14. Aug., über die Trümmer einer alten Stadt in Darfur, Namens Mater, die vier Tagreisen von Kobbe liegen sollen, mittheilte, hat er in einem spätern Schreiben vom 8. Oktbr. als irrig widerrufen. Vermuthlich sind auch die Auskünfte über das Nilukma, ein Thier mit Einem geraden langen und dünnen Horne auf der Stirn, nicht viel glaubwürdiger. Nach Allem, was Rüppell über den Bahr-el-Abiad, oder den Weifsen Nil, erfahren konnte, ist dieser Flufs mehre Monate hindurch nichts weiter als ein bloſser Sumpf, voll schmutzigen Wassers, der nur zur Regenzeit in einen schiffbaren Flufs verwandelt wird. Niemand weifs etwas von einem Nebenflusse, der sich (aufser dem Bahr-el-Asrek) in ihn ergösse. Von Dabbe bis Omsimime, eine Strecke von 8 Breitengraden oder 120 geographischen Meilen, fand Rüppell

den Boden beinahe ganz eben, und er glaubt, daſs der letztere Ort noch nicht 400 Fuſs Meeresfläche habe. Auf dem Rückwege von Kordofan machte er einen Abstecher nach der Wüste, südlich von Konti, gegen Gummer. Nach den Ruinen einer alten Stadt, Namens Lmokattam, welche in der Nähe liegen und viele Inschriften und Hieroglyphen enthalten sollen, konnte er keine Führer erhalten. Nach den letzten Nachrichten war Rüppell Willens, von Kairo aus nach den Küsten des Rothen Meeres zu gehen.

Was die Untersuchung und die Aufnahme der Ostküste von Afrika, welche seit dem Jahre 1822 von den brittischen Schiffen Barracuta und Leven, unter der Leitung der Kapitäns Owen und Cutfield (s. Jahrg. 1824, S. XLII.) ausgeführt wird, betrifft: so gingen die neuesten Nachrichten darüber in Londoner Blättern bis zum 18. Oktober 1825. Die genannten Schiffe waren im Juli dess. J. von Isle de France neuerdings unter Segel gegangen, um ihre Arbeiten fortzusetzen. Im Laufe dieses nämlichen Jahres sind die Küsten der Insel Madagascar, die Inselchen und Untiefen im Kanal von Mozambique, die Sechellen, und andere benachbarte Inselgruppen, die Kaf-

fernküste und die Küste von Zanguebar aufwärts bis zum Kap Guardafui und der Strafse Bab el-Mandeb aufgenommen worden, so dafs hierdurch in Verbindung mit den Jahren 1823 und 1824 die Untersuchung der ganzen Ostküste von Afrika als vollendet anzusehen ist. Nach denselben neuesten Berichten stand die Expedition im Begriff, vom Vorgebirge der guten Hoffnung abzugehen, um dieselben Unternehmungen längs der Westküste zu beginnen. Die Tafelbay war bereits aufgenommen worden.

Auch über Asien haben wir in der neuesten Zeit manches Neue und Merkwürdige erfahren, und Mehres steht noch zu erwarten. Die Reise des blinden Engländers James Holman, welcher (s. Jahrg. 1825, S. XXIV.) in den Jahren 1822 und 1823 das europäische sowohl als das asiatische Rufsland bis Irkutzk hin durchwanderte, hat zwar keine besondere wissenschaftliche Ausbeute geliefert, aber die 1825 zu London in 2 Bänden erschienene Beschreibung derselben enthält eine ziemliche Anzahl lesenswerther Nachrichten, welche er an Ort und Stelle und grofsentheils von angesehenen und glaubwürdigen Personen einsammelte, deren Mitleid und Interesse sein trauriges Schick-

sal und der merkwürdige Mann selbst, der in dieser Lage eine solche Reise unternommen, erregt hatte.

Baron v. Wrangel hat die Beschreibung seiner, vom März 1820 an, zur Erforschung der nordöstlichen Küsten von Asien unternommenen Reise (s. Jahrg. 1826, S. XXXIV) noch nicht herausgegeben, sondern wird sie erst nach Vollendung einer zweiten Expedition bekannt machen, welche er im Sommer 1825 angetreten hat und wodurch er die Zweifel, die in Bezug auf das angeblich nördlich von den Tschuktschen gesehene Land noch Statt finden, gänzlich zu lösen hofft. Er war im Oktbr. 1825 im Hafen von Portsmouth eingelaufen.

Von dem Finnländer, Dr. Sjögren, welcher im Sommer 1824 auf Kosten der russischen Regierung eine wissenschaftliche Reise unternommen hat, um die Sitten und Denkmähler der russischen Lappländer, so wie der Permier, Wotjaken, Tscheremissen etc. genauer kennen zu lernen, lief im Frühlinge dieses Jahres ein Schreiben aus Kola, vom 19. (31.) Jänner ein, worin er seine höchst beschwerliche Wanderung durch den Kemschen Kreis der Statthalterschaft Archangelsk nach Kusamo, Kemiträsk und So-

dankylä schildert. Er mufste am letztern Orte bis zum Ausgange des Novembers 1825, wo erst Schlittenbahn eintrat, verweilen, um die Rennthier-Fahrt nach Enara antreten zu können, und benützte diese Zeit zur Erlernung der lappischen Sprache. Die nachherige Reise über die Gebirge nach dem See Enara bei einer Kälte von 18 bis 28 Grad Reaum. war mit mancherlei Beschwerlichkeiten verbunden. Utsjoki, 150 Werste von Enara, ist das nördlichste Kirchspiel in Finnland und die äufserste Gränze desselben ragt schon bedeutend in das Eismeer hinauf. In dem Dorfe Polmak (unter 70 Grad Breite) hatte der Reisende zum Zweck, über den für die russische Geschichte nicht unwichtigen Namen Warangerfiord, so wie über ein in Karamsins Reichsgeschichte erwähntes Denkmahl des Alterthums nähere Erkundigungen einzuziehen.

Zu Kasan hat sich im Jahre 1825, unter der Leitung des Professors Eichwald, eine Gesellschaft junger Männer gebildet, welche eine Reise nach dem Kaukasus, Georgien und den Küsten des Kaspischen Meeres unternehmen will. Als Botaniker wird sie ein beim botanischen Garten zu St. Petersburg angestellter Herr Pomortseff begleiten.

Eine andere wissenschaftliche Reise nach dem Kaukasus und den benachbarten, vormals persischen, jetzt russischen Landschaften, haben, auf Kosten der Hochschule Abo, der Dr. Dommert und der Studierende Siegfried unternommen. Ihr Hauptzweck ist, jene Gegenden in naturhistorischer Hinsicht zu untersuchen, um die Sammlungen der Hochschule in Abo zu bereichern. Es sind von der Regierung und den örtlichen Behörden alle Maßregeln getroffen, diese Reisenden so viel als möglich zu unterstützen.

Auch die Basler Missionäre, welche (s. Jahrg. 1824, S. XLIV.) sich im April 1822 über Petersburg nach Astrachan begeben hatten, um von da nach Persien und den russischen Provinzen am Kaukasus zu gehen, haben bereits Beiträge zur nähern Kunde dieses Theiles von Asien geliefert, und lassen noch mehr dergleichen erwarten. Die Missionäre Hohenacker und Lang traten am 17. Mai 1823 ihre Reise von Astrachan nach Karass an, und trafen am 28. des nämlichen Monats daselbst ein. Dieser Ort ist eine, im Jahre 1802 durch die schottischen Geistlichen Brunton und Paterson gegründete Niederlassung, westlich von Georgiewsk, der Hauptstadt von Kau-

kasien, am südöstlichen Fuſse des Beschtau, eines ziemlich beträchtlichen Berges, der zu dem Anfange des Kaukakus gehört. Boden und Klima sind vortrefflich, und die fruchtbaren Ernten werden bloſs zuweilen von Heuschrecken verwüstet, welche in groſsen Zügen ankommen, und Strecken Landes von 6 bis 7 Werste bedecken. Ihre Gröſse wechselt von 3 bis 5 Zoll. Im Jahre 1823 waren die Schwärme ungewöhnlich groſs und sollen an manchen Orten ungeheuren Schaden angerichtet haben. Nur Tabakspflanzungen und Weingärten werden von ihnen verschont. Die Niederlassung besteht aus zwei langen Reihen von Häusern, die durch eine breite mit Pappeln eingefasste Straſse von einander getrennt sind. Hinter jedem Hause hat der Bewohner einen ziemlich groſsen Garten. Oben an der Colonie befinden sich die Hütten der Soldaten, welche nebst einigen Kosaken die Einwohner vor Ueberfällen zu sichern bestimmt sind. Es wohnen jetzt in Karaſs 17 teutsche, 3 schottische und 2 tscherkassische getaufte Familien. Sie nähren sich reichlich durch den Verkauf von Kartoffeln, Gemüse, Tabak und Brod an die Kurgäste, welche sich alle Sommer zum Gebrauche der in der Nähe dieses Orts befindlichen warmen Heil-

quellen zahlreich einfinden. Diese Kurgäste kommen aus allen Gegenden des russischen Reichs, und ihre Zahl nimmt mit jedem Jahre zu. Im Sommer 1823 waren sogar Leute aus Wien da *).

Auf dem Wege nach Karaſs besuchten die nämlichen Missionäre auch den Ort Madschar, am gleichnamigen Flusse, von Georgiern auf den Ruinen des alten Madschar erbaut. Es wohnen hier 34 teutsche, 7 georgische und 14 armenische Familien. Die Teutschen leben von Tabak-, Getraide- und Obstbau und ziemlich starker Viehzucht. Auch giebt es hier ergiebige Gemüsegärten und Weinberge. Da weder die Teutschen noch die Russen sich auf die Behandlung des Weines verstehen: so ist er, ungeachtet seines üppigen Wachsthums, sehr schlecht. — Am 14. August traten die HH. Hohenacker und Lang ihre Rückreise an und trafen am 6. September wieder in Astrachan ein.

Gleichzeitig mit diesen beiden Missionären unternahmen drei andere, die HH. Dittrich, Zaremba und Benz, eine Reise nach Georgien. Sie verlie-

*) Wohl nur durch Zufall, als Durchreisende?

D. H.

sen, in Begleitung eines Armeniers, Sergios, Astrachan am 25. April 1823, und kamen am 18. Mai nach Tiflis. Nach zuverlässigen Angaben befinden sich in Georgien gegenwärtig folgende Einwohner: 22000 georgische, 11000 armenische, 12000 tatarische, 700 griechische (russische), 500 teutsche und 400 jüdische Familien. Die teutschen, in der Nähe von Tiflis angesiedelten, aus Würtemberg eingewanderten Familien, erreichten nach einer langen und beschwerlichen Reise, auf welcher die Hälfte durch Krankheit hingerafft wurde, im Jahre 1819 Grusien und bauten sich, von der Regierung unterstützt, in sieben Dörfern an. Das erste derselben, Neu-Tiflis, liegt nur 3 Werste nördlich von der Hauptstadt Tiflis, am linken Ufer des Kur und zählt etwa 30 Familien, lauter Handwerker. Nur 5 Werste nördlicher, auf derselben Seite des Kur, findet man Alexandersdorf, das von 25, meist Ackerbau und Viehzucht treibenden Familien bewohnt ist. Die dritte Ansiedelung aber, Marienfeld mit Petersdorf, liegt 37 Werste von Tiflis östlich entfernt und enthält im Ganzen 47 Familien. Sie hat treffliches Land zum Wein- und Ackerbau, und kann recht blühend werden. Eli-

sabeththal, welches 65 Familien zählt, liegt 28 Werste von Tiflis nach Südwesten zu, in einer ungemein schönen, gesunden und fruchtbaren Gegend, hat aber durch Mifswachs und andere Unfälle mannichfach gelitten. Viel besser befindet sich im Vergleich Katharinenfeld, bei der Festung Quesch, jenseits des Flusses Kram, etwa 20 Werste südlicher als Elisabeththal; es zählt 99 Familien und verspricht mit der Zeit ein blühender Ort zu werden. Die beiden letzten Ansiedelungen, Annenfeld und Helenendorf, liegen im Kreise von Gandscha oder Elisabethpol. Die Erstere hatte neuerlich durch lange Krankheiten viele Einwohner verloren, und befand sich daher in einem sehr dürftigen Zustande; die Letztere aber war stark bevölkert und in einer sehr hoffnungsvollen Lage.

Den jetzigen Zustand von Persien haben wir vor Kurzem durch den schwedischen Major Heidenstamm und den Engländer Frazer, denselben, welcher vor etwa zwölf Jahren eine Reise durch das Himalaya-Gebirge angestellt hat, kennen gelernt. Beide haben im Jahre 1825 die Beschreibungen ihrer Reisen, jener zu Upsal, dieser zu London, herausgegeben.

Heidenstamm reiste über Constantinopel und durch Kleinasien nach Eriwan und Tauris. Die Beschreibung des Landes zwischen Escodar und Erzerum hat nur wenig Anziehendes. Man reist durch elende Dörfer und unermefsliche Waldungen auf den schlechtesten Wegen, wie sie nur immer in der Türkei gefunden werden können. Wirthshäuser besitzen blofs die Seestädte; in den Karawan-Serais, deren sich in jeder Stadt befinden, trifft der Reisende blofs Obdach, eine Rohrmatte zum Schlafen und einen Krug Wasser an. Kars ist die stärkste Festung der Türken an der persischen Gränze. Von da geht die Reise nach Eriwan mitten durch Lager der Kurden, welches Volk der Verfasser in der Kürze schildert. Mitten zwischen Amamlu und Eriwan erhebt sich auf einer unermefslichen Ebene der Berg Ararat, der des ewigen Schnees wegen noch von Niemanden bestiegen worden ist. Am Fusse steht das armenische Kloster Aralik, auf der Stelle, wo, nach der Tradition, Noah seine erste Wohnung nach der Sündfluth hatte und die erste Rebe pflanzte, die jetzt den Hauptreichthum des Landes ausmacht. Eriwan ist eine starke Festung, theils von der Natur dazu geschaffen, theils seit 1809 von einem

brittischen Ingenieur dazu erhoben. Heidenstamms Schilderung des heutigen Persiens oder Iran ist in den Nouvelles Annales des Voyages, November-Heft 1825, und in den Neuen Allgemeinen Geographischen Ephemeriden, XVI. Band, 8. und 9. Stück, zu finden.

Frazer's Reise ging von Bombay über Mascat, Buschire, Schiras, Isfahan, Mesched, die Hauptstadt von Korasan, und von da durch die kurdischen Lager, nach Astrabad. Er giebt im Ganzen ein weit ungünstigeres Gemälde von Persien, als alle seine Vorgänger. Das Reich, behauptet er, ist seinem Falle nahe, und der König, ein schwacher Mann, sieht es höchst ungern, wenn Fremde den schlechten Zustand seines Landes bemerken. Korasan ist eine wilde Landschaft, welche von verschiedenen Stämmen, besonders den Inkeh's, Gocklan's und Jamuht's bewohnt wird. Das Reisen ist überall sehr unsicher. Besonders werden Europäer, wenn sie bis hierher vordringen wollen, vielleicht nicht ohne Mitwissen der Regierung, häufig ermordet. Unter die anziehendsten Schilderungen des Frazer'schen Reisewerks gehört die von Meschet, der Hauptstadt von Korasan. Das

vorzüglichste Prachtgebäude daselbst ist das Mausoleum des Imam Reza, welches mitten in der Stadt liegt und eine erstaunenswerthe Gruppe von Domen und Minarets bildet. Alle Strafsen der Stadt und alle Wege der Gegenden führen zu diesem Mausoleum. Mesched hat 40000 Einwohner. Der hier gewebte Sammt wird für den besten in ganz Persien gehalten und man schmiedet noch jetzt vortreffliche Degenklingen, deren Ruf daher kommt, dafs der Eroberer Timur einige Schwertfeger aus Damascus hierher versetzte, welche ihre Geschicklichkeit auf die Nachkommen vererbt haben.

Einen wichtigen Beitrag zur anschaulichen Kenntnifs Ostindiens, so weit diese durch blofse bildliche Darstellungen möglich ist, hat das 1824 zu London erschienene Prachtwerk des Oberstlieutenants Forrest geliefert, welches die Beschreibung einer im Jahr 1807 längs der Flüsse Ganges und Jumna (Dschumna) gemachten Reise und zur Erläuterung derselben 24 Ansichten von hindostanischen Pagoden, Dörfern, alten Städten, Bergen, Festungen, Palästen, Grabmählern u. s. w. enthält. Die vorzüglichsten Ansichten scheinen zu seyn: Ghant von Cutwa, ein Theil von Mur-

schedabad, der alten Residenz Bengalens; der Moti-Girna, oder der Perlenfall, in den Radschemahal-Bergen, welcher Wasserfall noch malerischer als der des Niagara, obwohl nicht so hoch ist; die Felsen von Kolgong, einst tief im Mittellande, jetzt im Ganges-Bette; der Fakir-Felsen zu Dschangucna, ein Dorf und eine schöne Pagode unterhalb Patna; die Stadt Benares mit ihren vielen Pagoden, deren eine, weil der Grund vom Strome unterwaschen ist, mehr von der senkrechten Linie abweicht, als der bekannte Thurm zu Pisa; die muhamedanische Moschee und das Grabmahl in der Nähe von Benares; der Radsch Ghant und die Festung von Allahabad.

Ganz neuerlich soll von dem bengalischen Artillerie-Lieutenant Powles Burlton die wahre Quelle des Bramaputra (oder Burremputer) in einer Gebirgskette, unter 28° nördlicher Breite und 96° 10′ östlicher Länge (von Greenwich) entdeckt worden seyn. Bisher nahm man, zufolge der Karte von Hamilton, an, dafs der Bramaputra aus dem See Soinchi, unter 31° 27′ Breite und 101° 15′ Länge, in Thibet, unter dem Namen Tsampu oder Sampu, entspringe,

nach Südosten ströme und das Himalaya-Gebirge in einer ganz unnatürlichen Richtung durchbreche, um sich nach Westen zu wenden und sich mit dem Ganges zu vereinigen. „Bestätigt sich die obige Nachricht" — bemerkt hier die Redaction der Geogr. Ephemeriden (Bd. XVIII. St. 8. S. 255.) — „so würde der Bramaputra etwa in der Gegend entspringen, wo die Karten jene seltsame Biegung hinsetzen, mithin auf dem Abhange des östlichen Himalaya, auf der Gränze von Assam und Birma. Aber wo bleibt dann der Tsampu? Möglicherweise kann er dem Irawaddi zuströmen. Dieſs wäre wenigstens der westlichste Strom, der durch das Himalaya-Gebirge bricht, um der Nil von Birma zu werden." — Nachrichten in französischen Blättern zufolge will Julius v. Klaproth in chinesischen Büchern wirklich gefunden haben, daſs der Irawaddi in seinem obern Laufe nichts weiter sei als der bisher für den Bramaputra gehaltene Strom.

Wahrscheinlich können wir schon im künftigen Jahrgange Näheres über die Reise des Vicomte Desbassayns de Richemont berichten, welcher, begleitet von dem kön. franz. Hofgärtner Bélanger,

gegenwärtig durch Persien zu Lande nach Ostindien reist und von dem wir Nachrichten aus Tauris bis zum Herbste 1825 haben. Beide Reisende waren, sowohl von dem persischen Prinzen Abbas Mirza als später in Teheran von dem Schach Feth Ali selbst, sehr gut aufgenommen worden.

In Betreff des Engländers Moorcraft, der seit 1822 in das Innere des mittlern Asiens eingedrungen war, um mit den westlichen Provinzen Chinas Handelsverbindungen anzuknüpfen (s. Jahrg. 1825, S. XXIII.), und an welchen sich ein junger Siebenbürger, Csoma de Körös, angeschlossen hatte, der die Ursitze der Slawen und die Verwandtschaft ihrer Sprachen, mit denen von Hochasien zu erforschen sucht, sind ganz neuerlich Nachrichten eingegangen, dafs Moorcraft in der Nähe von Buchara gestorben ist.

Nachrichten aus Calcutta zufolge sind andere brittische Reisende in den Besitz sehr schätzbarer Handschriften gekommen, welche, da sie bis auf 4000 Jahre (?) zurückgehen sollen, sehr wichtig für die Geschichte Nepals und Kaschmirs seyn werden.

Ein Dr. Morrison soll während eines siebzehn-

jährigen Aufenthalts in China, mehr als 10000 chinesische Werke gesammelt haben!

Ueber eine Reise, welche der Schotte Anderson auf Befehl des Statthalters von Pulo Pinang im Jahr 1824 nach der Ostküste von Sumatra unternahm, enthält der vorliegende Jahrgang dieses Taschenbuches, unter Nr. IX. einen besondern Aufsatz.

Ein grofser Nachtheil für die Länder- und Völkerkunde in Bezug auf den ostindischen Archipel, war das am 2. Febr. 1824 erfolgende Verbrennen des Schiffes Fame, auf welchem sich der bisherige Statthalter der Brittischen Besitzungen daselbst, Sir Stamford Raffles, eingeschifft hatte. Er, seine Familie und alle auf dem Schiffe befindliche Personen wurden zwar gerettet; aber sein Eigenthum von 30000 Pf. St. an Werth, und vorzüglich die gar nicht durch Geld zu ersetzenden Papiere, Zeichnungen und Sammlungen, die Früchte vieljähriger Anstrengungen, gingen verloren.

Ueber Siam und Cochinchina erhielten wir neuerlich sehr schätzbare Nachrichten durch das Tagebuch des auf der Heimfahrt nach Europa verstorbenen brittischen Wundarztes George Finlayson, welcher eine

Gesandtschaft begleitete, die im Jahr 1821 von Ceylon nach jenen Ländern abgeschickt wurde. Auf dem Flusse Siam kam man stromaufwärts nach Bankok, wo sich der König mit seinem Hofe befand. Die Einwohner längs dieses Flusses wohnen schlecht und unreinlich, scheinen sich aber nicht übel zu befinden und ziehen ihren Hauptunterhalt aus dem Flusse und dem Meere. Auch haben sie vollauf Reis. Die Häuser erstreckten sich reihenweise, zu acht, zehn und darüber, am Ufer hin, und schwammen auf dem Flusse wie Kähne. Sie waren länglich und aus Bretern erbaut. Nach dem Wasser zu hatten sie eine mit einem Dache bedeckte Flächung, worauf allerlei Waaren, Früchte, Reis, Fleisch etc. standen. Seitwärts waren diese schwimmenden Häuser an lange in den Fluſs gesteckte Bambusstämme gebunden, so daſs sie nach Belieben an eine andere Stelle versetzt werden konnten. Jedes hatte einen kleinen Kahn, zum Gebrauche der Bewohner, die meist aus Krämern und Handwerkern bestanden. Schuster und Schneider waren Chinesen, von welchem Volke hier überhaupt viele ansäſsig sind. Sie wohnen, wie in andern Theilen Indiens, in Kähnen, deren aus Flechtwerk bestehende Kajüte ihre sämmtlichen Habseligkeiten

enthält, und sind äufserst betriebsam. Der Flufs Bankok ist etwa $\frac{1}{4}$ (engl.) Meile breit, 6 bis 10 Klaftern tief und fliefst 3 (engl.) Meilen in der Stunde. Die ärmern Siamesen werfen ihre Todten in den Flufs, die reichern verbrennen sie. — Noch anziehender sind die Nachrichten von Hué, der Hauptstadt von Cochinchina.

In Bezug auf Amerika ist die Ungewifsheit, worin wir über die nördlichen Küsten dieses Erdtheils und über das Vorhandenseyn einer nordwestlichen Durchfahrt aus dem Atlantischen Oceane durch das Eismeer nach der Behrings-Strafse, bisher gewesen, auch durch Capitän Parry's letzte oder dritte Reise (s. Jahrg. 1826 S. XXX.) noch nicht gehoben worden. Dieser muthige Seefahrer traf am 16. Oktbr. 1825 mit dem Schiffe Hekla wieder in London ein, nachdem er das zweite Schiff, die Fury, am 1. August dess. J. durch das Eis verloren hatte und sonst aufser Stand gesetzt worden war, in den Gewässern des Polarmeeres weiter vorzudringen oder noch einmal daselbst zu überwintern. Der Winter von 1824 auf 1825 war unter 73° Breite und 89° westl. Länge von Greenwich, in Port Brown, an der Ostküste der schon aus Parrys früherer Reise

bekannten Prinz-Regenten-Einfahrt, zugebracht worden. Die Witterung konnte für diese hohe Breite mild genannt werden, indem das Fahrenheit'sche Thermometer nie unter $48\frac{1}{2}$ ° unter Null (— 35 °, 7 R.) herabfiel. Ein Theil der neun Monate (vom 27. Sept. bis 20. Juni), welche man hier zubrachte, wurde zur Untersuchung der Küsten, nordwärts bis zum Kap York und südwärts bis zur Fitzgerald's-Bucht, angewendet. Auch veranstaltete Parry Wanderungen ins Innere des Landes, 60 bis 80 engl. Meilen weit. Die zur Erhaltung der Gesundheit getroffenen Vorkehrungen waren von so gutem Erfolge, dafs während der ganzen Reise nicht ein Mann starb; ja die Mannschaft befand sich sogar bei der Rückkunft besser als bei der Abreise. Ob nun gleich der Hauptzweck bei dieser Reise nicht erreicht worden, so ist sie doch in wissenschaftlicher Hinsicht nicht vergeblich gewesen. Man beobachtete ein grofse Anzahl merkwürdiger magnetischer Erscheinungen; vorzüglich wurden beachtenswerthe Versuche mit den vom Professor Barlow angegebenen metallischen Kompassen veranstaltet. Diese Kompasse sind eine für die Schifffahrt sehr wichtige Erfindung. Bei Parry's erster Reise hatte man wegen

der Nähe des magnetischen Nordpols zum ersten Mal die seltsame Erscheinung beobachtet, dafs die Magnetnadel völlig unbrauchbar wurde und sich mit dem Finger nach Belieben so oder anders stellen liefs*). Diesem Uebel, welches in einem geringern Grade überall an Bord der Schiffe, wegen des darauf befindlichen Eisens vorkommt, half Barlow durch seine Kompasse ab, so dafs bei Anwendung derselben gegenwärtig die Magnetnadel nicht nur in den Polarbezirken ihre volle Thätigkeit behält, sondern auch in andern Gegenden fortfährt, den magnetischen Meridian genau anzugeben, ohne durch die Anziehung des auf dem Schiffe befindlichen Eisens im mindesten gestört zu werden. Kapitän Parry hat auf dieser letzten Reise die Wirkung des Barlowschen Kompasses dergestalt genau festgestellt, dafs dieser Umstand allein schon hinreichen würde, diese Reise für gewinnvoll zu betrachten.

Wichtigere Entdeckungen im hohen Norden Ame-

*) Dasselbe widerfuhr auch dem Kapitän Lyon, in der Hudsons-Bay; man sehe den Jahrg. 1826, S. 389.

D. H.

rikas scheinen wir von Franklins Bemühungen erwarten zu dürfen. Dieser unerschrockene Mann hatte bekanntlich (s. Jahrg. 1826, S. XXVIII u. ff.) den Auftrag, den Mackenzie-Flufs bis ins Eismeer hinabzufahren und von dort aus mit der einen Hälfte seiner Gesellschaft die westlich liegende Küste bis zur Behrings-Strafse zu untersuchen, während sich die andere Hälfte östlich längs der Küste nach der Mündung des Kupferminen-Flusses begeben sollte. Aus einem Briefe vom 7. September 1825 erfährt man, dafs Franklin bereits im Sommer dess. J. am Mackenzie-Flusse angekommen war und vorläufig eine Fahrt bis zum Meere gemacht hatte, von der er jedoch wieder stromaufwärts zurückgekehrt war, um unter 65° 11′ Breite und 123° 33′ westl. Länge von Greenwich (von welchem Punkte aus der Brief datirt ist) zu überwintern. Im Sommer des laufenden Jahres (1826) sollte dann die Hauptreise unternommen werden. Franklin erblickte an der Mündung des Mackenzie eine völlig freie See, ohne das geringste Eis. Die Kette der Felsengebirge (Rocky Mountains) sah er fast dem ganzen Laufe des Flusses entlang; sie setzte sich genau in westnordwestlicher Richtung fort. Doch er-

schienen sie ihm nicht so hoch, als er erwartet hatte. Erst als er die See erreichte, erlangten sie eine unermefsliche Höhe und schienen nach Westen hin die Meeresküste zu bilden. Franklin meint, dafs, wenn man aus grofser Entfernung über zwei oder drei der höchsten Spitzberge nach ihrer Gestalt urtheilen dürfe, sie vulkanischen Ursprungs seyn möchten. Auf Garry's (?) Island, an der Mündung des Flusses, fand man eine Menge Steinkohlen und Erdharz (Bitumen) schichtenweise in der schwarzen Erde, aus welcher die ganze Insel besteht. Unter den Indier-Stämmen der dortigen Gegenden herrscht die Sage, dafs zwischen dem Mackenzie- und Kupferminen-Flusse sich eine Landzunge weit gegen Norden erstrecke, welche in der Regel beständig mit Eis umgeben sei. Doch konnte keiner der Indianer, mit welchen Franklin sprach, über diesen Gegenstand aus eigner Beobachtung etwas angeben. Die meiste Kenntnifs der Seeküste besitzen die Eskimohs, mit welchen jedoch unser Reisender damals noch nicht zusammengekommen war. Er sah auf seiner Fahrt mehre Hirsche und Rennthiere und an der Flufsmündung grofse Heerden Gänse und Schwäne, welche ohne Zweifel die ganze warme Jahreszeit an

den niedrigen Ufern desselben anzutreffen sind. Der grofse Strich angeschwemmten Landes, über welchen man kommt, wenn man den Mackenzie hinabsteigt, ist bis 68¾° Breite ganz mit Kiefernwaldungen bedeckt.

Vielleicht erhalten wir mit spätern Berichten über die Abtheilung von Franklins Expedition, welche sich ostwärts nach dem Kupferminen-Flusse wendet, auch Nachrichten von dem Obergärtner Douglas, den die Londoner Gartenbau-Gesellschaft nach der Mündung des Columbia-Stromes abgeschickt hat. Er wollte den Sommer 1825 auf der Westküste von Nord-Amerika zubringen, und sich dann über die Felsengebirge ins Innere begeben, um sich an die Franklin'sche, unter Dr. Richardsons Leitung stehende Expedition nach Osten anzuschliefsen und über die Hudsons-Bay nach England zurückzukehren.

Das Innere des nördlichen Gebietes der Vereinigten Staaten und des brittischen Nord-Amerikas haben wir neuerlich durch die zu London erschienene Reise des Major Long nach den Quellen des St. Peters-Flusses, so wie nach den Winnepeck- und Wälder-See etc. genauer kennen gelernt. Derselbe Long, welcher früher eine so lehr-

reiche Entdeckungsreise nach den westlich vom Missisippi gelegenen Ländern bis zum Felsengebirge hin unternommen hatte, erhielt im Frühlinge 1823 von der Regierung der Vereinigten Staaten den Auftrag, eine zweite Expedition zu befehligen, welche den St. Peters-Flufs und die Gegend an der nördlichen Gränze der Vereinigten Staaten zwischen dem Rothen Flusse, der Hudsons-Bay uud dem Obern See, untersuchen, vermessen und beschreiben sollte. Ihn begleiteten die HH. Say, als Zoolog und Alterthumsforscher, Keating, als Mineralog, Seymour, als Landschaftsmaler und Calhoun, als Astronom und Topograph. Aus den handschriftlichen Bemerkungen dieser Männer verfertigte Hr. Keating die oben erwähnte Beschreibung der ganzen Reise, welche sich besonders durch eine Menge ganz neuer Angaben über die nordamerikanischen Wilden auszeichnet. Einen teutschen Auszug hat bereits Dr. Bran in seinem Ethnographischen Archiv, XXIX. Band, 2. Heft, geliefert.

Ueber die Vereinigten Staaten überhaupt enthalten die 1824 zu Stockholm erschienenen Briefe des schwedischen Oberstlieutenants Freiherrn Axel von Klinkowström, welcher in den Jahren 1818'

bis 1820 eine Reise durch jene Staaten machte, vieles Neue und Lehrreiche. Der Zweck dieser Reise war zunächst, genaue Kunde von den amerikanischen Dampfschiffen einzuholen und die Kriegsflotte der Vereinigten Staaten in Augenschein zu nehmen; aber dabei fand der Verfasser hinlängliche Muſse, auch über das Land und Volk überhaupt eine Menge merkwürdiger Nachrichten zu sammeln. Sie betreffen vorzüglich das Privatleben der Einwohner, den Zustand des Handels, der Seefahrt, der Finanzen, der geistigen Bildung, die Gerechtigkeitspflege und dgl. mehr.

Einen ebenfalls dankenswerthen Beitrag zur Kenntniſs der nordamerikanischen Indier liefert das 1823 zu London herausgekommene Tagebuch des Missionärs West, welcher sich von 1820 bis 1823 in der brittischen Niederlassung zu Fort Douglas am Rothen Flusse, im westlichen Canada, aufhielt.

Von Canada überhaupt, dieser für Groſsbritannien gegenwärtig immer wichtiger werdenden Colonie, erfuhren wir durch den Ireländer Talbot, welcher sich seit 1818 daselbst aufgehalten und 1824 in London ein Werk darüber herausgegeben hat, manches Neue.

Eine teutsche Bearbeitung enthält Dr. Brans Ethnographisches Archiv, XXVIII. Band, 2. Heft.

In Brasilien fährt der k. k. östreichische Naturforscher, Hr. Natterer, unermüdet fort, für die Erforschung dieses weiten Landes, so wie für die Beförderung der Wissenschaft, thätig zu seyn und das k. k. Naturalienkabinett in Wien mit kostbaren Sendungen zu bereichern. Hr. von Langsdorf befand sich laut seines Schreibens vom 6. September 1824, damals in Minas Geraes und war im Begriff an den San Francisco-Fluſs abzureisen. Im Jahr 1825 hoffte er in die Landschaft Goyaz einzudringen.

Die Kenntniſs von Columbia wurde durch die in den Jahren 1823 und 1824 vom brittischen Capitän Charles Stuart Cochrane dahin unternommene Reise erweitert, obschon seine 1825 in London herausgegebene und bereits in Brans Ethnographischem Archiv, XXIX. Bd. 1. Heft teutsch mitgetheilte Beschreibung derselben weit mehr Geschichte als Landesbeschreibung enthält. Sein Hauptaugenmerk waren die Perlenfischerei an der Küste von Panama und die Handelsverhältnisse und Bergwerke des neuen Staates. Sehr lesenswerth sind die Nachrichten über den See Guatavita, in den zur

Zeit der Eroberung Amerikas die eingebornen Fürsten ihre Schätze warfen, welche man jetzt durch Ableitung des Wassers wieder zu gewinnen sucht.

Von den brittischen Schiffen, *the Adventure* und *Eagle*, welche im Frühlinge 1825 ausgerüstet wurden, um Messungen in der Magellans-Strafse und an der Südwestküste Amerikas, von Patagonien bis Chiloe, vorzunehmen, sind noch keine Nachrichten eingegangen.

Im Innern von Neu-Süd-Wales sind in den Jahren 1824 und 1825 mehre wichtige Entdeckungen gemacht worden. Die HH. Howell und Hume unternahmen im Oktober 1824 von Sidney aus eine Reise durch das Innere des Landes in südwestlicher Richtung, nach Port Western, an der Südküste Australiens. Am 18. ging die Reise durch ein schönes, mit Wiesen bedecktes Land, welches den Namen der Ebenen von Dongal erhielt; die Eingebornen nennen es Thori. Vom 22. an mufsten beträchtliche Bergketten überstiegen werden. Am 6. November stiegen die Reisenden in eine Landschaft hinab, welche nach allen Seiten hin von Bergen und Hügeln eingeschlossen war, so dafs man, um herauszukommen, sich westlich wen-

den mufste. Die nach Süden liegende Kette war mit Schnee bedeckt und erhielt den Namen der Südlichen Austral-Alpen *(South australian Alps)*. Am 16. wurde unter 36° 15′ 5″ Breite ein Flufs überschritten, welcher der Hume-Flufs genannt wurde. Er entspringt in jenen Schneebergen, ist etwa 100 Yards breit, tief, und scheint zur Regenzeit aus seinen Ufern zu treten. Die Reise ging jetzt wieder südwestlich. Unter 36° 30′ Breite befand man sich an den romantischen Ufern eines zweiten, aber kleinern Flusses, der den Namen Owen erhielt; ein dritter wurde unter 36° 50′ Br. überschritten und der Goulburn-Flufs genannt. Südwestlich von diesem wurden die Reisenden durch ein mit undurchdringlichen Kräutern, Dornbüschen und Brombeer-Sträuchen bedecktes Gebirg gezwungen, sich gegen Nordwesten zu wenden; aber am 12. Dezbr. ging es wieder südwestlich und am 13. erblickten sie eine Ebene, welche vor allen bisher entdeckten den Vorzug verdiente. Von einem Berge aus sah man von Südosten bis Westen das schönste Land, welches jemals in der Colonie gefunden worden. Bei der Weiterreise nach Süden und Westen stiefs man alle Augenblicke auf kleine Flüsse und Bäche, welche

sämmtlich gegen Süden flossen. Am 16. Dez. endlich kam die Gesellschaft in Port Western an und lagerte sich an der südlichen Spitze der Westküste unter 39° 35′ Br. und 145° 16′ östlicher Länge von Greenwich, der grofsen Insel gegenüber, welche in der Mitte der Bucht liegt. Von diesem Standpunkte aus sah man im Hintergrunde des Hafens einen beträchtlichen Flufs, der seinen Lauf von Osten her aus einer Bergkette zu nehmen schien und hier sich in die Bucht ergofs. Wären nicht die Mundvorräthe der Gesellschaft aufgezehrt gewesen, so würde man eine vollständige Untersuchung dieses Stromes vorgenommen haben. Während der ganzen Reise nach Port Western sah man keinen Eingebornen, aber wohl Spuren ihrer Anwesenheit. Bei der Ankunft daselbst trafen die Reisenden mit einem Stamme zusammen, der sich freundschaftlich benahm, obgleich seine ersten Bewegungen feindselig schienen. Auch ein zweiter Haufen von etwa 100 Männern, Weibern und Kindern, mit welchen man auf der Rückreise zusammentraf, betrug sich friedfertig und freundlich. Am 18. Dezbr. wurde die Rückreise angetreten. Verbindungen zwischen einer Niederlassung südlich von den Austral-Alpen mit der Ostküste von Neu-Süd-Wales

würden nur mittelst Port Western zur See möglich seyn, da jene Gebirge, die ungefähr unter 34° 30′ Br. und 147° 50′ östl. Länge aufsteigen und sich erst im Cap Wilson, an der Bafs's-Strafse endigen, mit keinem Fuhrwerk zu übersteigen sind und auch die Reisenden schon früher ihre Karren hatten zurücklassen müssen. Der hin und her zurückgelegte Weg betrug etwa 1200 englische Meilen.

Von dem brittischen Capitän King, welcher im Auftrage der brittischen Admiralität die nördlichen und nordöstlichen Küsten von Neu-Holland, während der Jahre 1817 bis 1822 aufgenommen und untersucht hat, war der längst erwartete Reisebericht nebst See-Atlas bis zum März 1826 noch nicht erschienen. Seine Untersuchungen haben da angefangen, wo Freycinet endigte, bei der westlichen Spitze des Carpentaria-Busens, und sollten sich nur bis dahin erstrecken, wo Baudin schlofs; er ist jedoch weiter gegangen und hat die ganze Nordküste bis zum Archipel Bonaparte aufgenommen. Dafs er an der Küste von Vandiemens-Lande (nicht mit der gleichnamigen Insel zu verwechseln) die Mündung eines bedeutenden Flusses entdeckt haben solle, wurde zwar

bereits früher berichtet; neuere Nachrichten aber in der Londner *Literary Gazette* melden, dafs er, aller seiner Nachforschungen ungeachtet, keinen solchen Flufs gefunden. Nur an einer gewissen Stelle, welche er nicht genau untersuchen konnte, wäre es möglich, dafs sich eine Flufsmündung befände. Uebrigens soll er die ganze Nord- und Ostküste sehr wenig bevölkert gefunden haben.

Nach Berichten in demselben Blatte soll Capitän King in Begriff stehen, eine neue Reise zu unternehmen, welche wahrscheinlich an fünf Jahre dauern dürfte. Er wird sich zuerst nach Süd-Amerika begeben und vom La-Plata-Flusse bis zum Cap Horn Verbindungen mit den Eingebornen anzuknüpfen suchen. Vermuthlich hat die Reise des Capitän Weddell nach dem Südpol (s. Jahrg. 1826; S. XXXI. und den vorliegenden Jahrgang, weiter unten, Nr. VIII.) die englische Regierung neuerdings auf die Wichtigkeit der Südpol-Gegenden und wie wenig dafür seit Cook's Zeiten geschehen war, aufmerksam gemacht.

Auch die französische Marine blieb nicht unthätig bei der allgemeinen Bewegung, welche die Erweiterung geographischer Kenntnisse zum Zwecke hat. Von der

Entdeckungsreise des Capitän Duperrey haben schon die vorigen Jahrgänge berichtet. Er kam am 24. April 1825, nach einer Fahrt von 31 Monaten und 13 Tagen, ohne einen einzigen Mann verloren zu haben, selbst ohne Kranke und Beschädigungen, glücklich im Hafen von Marseille an. Reiche naturhistorische Sammlungen, eine Fülle von Beobachtungen aus der Naturlehre, besonders aber eine bedeutende Anzahl geographischer Entdeckungen und Untersuchungen sind der Gewinn dieser Reise, welche ihrem noch jungen Unternehmer eine ehrenvolle Stelle neben den Namen der frühern geschickten Seefahrer anweisen wird. Die öffentlichen Blätter, namentlich die *Annales des Voyages*, die Hertha und v. Froriep's Notizen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde, haben bereits manches Einzelne aus den Berichten über diese Reise mitgetheilt.

Im Verlaufe dieses Jahres haben die Franzosen eine neue Expedition nach den Gewässern des Grofsen Weltmeeres ausgerüstet, und dieselbe der Leitung des Fregatten-Capitäns Durville übergeben, eines geschickten See-Officiers, der sich schon früher durch eine Reise nach dem Schwarzen Meere und zuletzt als

Begleiter des Capitäns Duperrey rühmlich bekannt gemacht hat. Seine Begleiter sind unter andern der Schiffslieutenant Jacquinot, der am Bord der Coquille (unter Duperrey) die Aufsicht über die Chronometer hatte, und der Arzt Gaimard, den die Leser schon aus dem Jahrgange 1825, als einen Begleiter Aragos und Freycinets, auf dessen Reise um die Welt kennen gelernt haben. Der Zweck dieser neuen französischen Entdeckungsreise soll die Erforschung mehrer Inseln des Grofsen Weltmeers, namentlich der Küsten von Neu-Guinea, und des Lusiaden-Archipels seyn, wo höchst wahrscheinlich der unglückliche La Peyrouse seinen Tod gefunden hat. Das Schiff, welches im Hafen von Toulon ausgerüstet wurde, erhielt den Namen Astrolabe, zum Andenken an das gleichnamige Schiff, auf welchem La Peyrouse seine Reise unternahm.

Ueber verschiedene Entdeckungen, welche im Jahre 1823 der englische Capitän Dibbs im Archipel Mandschia, auch unter dem Namen Cooks-Archipel bekannt, gemacht hat, enthalten die Neuen Allg. Geogr. Ephemeriden, XVIII. Band, 1. Stück, S. 30 etc., genauere Nachrichten.

Ebendaselbst (6. Stück, S. 161) sind aus den *Nouvelles Annales des Voyages*, Januarheft 1826, neue Nachrichten über Neu-Seeland, von einem Herrn Jul. Blosseville mitgetheilt worden. Auf diesem Inselpaar, welches schon seit einem Jahrzehend brittische Missionäre aufgenommen hat, ist nun auch eine förmliche Niederlassung durch die Britten gegründet worden. Am 30. August 1825 ging die Rosanna, unter Capitän Burd, von Gravesend unter Segel, um etwa 30 Personen, Handwerker und Bauern, nach Neu-Seeland zu bringen. Die Ansiedlung wird von einer Handelsgesellschaft errichtet, und soll Flachs (*Phormium tenax*) bauen und Bauholz fällen.

Im März 1826 kehrte auch der englische Lord Byron mit der Fregatte La Blonde von den Sandwich-Inseln zurück, wohin er im Jahre 1824 die Leichname des zu London verstorbenen Herrscherpaares dieser Inseln gebracht hatte. Das Schiff enthielt eine grofse Sammlung naturgeschichtlicher Gegenstände, nebst vielen Plänen und Beschreibungen mehrer Inselgruppen des Grofsen Weltmeeres. Ein Agent der Londoner Gartenbau-Gesellschaft, der diese Reise mitgemacht hatte, brachte eine Ausbeute von 12 Kisten mit Pflanzen und Samen

zurück. Ueber die Naturbeschaffenheit der Sandwich-Inseln, besonders über den grofsen Vulkan auf Owayhi, sind schätzbare Beobachtungen durch den englischen Missionär Ellis gemacht worden, welcher sich im Jahre 1823 sechs Wochen daselbst aufgehalten hat. Die Beschreibung seiner Reise sollte voriges Jahr zu London erscheinen.

Otto von Kotzebue ist im July 1826 von seiner letzten Reise (s. Jahrgang 1826, S. XXXIII.) wieder nach Cronstadt zurückgekommen, und die Beschreibung derselben dürfte baldigst bekannt gemacht werden. Er hat auf seiner Fahrt im Grofsen Weltmeere 1) die Längenbestimmung einiger sowohl von ihm selbst auf seiner frühern Reise, als von andern Seefahrern vor ihm gemachten Entdeckungen berichtigt und die Schiffer-Inseln beschrieben; 2) aufs neue die bereits 1722 von Roggewein gesehene Insel Karlshof wiedergefunden; sie liegt unter 15° 27′ südlicher Breite und 145° 24′ 22″ westlicher Länge von Greenwich; 3) hat er drei neue Inseln entdeckt: die Unternehmung (so hiefs sein Schiff), unter 15° 58′ 18″ südlicher Breite und 140° 2′ 38″ westl. Länge v. Gr.; Bellingshau-

sen, 15° 48′ 7″ südl. Breite und 154° 30′ westl. Länge, und Kordnloff, 14° 32′ 39″ südl. Breite und 168° 6′ westl. Länge. Die Letztere war zwar schon 1819 von Freycinet entdeckt worden, aber v. Kotzebue hatte bei seiner Abreise aus Rufsland davon noch keine Kenntnifs. Endlich hat er 4) bei den Inseln Otahiti und Otdia angelegt, um den Gang der Chronometer zu berichtigen und Pendel-Beobachtungen anzustellen.

Im Juni 1826 ist auch der französische Capitän Bougainville, ein Enkel des berühmten Bougainville, welcher vor 60 Jahren eine Reise um die Welt machte, von einer Entdeckungsreise im Grofsen Weltmeere nach Frankreich zurückgekommen. Er hatte unter andern an der Ostküste von Neu-Süd-Wales dem berühmten La Peyrouse, an derselben Stelle, wo dieser vor Anker gelegen hatte, ein Denkmahl errichtet. Höchst überraschend und erfreulich war daher das Spiel des Zufalls, welches ihn auf der Heimreise im Hafen von Valparaiso, an der Küste von Chili, mit dem vorhin erwähnten Lord Byron zusammentreffen liefs, der, ebenfalls ein Enkel des

vor 60 Jahren durch seine Reise um die Welt berühmten Engländers Byron, gerade von den Sandwich-Inseln kam und dort dem unsterblichen Cook ein Denkmahl errichtet hatte!

I.

Peking.

China ist bekanntlich ein Land, von dem die Europäer nur wenig aus eigner Ansicht kennen. Um so schätzbarer mufs jeder Beitrag zur Erweiterung unserer Kenntnisse dieses so ganz eigenthümlichen Landes seyn, besonders wenn wir ihn Personen verdanken, denen es durch eine glückliche Fügung der Umstände vergönnt war, in das Innere des geheimnifsvollen Reiches einzudringen und sich über seine geographischen und statistischen Verhältnisse sowohl durch eigne Beobachtung als durch genaue Erkundigung, gründlich zu belehren.

Unter diese, aller Aufmerksamkeit würdigen Reisenden gehört unstreitig der k. russische Collegien-Assessor Georg Fedorowitsch Timkowski, welcher in den Jahren 1820 und 1821 sich einige Monate in Chinas Hauptstadt, Peking, aufzuhalten Gelegenheit hatte. Die russische Regierung

unterhält nämlich, wie wir zum Theil schon im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuches, S. XXII. kurz erwähnten, in Folge eines schon im Jahre 1728 mit der chinesischen Regierung abgeschlossenen Vertrags, zu Peking fortwährend eine aus sechs geistlichen (griechischen) und vier weltlichen Mitgliedern bestehende Mission, welche ungefähr von zehn zu zehn Jahren abgelöst wird. Die Geistlichen sind zum Gottesdienste in dem gleichfalls zu Peking befindlichen Kloster zur Reinigung Mariä und in der Kirche zu Mariä Himmelfahrt bestimmt; in Ansehung der weltlichen Mitglieder aber ist der Hauptzweck ihres Aufenthalts zu Peking die gründliche Erlernung der manschurischen und chinesischen Sprache, so wie die Berichtigung und Erweiterung der Kenntnisse von China u. s. w. Im Jahre 1819 beschlofs die russische Regierung eine neue Mission nach Peking zu schicken, und die seit dem Jahre 1808 daselbst befindliche zurückkommen zu lassen. Zum Führer und Aufseher beider Missionsgesellschaften, wurde der oben erwähnte, bei der asiatischen Abtheilung des Departements der auswärtigen Angelegenheiten zu St. Petersburg angestellte Collegien-Assessor etc. Timkowski ernannt. Bereits im Februar 1820 traf die neue Mission in Irkutsk ein und im Juli erreichte sie die, unter dem Namen Kiachta bekannte troitzkosawskische Festung, an der nördlichen Gränze der chinesischen Tatarei, von wo sie jedoch erst zu Ende August nach Peking abreisen konnte. Die ganze Reisegesellschaft bestand, mit Inbegriff der Dienstleute und der zur

Bedeckung erfoderlichen Kosaken, aus dreifsig Personen. Hierzu kam, sobald die Gränze überschritten war, noch ein chinesischer Beamter, so wie ein mongolischer Fürst, welche auf Befehl ihrer Regierung für die Mission unterwegs zu sorgen hatten. Zu ihrer Beförderung und zum Fortschaffen der Lasten dienten 85 Kameele und 150 Pferde, und zur Versorgung mit frischem Fleisch 28 Stück Rindvieh.

Die sehr umständliche Beschreibung dieser Reise, welche Herr Timkowski seit seiner Rückkunft nach St. Petersburg bereits in drei Theilen hat erscheinen lassen, die auch bereits ins Teutsche übersetzt worden*), wolle man in diesem Werke selbst nachsehen; wir begnügen uns, die zum Theil ganz neuen, und sehr anziehenden Nachrichten über Peking, welche der zweite Theil enthält, für unser Taschenbuch hier auszuheben.

Die Hauptstadt Chinas, sagt unser Verfasser, S. 269 des zweiten Theils, ist bei den chinesischen Erdbeschreibern unter dem Namen Schung-tiäng-fu, d. h. die dem Himmel untergebene Stadt, bekannt. Nicht immer war sie die Haupt-

*) Reise nach China durch die Mongolei in den Jahren 1820 und 1821, von Georg Timkowski. Aus dem Russischen übersetzt von M. J. A. E. Schmidt, etc. Erster Theil. Reise nach Peking. Mit 1 Kupf., 1 Charte und 1 Grundrisse. Zweiter Theil. Aufenthalt in Peking. Mit 2 Kupff. und dem Grundr. von P. Dritter Thl. Rückreise nach Rufsland und Blick auf die Mongolei, Mit 5 Kupff. Leipzig, 1825 u. 1826. 8.

stadt des Reiches. Während der politischen Umwälzungen, die China von den frühesten Zeiten an erschütterten, nahm der oberste Beherrscher jedes Appanage-Theils gewöhnlich seinen Aufenthalt in der ihm unterworfenen oder am meisten ergebenen Gegend. Erst die Kaiser des letzten chinesischen Herrscherstammes Min, und die der jetzigen, mandschurischen, Dynastie verlegten ihren Thron in den nördlichen Theil des Landes, nach Beidsin *), das in Europa unter dem Namen Peking bekannt ist.

Nach den Ueberlieferungen der chinesischen Chronikenschreiber war sonst nicht weit von der Stelle, wo jetzt Peking liegt, eine ziemlich grofse Stadt, von einem der ersten Kaiser des Hauses Tscheu erbaut, das von 1122 bis 256 vor Christus Geburt regiert haben soll. Die Nachkommen des mongolischen Chan Dschingis, welche von 1280 bis 1367 nach Christus Geburt China beherrschten, machten sie zu ihrer Hofstadt. Chubilai, Dschingis-Chans Enkel, legte den Grund zu Pekin, unter dem Namen Dadu, d. h. grofse Hauptstadt; sie hiefs auch Dsintschen, d. h. Residenzstadt, und hatte 60 Li, (ungefähr 30 russische Werste oder $4\frac{3}{7}$ teutsche Meilen) im Umkreise.

Die älteste bekannte Nachricht über Peking findet man bei dem venetianischen Edelmann Marco Polo, welcher im

*) S. 271 heifst sie Beipin. D. H.

dreizehnten Jahrhunderte China besuchte und sich länger als drei Jahre im Dienste des eben erwähnten, Chubilai daselbst aufhielt. Junle, der dritte Kaiser der letzten chinesischen Dynastie Min (von 1368 bis 1643) versetzte 1421 seinen Hof aus Nanking nach Peking, und von dieser Zeit an ist diefs die Hauptstadt des Reiches und die Hofstadt aller Kaiser geblieben. Junle überbaute, verschönerte sie, und gab ihr überhaupt die Gestalt, welche sie, mit geringen Abänderungen, bis jetz behalten hat. Nach der Eroberung Chinas durch die Manschuren im Jahre 1644 errichteten ihre Chane, unter dem Namen der Dynastie Dazin, ebenfalls ihren Thron in Peking. Schungdschi, der erste derselben, machte diese Stadt, indem er übrigens die Gesetze und Gebräuche der Chineser unangetastet liefs, zum Mittelpunkte der gesammten obersten Verwaltung des Reichs. Die Besieger Chinas, die Manschuren, so wie die mongolischen und chinesischen Krieger, die Gefährten ihrer Waffenthaten, wurden jetzt sämmtlich Bürger von Peking.

Nach astronomischen Beobachtungen, welche die Jesuiten, als sie noch Missionäre in China waren, an Ort und Stelle gemacht haben, liegt Peking unter 39 Grad 42 Min. 15 Sec. nördlicher Breite und 134 Grad 5 Min. 30 Sec. östlicher Länge von Ferro. Es gehört zur Statthalterschaft Dschili, dessen Hauptstadt indessen noch Bao-din-fu ist. Von der berühmten grofsen Mauer, welche nach der Mongolei hin die nördliche Gränze Chinas macht, sind nach Timkowski's Rechnung bis Peking

ungefähr 200 Werste oder 28½ teutsche Meilen. Es liegt auf einer vollkommenen, trocknen, von aller Waldung entblöfsten Ebene. Etwa 15 Werste (2½ teutsche Meilen) westlich von Peking sieht man eine Kette hoher Berge, die von Norden nach Südwesten läuft. Aus diesen Bergen kommen einige kleine Flüsse, welche die Ebene bewässern. Der eine davon geht rund um ganz Peking und fällt, nachdem er sich in einen Arm unter dem Namen Jungché, d. h. Kanal der Zufuhr, ergossen hat, in den Flufs Baiché bei der Stadt Tundscheu, 25 Werste (3½ teutsche Meilen) östlich von Peking. Aus diesem Flusse ist nordwärts ein anderer Kanal nach Peking geleitet, welcher sich in einige Zweige theilt, den kaiserlichen Hof umfliefst, wo er, sichtbar durch Hilfe der Kunst, einen See bildet, und dann, aus der Stadt nach Osten zu fliefst, wo er sich mit dem Jungché vereinigt.

Trotz der ungeheuern Gröfse und der nicht minder ansehnlichen Bevölkerung Pekings ist die Luft daselbt sehr gesund. Ansteckende Seuchen sind selten und die Verheerungen der (morgenländischen) Pest gänzlich unbekannt. Die Gewässer sind von der Mitte des Dezembers an bis zum März, bisweilen auch kürzere Zeit, mit Eis bedeckt. Die stärkste Winterkälte ist 10 bis 12 Grad unter Null des Reaumurschen Thermometers. Den Frühling begleiten heftige Stürme und Wirbelwinde mit Staub. Im Sommer ist die Hitze, besonders im Juni und Juli, sehr drückend, doch wird der harte, aus Lehm und Sand bestehende Boden durch häufige Platzregen erfrischt. Ströme von

Regen, die von den Bergen herabstürzen, zerstören nicht selten ganze Dörfer und durchwühlen die obern Schichten des Erdreichs nach allen Richtungen. Die schönste Jahreszeit zu Peking ist der Herbst, besonders der September, October und November, wo meistens ein stets heiterer Himmel und eine stille, mäfsig warme Luft herrscht *).

Peking besteht gleichsam aus zwei Städten, nämlich aus zwei grofsen Abtheilungen, die durch eine hohe Mauer von einander geschieden sind. Der nördliche Theil bildet beinahe ein vollkommnes Rechteck (Quadrat) und heifst Dsintschen, d. h. Thronstadt (Residenz). Einige nehmen an, die südliche Mauer dieser Abtheilung erstrecke sich von Osten nach Westen auf $11\frac{1}{2}$ Li (14 Li = 1 teutsche Meile, also etwa $\frac{3}{4}$ t. M.), und die östliche von Norden nach Süden auf 9 Li (ungefähr $\frac{3}{5}$ t. M.). — Die südliche Abtheilung bildet ein längliches Viereck

*) Es fehlt an Nachrichten über die mittlere Barometer-Höhe Pekings. Von Humboldt bestimmt die mittlere Wärme in seiner Abhandlung über die Isotherm-Linien, zu $12\frac{6}{10}$° Cent. oder 10° Reaum. Vergleicht man sie und die angeführten Witterungsverhältnisse dieser Stadt mit ihrer geographischen Breite, so liefse sich auf eine ziemlich hohe Lage derselben schliefsen, wenn nicht im Allgemeinen die Ostküste Asiens beträchtlich kälter wäre als die westlichern Gegenden dieses Erdtheils und Europas. Man vergleiche mein Gemälde der physischen Welt etc. IV. Band, S. 52. D. H.

und heifst Wailotschen, d. h. die äufsere Stadt, im gemeinen Leben die südliche Vorstadt. Sie ist von Norden nach Süden weniger breit als die Thronstadt, aber von Osten nach Westen beträchtlich länger.

Der Umfang der äufsern, oder der Hauptmauer von Peking wird von allen europäischen Erdbeschreibern sehr verschieden angegeben. In der von dem (bei der russischen Mission in Peking angestellt gewesenen griechischen Geistlichen), Pater Jakinf aus der chinesischen Sprache übersetzten Beschreibung von Peking wird gesagt, die Mauer von Dsintschen allein habe im Umkreise 40 Li (fast 3 t. M.), und die Mauer von Wailotschon von drei Seiten 28 Li (2 t. M.); folglich würde mit Ausschlufs der südlichen Mauer von Dsintschen, welche zu 10 Li angenommen wird, der ganze Umkreis Pekings 58 Li (etwas über 4 t. M.) betragen. Diese gezackten, weder mit Gyps noch Kalk beworfenen Mauern sind aus Backsteinen erbaut, 18 Arschinen *) hoch und ungefähr halb so dick und breit, so dafs man oben darauf bequem reiten kann. Zu diesem Zwecke sind in bestimmten Entfernungen sanft abhängige Auffahrten angebracht, auf welchen der Reiter bis ganz oben auf die Mauer hinauf reiten kann. doch ist alles dieses nur von den Mauern der Thronstadt zu verstehen; die Mauern von

*) Die russische Arschine hält $315\frac{2}{7}$ alte Pariser Linien; 100 A. sind soviel als $9\frac{5}{16}$ Wiener Ellen. D. H.

Wailotschen sind dünner, einfacher und von den Mauern anderer Städte in China nicht verschieden.

Peking hat sechszehn Thore, neun in der Thronstadt und sieben in der äufsern Stadt. Ihre Namen sind folgende:

In Dsintschen, der Thronstadt: 1. Gegen Süden das Hauptthor, in der Volkssprache Zängmüng (Ziangmüng); die eigentliche chinesische Benennung desselben ist Dschen-jan-müng, d. h. das gegen Süden gekehrte Thor.

2. Auf derselben Linie gegen Osten: Tschunwüng-Müng (Müng heifst Thor, und wir werden es daher bei den folgenden, um Wiederholung zu vermeiden, weglassen), d. h. Verehrung der Weisheit; im gemeinen Leben Chá ta.

3. Das südöstliche Thor Tschaoján, d. h. den Aufgang der Sonne empfangend; in der Volkssprache Zichua.

4. Dundschi, d. h. gerade gegen Osten gekehrt.

5. Gegen Norden: Angdin, d. h. dauerhafter Friede.

6. Gegen Nordwest: Déschen, d. h. das Thor kriegerischen Muthes, durch welches die Truppen einziehen, wenn sie aus einem siegreichen Feldzuge heimkehren.

7. Gegen Westen: Ssidschi, d. h. gerade gegen Westen gekehrt.

8. Futschen, d. h. Sicherung der Ruhe; im gemeinen Leben Pindsü.

9. Gegen Süden: Ssiuang-u, d. h. Verherrlichung der Tapferkeit; im gemeinen Leben Schungtschen

In Wailotschen (der äufsern Stadt): 10. An der

nordwestlichen Ecke: Dunbäng (Dunbiang), d. h. östliches Seitenthor.

11. Guandsiui (Huandsiui), in der Volkssprache Schágo.

12. Gegen Süden: Dsoang, d. h. linkes Thor des Friedens.

13. Jundin, d. h. unerschütterliche Festigkeit.

14. Juang, d. h. rechtes Thor des Friedens.

15. Guanmin (Huanmin), d. h. vollkommne Ruhe.

16. Ssibäng, d. h. westliches Seitenthor.

In der Thronstadt sind die Thore mit schönen und hohen Bogen, zu neun Stockwerken, und mit Schiefsscharten gebaut. Unten ist eine Art von Saal angebracht, wo sich die Offiziere und Soldaten versammeln, wenn sie von der Ablösung kommen oder die Wache beziehen. Vor jedem Thore ist ein freier, über 360 Fufs grofser Platz, als wie zu den Wachtparaden; um diesen herum geht eben eine solche Mauer wie um die Stadt. Die äufsere Mauer ist ebenfalls durch Thürme gedeckt, so dafs man aus den innern Schiefsscharten die Plätze innerhalb der Mauer, und aus den äufsern die Vorstädte und alle naheliegende Oerter mit Kanonen bestreichen kann. Ueberdiefs sind fast alle 20 Klafter weit, auf der Mauer kleine viereckige Wachthäuser, und an den Ecken der Mauer stehen ziemlich grofse Thürme.

Timkowski sah bei jedem Thore, besonders zwischen der südlichen Mauer und dem Kanale, gesattelte Esel. Auf

diesen Thieren reiten die Chineser, der Schnelligkeit wegen, von einem Thore zum andern, für den Preis von nicht mehr als 10 Tschech, oder ungefähr 4 Kopeken in Kupfer nach russischem Gelde*). — Längs der Stadtmauer halten sich in unterirdischen Gruben Bettler auf. Man kann sich nichts Mitleidswürdigeres und Ekelhafteres vorstellen als den Anblick dieser Unglücklichen. Fast in natürlicher Nacktheit, mit einem Fetzen von einer Matte bedeckt, schleppen sie sich am Tage in den Gewölben der Kaufmanns- oder der südlichen Vorstadt umher, um Almosen zu erbetteln; wenn sie einige Tschech erhalten haben, so kriechen sie wieder in ihre Löcher.

Nahe bei dem Thore Schungtschen (oder Schungdschi) liegt der sehr geräumige kaiserliche Elephantenhof; es befindet sich daselbst ein Tempel, ein Brunnen, vier grofse sehr alte und verfallne Schuppen für die Elephanten, und einige Gebäude für die dabei angestellten Beamten und Diener. Jetzt sind nur acht Elephanten hier, sonst aber waren ihrer weit mehr. Um ihnen die nöthige Wärme zu verschaffen, sind in den Schuppen Oefen angebracht. Man stellt sie mit dem Kopfe

*) 100 Kopeken machen 1 Rubel, und 1 Rubel beträgt in Silber 1 fl. 32 kr. 1 1j4 Pf., in Kupfer 46 kr. 3 1j2 Pf. Conv. Münze; 4 Kupfer-Kopeken also ungefähr 2 kr. Conv. Münze — 13 Silber-Rubel machen 1 Cölnische Mark fein Silber.

D. H.

gegen die Thüre und füttert sie mit Waizenstroh, in welches Reifs eingewickelt wird. Aber kaum $\frac{3}{10}$ bekommen die Elephanten von dem ihnen Bestimmten; das Uebrige verliert sich in den Händen der Beamten und wird in niedliche Häuserchen, Equipagen u. s. w. verwandelt. Diese Elephanten hält man, um die Gefäfse zu tragen, welche der Chuandi (Kaiser) beim Darbringen der Opfer gebraucht. Hierzu sind besondere, sehr grofse Tragbahren gemacht. Uebrigens führt man jeden Morgen des Ceremoniells wegen, vier Elephanten in die Hofburg. Ein Elephant klopft, auf die Stimme seines Führers, mit dem Rüssel so viele Male auf den Fufsboden, als jener es befiehlt; ein anderer brüllt u. s. w. Viele sind alt und schwach, einige so zahm, dafs sie frei im Hofe herumgehen. Die meisten in China vorhandenen Elephanten sind, mit bedeutenden Kosten, aus Birman dahin gebracht worden.

Die Strafsen in Peking sind grofs und gerade; obgleich ungepflastert, ist der Boden doch ziemlich fest. Die Hauptstrafsen sind ungefähr 60 Arschinen (ungefähr 136 rheinländische oder 131½ alte französische Fufs) breit. Nur eine, bekannt unter dem Namen Tscha-nang-dse (Chang-gan-kiai), d. h. die Strafse der ewigen Ruhe, hat bis 90 Arschinen (ungefähr 204 rheinl. oder 197 alte franz. Fufs) in der Breite. Sie ist die beste in Peking, geht in einer Krümmung von Osten nach Westen und wird auf der Nordseite von einem Theile der kaiserlichen Hofburg-Mauer, auf der Südseite von verschiedenen Privatgebäuden und Gerichtshöfen gebildet.

Die Häuser in der Stadt haben in der Regel nur Ein Stockwerk, sind sehr niedrig, aus Backsteinen gebaut, nicht beworfen und mit grauen Ziegeln gedeckt. Die Gerichtshäuser und die Fürstenhöfe (fürstlichen Paläste) zeichnen sich durch einen hohen Grund und schöne Thore aus; überdiefs haben die Fürstenhöfe Dächer von grünen glasirten Ziegeln. Zu beiden Seiten der Hauptstrafsen sind sehr schöne Kaufmannsläden erbaut. Der Glanz und die Mannigfaltigkeit der Waaren, die hier zur Schau ausgelegt sind, gewähren dem Auge einen herrlichen Genufs. — Die Strafsen und die Häuser in der äufsern Stadt sind weit schlechter als die in der Thronstadt.

Ueber das Innere der Gebäude zu Peking und der chinesischen Wohnungen überhaupt giebt Timkowski gleich im Anfange des zweiten Bandes, wo er seine eigne Wohnung beschreibt, umständlichere Nachrichten. Alle Häuser, sagt er, von den Hütten des Handwerkers bis zu den Palästen der Grofsen, werden aus Backsteinen, nur Ein Stockwerk hoch, und im Innern des Hofes erbaut, der immer mit einer hohen steinernen Mauer umgeben ist, so dafs man von der Strafse nur die Dächer sieht. Kaufmannsgewölbe, die bei den Häusern erbaut werden, machen davon eine Ausnahme. Grofse Fenster mit Papier verklebt (nur in den Zimmern des russischen Klosters sind sie aus Frauen- oder Marienglas) nehmen die ganze Vorderwand des Hauses ein, die immer, wo es nur der Platz erlaubt, gegen Süden gekehrt ist. Die Zimmer sind ziemlich hoch, die Wände mit weifsen und bunten Papiertapeten über-

klebt. Auch erblickt man auf denselben fast in jedem Hause, in jedem Gewölbe und jeder Bude, selbst in den Gemächern des kaiserlichen Palastes, denkwürdige Sprüche von Weisen und Dichtern, in chinesischer Sprache mit künstlichen Zügen, auf weifsem, rothem oder anderm Papier geschrieben. Dergleichen Inschriften heifsen Duidsü. Die Thüren und Verschläge im Innern der Zimmer sind bei wohlhabenden Leuten aus theuern Holzarten, z. B, Kampferholz, Cypressenholz und dergleichen gearbeitet. Aufser dem schönen Anblicke, den sie gewähren, erfüllen sie auch die Zimmer mit Wohlgeruch. Tische und Stühle, gleichfalls aus gutem Holze, sind mit einem glänzenden Spiegellack überzogen. — Grofse Häuser bestehen aus einer ganzen Reihe Zimmer; vor denselben befindet sich eine bedeckte Gallerie auf Säulen, aus welcher man in die Zimmer gelangt, welche übrigens inwendig keine weitere Gemeinschaft unter sich haben. In den Zimmern giebt es keine Oefen, sondern man erwärmt sie mittelst besonderer kupferner Gefäfse oder Vertiefungen, welche eigens unter breiten steinernen Divans angebracht sind und mit Steinkohlen geheizt werden. Diese Divans befinden sich entweder gerade unter den Fenstern, oder werden in den Wänden angebracht, und dienen des Tages zum Sitzen und in der Nacht als Bett. Doch haben vornehme und reiche Chineser auch besondere Bettstellen mit seidenen Vorhängen. Zur Verminderung des Dampfes, der durch das Verbrennen der Steinkohlen erzeugt wird, stellt man marmorne, mit Wasser gefüllte Gefäfse ins Zimmer,

welche das schädliche Gas einsaugen; und um auch dieses unentbehrliche Geräth in eine Zimmerverzierung zu verwandeln, unterhält man Goldfischchen in diesen Gefäfsen. — Die Bauart der chinesischen Dächer ist zum Theil auch in Europa bekannt. Sie sind nicht flach, wie die der wärmern Länder in Osten und Süden, sondern hoch, und haben in der Mitte nach innen zu eine merkliche Vertiefung. Die Ränder des Daches ragen über die Mauern des Hauses hervor und sind ein wenig aufwärts gekrümmt, doch nicht in solchem Grade, wie man es bei uns auf den Lusthäusern macht. In Hinsicht der Farbe, mit welcher die Ziegel überzogen sind, giebt es besondere Regeln. Mit gelben dürfen nur die Tempel und die kaiserlichen Gebäude gedeckt seyn; die Häuser der Vornehmen haben grüne, und die der übrigen Volksklassen graue Ziegel. Ausnahmen und geringe Verschiedenheiten bei dieser Bauart finden natürlich nach Mafsgabe des Klima, der Lage etc. Statt.

Die ansehnlichsten Gebäude in Peking, wie in China überhaupt, sind die erhabenen, geräumigen mit Säulenreihen und prächtigen Marmortreppen verzierten Tempel. Doch sind mehre solcher Tempel auch ziemlich unansehnliche Gebäude. Timkowski hatte während seines Aufenthaltes in Peking Gelegenheit, mehre Tempel daselbst zu besehen. Der Tempel des Fo, der sich auf dem russischen Hofe befindet (man erbaut nämlich in China auf jedem, zu einem Gerichtshofe oder sonst einer öffentlichen Anstalt gehörigen Platze, einen besondern Tempel) ist ein kleines, sehr armseliges Gebäude. Hier-

her kommen am 1. und 15. jedes Monats die Lamas (Priester) und lesen, unter wiederholten Schlägen an die Glocke, Gebete vor den Götzenbildern, wobei sie wohlriechende Kerzen anzünden. Uebrigens hat jeder gemeine Mann dasselbe Recht, und die Handelsleute halten es sogar für eine unerläfsliche Pflicht, an den oben genannten Tagen in irgend einen Tempel zu gehen und den Götzenbildern ihre Verehrung zu bringen. — Am 2. Febr. 1820 verkündigte der dumpfe Schall der Pauken in den Tempeln den Eintritt des neuen Jahres nach dem chinesischen Kalender. In dem erwähnten Tempel des Fo, innerhalb des russischen Klosterhofes, wurden vor den Götzenbildern wohlriechende Kerzen angezündet; ein Lama las Gebete, während er auf eine kupferne Vase schlug. Mit dem Erscheinen der Morgenröthe begab sich der Chuandi (Kaiser), in Begleitung aller Prinzen vom kaiserlichen Geblüte und anderer sehr vornehmer Personen, in den schamanischen Tempel, der zum Andenken seiner Ahnen, der mandschurischen Chane, errichtet ist und nicht weit vom Gerichtshofe der auswärtigen Angelegenheiten liegt.

Die Tempel Chuanfsü, welche Timskowski am 23. Jan. besuchte, sind eigentlich mehre Klöster und liegen zwei Werste aufserhalb der Stadt. Das erste derselben, gegen Westen, ist auf Kosten des chinesischen Kaisers erbaut und den tangutischen Lamas überlassen; die übrigen zwei, das mittlere und das östliche, sind von mongolischen Fürsten errichtet, welche den Mandschuren zur Eroberung Chinas behilflich gewesen

waren. In den zwei letzten Klöstern wohnte ehedem die mongolische Geistlichkeit. Als aber die Lamas aus den Steppen durch ihr unbedachtes und üppiges Leben das Vermögen, die Ländereien und Häuser dieser Klöster verschwendet hatten, wurde das mittlere Lamas von der chinesischen Religion des Fo übergeben und die Mongolen haben seitdem nur das östliche behalten. Der zu diesen Klöstern gehörige Tempel ist ein sehr grofses ansehnliches Gebäude, in Gestalt eines länglichen Vierecks, von Backsteinen, zwei Stock hoch, und nach der tibetischen geistlichen Vorschrift in der Richtung von Süden nach Norden aufgeführt, und mit gelben Ziegeln gedeckt. An der Vorderseite und im Innern des Tempels stehen grofse Säulen von wohlriechendem Holze, deren jede man, wegen ihrer Gröfse und Stärke und wegen der weiten Herbeischaffung, auf 10000 Rubel schätzt. Um den Tempel her sind Cypressen gepflanzt, und unter seinem Dache werden grofse Schaaren Tauben gehalten. Jenseits zweier Mauern westlich vom Tempel erhebt sich eine Denksäule (ein Obelisk) aus weifsem Marmor. Man sagt, diese Denksäule sei vom Kaiser Zänglung (Kianglong) zum Andenken des hier verstorbenen Bangtschang (Oberhaupt des Buddha-Glaubens, der zweite nach dem Dalai-Lama) Erdeni errichtet worden; aber nach den an den Seiten ausgehauenen Vorstellungen, die alle aus der Geschichte des Schigemuni oder Fo (Buddha) genommen sind, zu urtheilen, kann man mit mehr Wahrscheinlichkeit annehmen, dafs dieses Denkmahl zu Ehren dieses Religionsstifters, dessen Lehre Tibet,

China, die Mongolei, die Buräten und Kalmücken folgen, errichtet sei. Es ist, wie noch zwei andere in Peking, in Form eines achteckigen Thurms, vom Grunde aus 15 Klaftern hoch, erbaut. Der Thurm ist oben ziemlich dünn und mit einer grofsen Haube von reinem Golde, welche die Gestalt einer Mütze des Dalai-Lama hat, bedeckt. An den vier Ecken stehen gleichfalls marmorne Säulen mit Schnitzwerk.

Da die russischen Geistlichen von den in diesen Chuanfsü-Klöstern wohnenden Lamas eingeladen worden waren, dem Gottesdienste des Kutuchta beizuwohnen: so begab sich Timkowski am 16. Febr. in ihrer Begleitung dahin. Es leben in Peking drei Kutuchtas (Oberpriester). Der erste hat seine Wohnung in einem grofsen ansehnlichen Tempel, in Chuantschen, nahe bei der Hofburg; der zweite ist in dem Tempel Junchogun, im nördlichen Theile von Peking, und der dritte hat den mittlern Tempel in Chuanfsü inne. Die Russen wurden bei ihrer Ankunft sogleich in den östlichen Tempel geführt, wo schon der Dienst vor den Götzenbildern begonnen hatte. Alle Thore waren verschlossen, um das neugierige Volk abzuhalten, und sie mufsten zu dem Haupttempel durch die Zimmer der hier wohnenden Lama's gehen. Sie stiegen auf die vor der südlichen Thüre des Tempels erbaute Marmor-Terrasse, wo sie in einem grofsen Lehnstuhle den Kutuchta, mit dem Gesichte gegen den Tempel gekehrt, erblickten. Vor ihm stand ein langer, mit einem gemodelten Seidenzeuge bedeckter Tisch; auf diesem Opfergefäfse mit Getraide, Wasser

u. s. w., und zu beiden Seiten fünf Lamas von dem östlichen Mongolen. Sie lasen und sangen in der Oktave tibetische Gebete. Rechts und links sassen in zwölf Reihen auf dem Fussboden, mit untergeschlagenen Beinen, andere Lamas, mehr als zwei hundert an der Zahl, die sich aus den pekingschen Tempeln hier versammelt hatten. Der Kutuchta schlug von Zeit zu Zeit mit silbernen Tellerchen zusammen, die ein ehrenvolles Abzeichen der höhern Geistlichkeit sind und Heiligkeit, Unversehrtheit und Altersvorzug bedeuten; er gab damit den Lamas das Zeichen, abwechselnd entweder auf den Tonwerkzeugen zu spielen oder zu singen. Die Spielleute standen von den Uebrigen abgesondert. Ihre Blas-Instrumente glichen Hoboen und Clarinetten. Einige waren aus grofsen Seemuscheln gemacht, und diese gaben den durchdringendsten Schall. Sie schlugen auch auf kupferne Teller von verschiedener Gröfse und Pauken. Timkowski bemerkt mit Recht, dafs dieses Tonspiel mehr Schrecken, als sanfte Gefühle und Rührung zu erregen geeignet war. Weltliche Verehrer des Lehrers Fo waren hier gar nicht zugegen.

Am 16. Mai hatte Timkowski, bei dem Abschiedsbesuche, den er dem Tschen-Lama machte, Gelegenheit, die nahe am kaiserlichen Hofe gegen Nordwest liegenden Tempel zu sehen. Sie sind mit rother Farbe überzogen, geräumig, prachtvoll und musterhaft reinlich. Hier wohnte der vorhin erwähnte Kutuchta, welcher indefs damals für das ganze Jahr nach seinen Tempeln in Dolonnor gegangen war. Man zeigte den Russen

seine Zimmer, die im besten chinesischen Geschmack erbaut und reich verziert waren. Die innern Scheidewände waren von kostbarem wohlriechendem Holze, und statt der Thüren sah man Vorhänge. Der Fufsboden war mit mehren Schichten von Filzdecken belegt, über welche oben sehr schöne Teppiche ausgebreitet waren. An den Wänden hingen einige Gemälde von tibetischer und chinesischer Arbeit, und in zwei Zimmern befanden sich englische Stockuhren u. s. w.

Auch ein chinesisches Mönchskloster, das Choschansche, hatten unsere Russen am 17. Febr., wo das Neujahr der Chinesen gefeiert wurde, zu besuchen Gelegenheit. Es liegt zwei bis drei Werste aufserhalb der Stadt, vor dem Thore Ssitchi. Der äufsere Anblick ist nicht sehr ausgezeichnet. Beim Eintritt aus dem vordern Hofe durch das Thor erblickt man eine niedrige Ceder mit weithingestreckten Aesten; hinter dieser steht quer vor ein zwei Stock hohes Gebäude; in dem untern befindet sich ein allgemeines Speise- und ein gemeinschaftliches Schlafgemach. Die Choschanen (so heifsen die hier lebenden Mönche) sind eine Art chinesischer Trappisten; sie beobachten stets ein strenges Fasten, geniefsen nicht einmal Milch oder Fische, und müssen sogar sitzend schlafen. Die magern und bleichen Gestalten betrachteten die Russen mit merklicher Verwunderung. Hinter dem erwähnten Gebäude befindet sich ein Thurm, auf welchem eine bei den Chinesern sehr berühmte Glocke hangt. Sie ist aus Kupfer gegossen und durch die Länge der Zeit sehr schwarz geworden.

Sie hat die Gestalt eines abgestumpften Kegels, ist über zwei Klaftern hoch, unten ungefähr 4, oben 2 Arschinen weit und mit gegossenen chinesischen Buchstaben verziert. Ihr Gewicht mag an 3000 Pud (= 876 Wiener Centner,) betragen. Bei den Handhaben der Glocke, zu welchen man auf einem dunkeln und steilen Treppchen hinaufklettern mufs, ist eine kleine Oeffnung, durch welche andächtige Besucher aus einer gewissen Entfernung kleine Münzen werfen. Wer in die Oeffnung trifft, zieht daraus eine glückliche Vorbedeutung. Alles dieses Geld fällt auf den Fufsboden unter der Glocke und verschafft den Choschanen an Feiertagen, wo diefs Kloster von mehren Tausend Personen aus der Hauptstadt besucht wird, ein regelmäfsiges Einkommen.

Aufser den chinesischen Tempeln giebt es in Peking auch zwei römisch-katholische, portugiesischen Franciscanern gehörige Klöster, eine griechisch-russische Kirche und eine mohamedanische Moschee. Die portugiesischen Klostergeistlichen leben zu Peking nicht mehr, wie ursprünglich, als Missionare, sondern als Mitglieder der astronomischen oder mathematischen Akademie. So grofs nämlich der Widerwille der chinesischen Regierung gegen die römisch-katholischen Christen ist, so sieht sie sich doch genöthigt, wenigstens einigen Missionaren den Aufenthalt in Peking zu gestatten, damit sie bei der Verfertigung des Kalenders Beistand leisten. So alt und weise dieses Volk sich auch zu seyn dünkt, so hat es doch in der eigentlichen Sternkunde

(Astronomie, wohl zu unterscheiden von der Sterndeutekunst, Astrologie) bis jetzt nur sehr schlechte Fortschritte gemacht. Ihre alten gepriesenen Sternwarten und die dabei befindlichen Werkzeuge wurden durch fremde Gelehrte errichtet und mitgebracht, welche der berühmte Chubilai, Dschingis-Chans Enkel, aus Bälch und Samarkand hierher berief. Die Regierung rechnet noch immer unter die höchsten und nützlichsten Angelegenheiten die Herausgabe des jährlichen für das ganze weite Reich bestimmten Kalenders. In diesem muſs nicht nur die Eintheilung des Jahres, welche zur gehörigen Ordnung in der Betreibung des Ackerbaues und der andern Gewerbe unumgänglich nöthig ist, sondern auch jeder glückliche und unglückliche Tag, die rechte Zeit zum Heurathen, Reisen, Kleiderverfertigen, Kaufen, Bauen, zum Erbitten einer Gnade beim Kaiser und zu vielen andern Verrichtungen des gemeinen Lebens angezeigt werden. Durch diese Mittel zum Theil beweist die Regierung ihre ausgezeichnete Ueberlegenheit, und so zu sagen, ihre enge Verbindung mit den Himmelsbewohnern, und erhält dadurch ihre Unterthanen in den Schranken einer frommen Unterwürfigkeit. Eben zu diesem Ende haben die Beherrscher Chinas eine besondere astronomische Akademie errichtet. Man hüte sich aber, tiefgelehrte Sternkundige in derselben zu suchen. Als diese berühmten aus Mandschuren bestehende Akademie, worin die Europäer, obwohl die jüngsten, doch die thätigsten Mitglieder sind, ihre Blicke auf das Planetarium warf, das sich unter den vom Könige von England

an den Kaiser von China durch Lord Macartney übersandten Geschenken befand: so konnte der bei dieser Gesandtschaft befindliche Sternkundige Barrow dem Präsidenten jenes astronomischen Vereins auf keine Weise die wahre Bedeutung der erwähnten Maschine begreiflich machen. Konnte wohl übrigens ein Volk, das kaum die ersten Regeln der Rechenkunst versteht, das seine Berechnungen auf einem Rechenbrete, dem ähnlich, wie es die russischen Kleinkrämer gebrauchen, macht, das überdiefs weder die Analysis noch die Geometrie kennt, sich zu den gegenwärtigen Begriffen der Sternkunde erheben, die Einrichtung des Weltalls erkennen, den Weg der Planeten bestimmen und mit sicherm Schritte ihrem unwandelbaren Laufe folgen?

Am 22. Jänner fuhr Timkowski in Begleitung des Pater Archimandriten Peter und des Pater Jakinf zu dem Franziskaner Gau, welcher vor Kurzem zur Würde eines Bischofs von Peking ernannt worden war, und in dem nördlichen Kloster, auf chinesisch Beitang genannt, wohnte. Dieses Kloster liegt in der nordwestlichen Ecke der Hofstadt Chuantschen; ehedem wohnten hier die französischen Missionare, wovon der letzte, Gramont, vor Kurzem, auf Befehl der chinesischen Regierung, fortgeschickt worden war. Kaum waren die Russen in den Hof hineingefahren, so kamen ihnen getaufte Chineser entgegen und begleiteten sie in den Gastsaal. Dort erschien bald nachher, in chinesischer Kleidung, der Vorsteher des Klosters, Hr. Gau, ein Mann von 38 Jahren, aus

den portugiesischen Inseln, der sehr gut lateinisch sprach und in dem Nüigé (Senat) das Amt eines Dolmetschers verwaltete. Die Hauptgegenstände des Gespräches waren die Reisebegebenheiten der Russen, die berühmten Siege des russischen Heeres in den Jahren 1812 bis 1814, und das Mifslingen der letzten englischen Gesandschaft (unter Lord Amherst 1816). Im Saale standen zwei grofse Schränke mit Büchern; an den Wänden hingen einige Bildnisse französischer Könige, worunter das des unglücklichen Ludwig XVI.; auch das Bildnifs des durch die Gränzverhandlungen Rufslands mit China bekannten Jesuiten Parennin, und die Bildnisse einiger andern französischen Jesuiten. Auch zeigte man den Russen Kupferstiche, welche die blutigen Schlachten der Chineser mit den Sungaren, unter Kanfsi, vorstellten. Diese Schlachten waren von den bei diesem Kaiser befindlichen Jesuiten gezeichnet, dann in Paris gestochen und abgedruckt worden; von da hatte man sie, nebst den Platten, wieder nach Peking zurückgeschickt. Es war viel Lebhaftigkeit in der Darstellung und grofse Kunst in der Ausführung.

Die Klosterkirche war ein steinernes Gebäude von einfacher Bauart, in Gestalt eines länglichen Vierecks; im Innern sah man an den Wänden Gemälde aus der heiligen Schrift dargestellt, von ziemlich guter Arbeit. Doch soll das ehemals in dem östlichen Theile Pekings befindliche Kloster des heiligen Josephs, in welchem die Missionare aus Italien und Teutschland ihren Wohnsitz hatten, den Chinesern noch weit mehr

als Muster des ihnen gänzlich unbekannten europäischen Kunstgeschmacks gedient haben. Dieses Kloster ist aber seit einiger Zeit durch eine Feuersbrunst bis auf den Grund zerstört worden. — Die Kirche des nördlichen Klosters ist der erste christliche Tempel zu Peking. Nach ihrem Muster ist auch die auf Kosten des Kaisers Chuandi Jundschen errichtete Kirche zur Reinigung Mariä, auf dem russischen Klosterhofe erbaut. In der römisch-katholischen Kirche sind, dem Altare gegenüber, Teppiche in einigen Schichten über einander ausgebreitet, auf welchen die getauften Chineser beim Gottesdienste sitzen. Um das Gebäude herum wachsen Cypressen und Wacholdersträuche, deren Zweige wie in französischen und holländischen Gärten, in verschiedenen Gestalten zugeschnitten sind. Nach der Rückkehr in den Saal wurden die Russen mit chinesischem Backwerk, Madera und Kaffeh bewirthet.

Das nördliche Kloster besteht aus vier sehr grofsen Höfen. Es hat viele recht hübsche Gebäude in chinesischem Geschmack; aber Alles ist jetzt sehr in Verfall und verödet; Alles zeigt, dafs die Katholiken in China nicht einen Schatten mehr von jener Gröfse und jenem Reichthum haben, den sie unter den Kaisern Kanfsi und Zänglung besafsen. — In diesem Kloster wohnt auch der Bischof der südlichen Christen, oder eigentlich der Dsännangschen Statthalterschaft, Pius, auch ein Portugiese von Geburt.

Die russisch-griechische Kirche zur Himmelfahrt Mariä (ehedem zum heil. Nikolaus) befindet sich am nördlichen Ende Pekings, in dem Theile der Stadt, welcher Lotscha (Teufel) und Chuapitschan (Birkenrinden-Platz) heifst. Sie ist zur Zeit der Einwanderung der Albasinéischen Kosaken errichtet worden, und war ehemals ein heidnischer Tempel. Die Nachkommen dieser Albasiner haben jetzt ihre Wohnungen im östlichen Theile der Stadt, wo die (mandschurische) Division liegt, zu welcher sie gehören. Sie haben sich, ihrem Geiste nach, ganz von den Russen entfernt. Man zählt unter ihnen nur noch an 22 Personen, welche die heilige Taufe erhalten haben; aber auch diese haben sich, wegen ihrer Verwandtschaft und ihrer Abhängigkeit als Unterthanen, den Mondschuren so sehr genähert, dafs es schwer ist, sie zu unterscheiden. Sie sprechen dieselbe Sprache, tragen dieselbe Kleidung, und haben auch in der Lebensweise alle Gebräuche des armen, Müfsiggang liebenden mandschurischen Soldaten, des abergläubigen Anhängers der schamanischen Religion, angenommen.

Aufser den zwei Haupttheilen Pekings, der Thronstadt und der äufsern Stadt (in welcher Letztern die Strafsen und Häuser weit schlechter sind als in der Erstern), giebt es noch zwölf Vorstädte, welche im Durchschnitt jede eine Ausdehnung von zwei Wersten haben.

Ungeachtet der Raum, welchen Peking mit seinen zwölf Vorstädten einnimmt, sehr beträchtlich ist: so folgt daraus doch

keine so ungeheure Bevölkerung, z. B. von drei Millionen, wie manche Reisende und Schriftsteller ihm gegeben haben. Erstlich ist die Hälfte der äufsern Stadt fast leer, die grofsen von Häusern umgebenen Plätze Täng tang, des Himmelstempels, und Ssäng nun tang, des dem Erfinder des Ackerbaues geheiligten Tempels ausgenommen. Der übrige Raum besteht aus Feldern, Gärten und Begräbnifsplätzen. Dann sind in Dsintschen, oder in der Thronstadt, aufser der (weiter unten zu beschreibenden) sehr grofsen kaiserlichen Hofburg, viele Paläste der Grofsen, Vorrathshäuser, Gerichtshöfe, Seen und Tempel, welches alles mehr als die Hälfte von Dsintschen einnimmt. Die Strafsen darin sind breit, und die Häuser auf beiden Seiten nur Ein Stockwerk hoch. Dagegen wohnen freilich auch die Chineser wieder sehr eng beisammen, und zwanzig finden einen Raum sehr bequem, der zehn Europäern zu enge scheinen würde. In Erwägung aller dieser Umstände ist Timkowski geneigt, der Schätzung des französischen, in Peking lebenden Jesuiten Gobille beizutreten, welcher die Einwohnerzahl im Ganzen zu zwei Millionen annimmt. Da selbst die Regierung kein genaues Verzeichnifs der Unterthanen nach Köpfen führt, so ist es schwer, hierüber ganz aufs Reine zu kommen. — Einem Europäer mufs die Volksmenge Pekings in einigen Strafsen der Thronstadt, und überall in den Vorstädten, sehr auffallen. Diese ist wirklich so ansehnlich, dafs vornehme Personen, wenn sie durch die Strafse fahren, Leute zu Pferde voranschicken, um den Weg

frei zu machen. Frauen zeigen sich selten öffentlich, ohne nach Art der Mohamedanerinnen ihr Gesicht zu verhüllen; Mannspersonen gehen nicht blofs wegen Handels- oder anderer Berufsgeschäfte aus, sondern auch, und zwar noch weit mehr, aus blofser Neugier, um Gaukler zu sehen, Neuigkeiten einzusammeln, und Wahrsagern oder Marktschreiern zuzuhören, die die wundervollen Wirkungen ihrer Arzneien anpreisen.

Ueber den Handel und die Gewerbe Pekings finden wir in Timkowskis Reisewerke keine erschöpfenden Nachrichten. Die Kaufmannsgewölbe befinden sich gröfstentheils in der äufsern Stadt, Wailotschen. In einer besondern äufserst engen und schmutzigen Gasse, Liulitschán, sieht man am Eingange einige Gewölbe mit gedruckten Büchern in chinesischer und mandschurischer Sprache. Alle hier in grofser Menge und in wissenschaftlicher Ordnung aufgestellte Bücher sind gebunden. Die ziemlich ungebildeten Buchhändler bestimmen nicht selten den Preis der Bücher nach dem Gewichte; sie haben die Gewohnheit, etwas fünf Mal theurer als es werth ist, zu verkaufen. Da oft mehre Blätter in einem Buche fehlen, oder Blätter aus drei oder verschiedenen Werken zu Einem Buche vereinigt sind: so mufs man mit grofser Vorsicht zu Werke gehen, um nicht ein Opfer der Hinterlist dieser chinesischen Buchhändler zu werden. (Dasselbe kann man aber auch von vielen andern Gegenständen des Handels zu Peking sagen). Die besten Bücher, besonders die geschichtlichen, werden in der Hofdruckerei gedruckt. Hier kaufen sie

die Buchhändler aus Peking und andern Städten zu den von der Schatzkammer festgesetzten Preisen. Diese Druckerei giebt auch Zeitungen aus, welche alle zwei Tage in Peking herauskommen, und nur Nachrichten enthalten von inländischen und ungewöhnlichen Vorfällen, von kaiserlichen Befehlen, besonders von Ernennungen zu Stellen, Beförderungen, Belohnungen ausgezeichneter Männer durch die Gnade des Chuandi (Kaisers) mit einem gelben Kleide, oder mit Pfauenfedern, welche dasselbe bedeuten, was in Europa Ordensbänder und Sterne. — Aufserdem haben die Vornehmen und selbst auch Buchhändler eigene kupferne oder hölzerne Tafeln, auf welchen Werke von minderer Bedeutung ausgeschnitten werden. Sie machen, nach Mafsgabe des Bedarfs, Abdrücke davon und verkaufen solche Bücher zu einem beliebigen Preise. Die Ausgaben erhalten ihren Werth durch leserliche und schöne Schriftzüge, in welchen die Worte ausgeschnitten sind; denn bewegliche Typen zum Setzen gebraucht man hier in den Druckereien nicht; so wie auch durch das Papier, welches aus abgekämmten Seidenfasern und Baumwolle gemacht wird.

In der nämlichen Strafse, wo diese Buchläden sind, befinden sich auch Gewölbe mit Galanterie-Waaren. Hier verkauft man Gemälde und andere häusliche Verzierungen von Jaspis, Elfenbein und kostbaren Holzarten, von dem feinsten Schnitzwerk; auch die vortrefflichsten gläsernen porzellanenen, lakirten Geräthschaften u. dgl. m. Man findet hier Manches aus den kaiserlichen Schlössern, was durch die Verschnittenen

entwendet und für eine Kleinigkeit hier verkauft worden ist. Auch sahen die Russen hier viele englische Arbeiten, welche über Kantong nach Peking gelangen.

Unweit dieser Strafse befindet sich die Fliesen- und Glasfabrik (Liulitschan). Unter der jetzigen Dazinschen Dynastie sind zur Verwaltung dieser Fabrik zwei Aufseher angestellt, ein Mandschur und ein Chineser. Man verfertigt hier überglaste Ziegel von verschiedenen Farben.

Auf dem Hofe des oben erwähnten Klosters Chuanfsü befindet sich eine Metallgiefserei, worin aus Kupfer Bilder von verschiedener Gröfse gegossen, vergoldet und durch die ganze Mongolei verführt werden. Bildsäulen von mäfsiger Gröfse werden nach Verhältnifs ihrer Länge verkauft; für jedes Werschok (= $\frac{1}{16}$ Arschine) bezahlt man eine Lana (= 2 Silberrubel). Die Russen wünschten beim Besuch dieser Anstalt, ein solches Götzenbild zu kaufen, wurden aber abgewiesen, weil man sie für Heiden ansah.

Ein Hauptgegenstand der chinesichen Gewerbsleute und eine der ergiebigsten Quellen ihres Gewinnes besteht in der Versorgung der Einwohner Pekings mit Lebensmitteln und andern Bedürfnissen. Fast Alles kommt aus den südlichen Statthalterschaften. In der Hauptstadt selbst blühen nur die Färbereien und die Steinschneidereien, welche aber auch wirklich sehr vorzügliche Arbeiten liefern; nirgends als in Peking kann man so schön blau färben. Die Pekingschen Kaufleute richten sich übrigens im Anschaffen ihrer Vorräthe streng

nach der Zahl ihrer Abnehmer und nach der Gröfse des Luxus derselben. Daher stehen ihre Gewölbe gegen das Ende des Handelsjahrs, und bis die Zufuhr neuer Waaren beginnt, was erst im Monat Juni, nach völlig hergestellter Wasserverbindung erfolgt, merklich leer.

In allen Theilen der Stadt werden Lebensmittel verkauft. Fast auf jedem Schritt findet man Kaufläden oder Buden mit Reifs, Mehl, Brod, das über Wasserdampf gebacken, oder vielmehr gekocht ist, Oel und dgl. m. Wie alle Chineser geniefsen die Bewohner Pekings vorzüglich gern Schweinefleisch, das hier auch sehr schmackhaft und leicht verdaulich ist. Schöpsenfleisch ist die Hauptspeise der Mandschuren, und der sich in Peking aufhaltenden Mongolen und Turkestanen; Rindfleisch essen nur die Letztern; auch ist, es so wie das Schöpsenfleisch, ziemlich schlecht, was davon herrührt, dafs das Vieh, so weit und auf beschwerlichem Wege aus der Mongolei herbeigetrieben und bei den Fleischern schlecht genährt wird. Milch in Peking zu bekommen ist, schwer. Butter, besonders aus Schafmilch gemacht, bringt man aus der Mongolei. Die Chineser ziehen ihr das Schweineschmalz vor und können nicht einmal den Geruch der aus Kuhmilch gemachten Butter leiden. Von zahmem Federvieh halten und geniefsen die Chineser nur Gänse, Enten und Hühner. Die Erstern sind ein unumgängliches Erfodernifs bei Hochzeitschmäusen; das Hühnerfleisch wird schwächlichen Leuten verboten, aber Enten — Jádsü, fette Jadsü, — sind das leckerste Gericht für

eine chinesische Tafel, die bei Gastmählern aus dreifsig und noch mehr Trachten besteht. Die Enten in Peking sind ungewöhnlich grofs, durch Mästung sehr fett und schmackhaft. Im Winter verkauft man Haselhühner, Fasanen und jedes andere Wildpret. Beim Einkaufe der Lebensmittel ist grofse Vorsicht nöthig. Die chinesischen Kaufleute verfälschen das Mehl mit gepülvertem Alabaster oder Sand; oft verkaufen sie das Fleisch verreckter oder in der Regel nicht efsbarer Thiere, z. B. von Eseln, Maulthieren, Kameelen. Die armen Chineser und Mandschuren sind indessen gar nicht eckel in der Wahl. Enten und Hühner (aber nicht Truthühner) werden auf eine eigene Art, unter der Haut, aufgeblasen, damit sie weifs und fett aussehen und dgl. m.

Frische Fische, besonders Karpfen, erhält man in Peking aus den nächsten Flüssen und den am Meere liegenden Gegenden; auch viele geräucherte Fische, eingesalzene Seekrebse u. s. w. Im Winter bringt man für die Hofburg, auf Kameelen vom Flusse Amur, eine grofse Anzahl Fische, Störe, Hausen, Karpfen u. s. w. Der Kaiser theilt sie mit den Fürsten des ersten Grades, und auf diese Weise gerathen sie zum Theil auch auf den Markt.

Von Gemüsen aus Küchengärten und Gartenfrüchten findet man grofsen und schmackhaften Kohl, Gurken, Möhren (Gelbe Rüben), Rüben (Weifse Rüben), Rettige u. dgl. Alle diese Gemüse, der Kohl ausgenommen, werden mit Salz eingelegt, und dienen dann bei Tische als Gewürz und Salat. Es giebt

sinen und Citronen; sie sind aber nicht sonderlich schmackhaft.

Das allgemeine und tägliche Getränk ist Thee, aber von ganz anderm Ansehn und Geschmack als der, welchen man nach Europa gehen läfst. Für sich pflücken die Chinesen von dem Theestrauche das junge Blatt ab und trocknen es an der Sonne. Diese Art von Thee ist angenehmer von Geruch und Geschmack und sogar heilsam für den Magen. Uns Europäern aber verkaufen sie das schon ausgewachsene, ein wenig geröstete Blatt, indem sie ihm die Farbe der Theeblüthen geben (?); oder sie bereiten grünen Thee, indem sie ihn mit der Blume Dschulan vermischen. — In der Nähe von Peking wächst kein Thee.

Wein giebt es in Peking gar nicht. Aus Reifs destillirt man einen sehr starken Brnntwein, den die Chineser erwärmt und aus kleinen Schälchen trinken. Bei Tische geniefst man eine Art von säuerlichem Branntwein, Schaufsin, der ebenfalls aus Reifs bereitet wird. Uebrigens sind sowohl die Chineser als die Mandschuren im Ganzen genommen keine grofsen Liebhaber geistiger Getränke.

Eine grofse Unbequemlichkeit für den Fremden macht die grofse Verschiedenheit der Mafse und Gewichte. Jede Art von Werkstatt hat ihre besondere Ehe; jeder Kaufmann für besondere Waaren sein eignes Gewicht. Da man in ganz China keine andere geprägte Münze hat, als Zäng, Tschechen

oder Kopecken von Kupfer: so mufs der Käufer sein Silber auf die Wage des Kaufmanns legen, und bei dieser Gelegenheit eröffnet sich für den Letztern ein weites Feld des Betrugs. Die Geschicklichkeit seiner Hände vermindert die Schwere des empfangenen Silbers, indem er auf eine unmerkliche Weise zu seinen Gunsten das Gleichgewicht der Wage stört, welche nicht selten noch überdiefs falsch ist; er giebt dem Käufer Silber heraus, das mit Kupfer vermischt ist u. s. w. Behutsame Chineser nehmen daher, wenn sie einkaufen gehen, gleich selbst eine richtige Wage mit.

Timkowski beschreibt eine ganz eigne Art, die Preise durch die Finger zu bezeichnen, deren sich die Chineser sowohl auf öffentlichem Markte als im Verborgnen bedienen. Sie drücken nämlich die Zahl, welche sie angeben wollen, durch das Ausstrecken eben so vieler Finger aus; 6 oder 60 bezeichnen sie durch Einbiegung der drei vordern Finger und durch Ausstreckung des kleinen Fingers und des Daumens; 7 oder 70, oder auch 700 etc. durch Einbiegung des Zeige- und des Mittelfingers, und durch Ausstreckung des kleinen Fingers, des vierten Fingers und des Daumens; 8, 80, 800 u. s. w. durch Einbiegung des kleinen, des vierten und des Mittelfingers, und durch gerade Ausstreckung der übrigen Finger; 9, 90, 900 u. s. w. ebenfalls durch Einbiegung des kleinen, des vierten und des Mittelfingers, und durch gerade Ausstreckung des Daumens, indem sie den Zeigefinger in einer gegen den Daumen geneigten Lage ausstrecken u. s. w.

Der öffentliche Gebrauch dieser Zeichensprache findet nur im Verkehr mit Fremden, des Chinesischen oder Mandschurischen Unkundigen, Statt. Indessen bedienen sich ihrer auch die Chineser, wenn sie ihren Handel vor den Uebrigen geheim halten wollen. Käufer und Verkäufer fassen sich dann einander in ihren weiten Aermeln bei den Händen, und machen ihr Geschäft so im Verborgenen ab. Auch die Herrschaften bedienen sich dieses Mittels, wenn sie Bediente bei sich haben. In China herrscht nämlich bei den Bedienten der Mifsbrauch, dafs sie von dem Preise, den der Herr beim Einkaufen bezahlt, den achten oder zehnten Theil von dem Verkäufer erhalten. Wenn aber der Herr vor dem Bedienten die bezahlte Summe auf die angegebene Weise verborgen hält: so mufs sich dieser mit dem begnügen, was ihm der Kaufmann freiwillig giebt. Dessen ungeachtet bezeichnet der hinter dem Herrn stehende Bediente seiner Seits durch heimliche Austreckung der Finger, wie viel er von dem Verkaufspreise zu erhalten wünscht, und der Kaufmann ist daher, um den Kunden nicht zu verlieren, gezwungen, entweder den Preis um so viel zu erhöhen oder gar nicht zu verkaufen.

Endlich sind auch selbst die mit Worten ausgesprochnen Preise für einen aus fernen Gegenden Angekommenen nicht verständlich. In China hat nicht nur jede Statthalterschaft, sondern auch fast jeder Kreis bei einer und derselben Münze, seine besondere Bezeichnung des Preises, ohne doch den eigentlichen Werth derselben dadurch zu verändern. Wenn man

z. B. in Peking Zwei ausspricht, so bedeutet es Eins, Zwanzig bedeutet Zehn u. s. w. An andern Orten bezeichnet man Zwei durch Fünf, Hundert durch Dreifsig u. s. w. Aus diesem Allen kann man sehen, wie schwierig der Handel mit den Chinesern, und wie wenig aufrichtig überhaupt ihr Character ist.

Ueber die religiösen Feste, welche von den Chinesern zu Peking jährlich gefeiert werden, finden wir bei Timkowski nur zerstreute Nachrichten. Der fünfte April nach unserm Kalender ist (oder war wenigstens 1820) der erste Festtag des Frühlings. In dem in Liulitschan nahe bei der Glasfabrik (s. oben) befindlichem Tempel ist eine feierliche Versammlung des Volks. Die Choschanen tragen ihre Götzenbilder herum, zünden vor ihnen Räucherwerk an, und lesen zu dieser Feierlichkeit passende Gebete. An diesem Tage vollbringen die Chineser auch verschiedene Gelübde, die sie thun, um sich von mancherlei Unglück zu befreien; sie legen sich eiserne Ketten an, gehen eine Werste oder mehr, indem sie alle 5 oder 10 Schritte Verbeugungen bis zur Erde machen und dgl. m. Die Weltlichen kleiden sich in prächtige Gewänder von einem besondern Schnitte, schmücken die Köpfe mit Blumen, schminken das Gesicht u. s. w. Ueberhaupt haben die Andächtigen bei den Chinesern beiderlei Geschlechts viele ähnliche Gebräuche. Sie wandern nicht selten zu Fufse*) nach

*) Man kann sich vorstellen, welche Anstrengungen diese andächtigen

Tempeln, die durch einen wohlthätigen Einfluss berühmt sind, über 14 teutsche Meilen weit; sie beobachten sehr strenge Fasten, so dass sie weder Fische noch scharfe Kräuter, z. B. Lauch, Knoblauch u. dgl. essen.

Der sechste Mai war ein grosses Fest. Der Kaiser Dargnan brachte an diesem Tage im Tempel des Himmels feierliche Opfer dar, und pflügte dann die ersten Furchen auf einem Felde in der Nähe des Opferaltars, der dem Erfinder des Ackerbaues zu Ehren errichtet ist. Diese zur Aufmunterung des Landbaues eingeführte Feierlichkeit wird am nämlichen Tage im ganzen Reiche von den ältesten Ortsbeamten verrichtet.

Was die öffentlichen Vergnügungen zu Peking betrifft, so äussern die Einwohner, wie alle Chineser, wenig Neigung zu körperlichen Uebungen. Sie scheinen zu Belustigungen dieser Art wegen ihrer körperlichen Schwäche nicht geschickt zu seyn, welche zum Theil (in den südlichen Gegenden) dem warmen Klima, hauptsächlich aber der dürftigen Nahrung und der ausserordentlichen Erschöpfung ihrer Lebenskräfte zugeschrieben werden muss. Nur Zwang treibt die Soldaten, besonders die Mandschuren, an, viel und schnell zu reiten und mit dem Bogen zu schiessen. Tänze kennt man nicht, aus-

---

Wanderungen chinesischer Frauenspersonen, sowohl vom Lande als vornehmen, kosten, da ihre Füsse bekanntlich nicht viel über 4 Zoll lang sind. Anmerk. d. Verf.

genommen die Pantomimen, die sehr unvollkommen sind und von Schauspielern vorgestellt werden.

Die gesellschaftlichen Unterhaltungen der Chineser, so wie der Mandschuren, von gewissem Alter und Range, sind sehr zwangvoll. Wenn in Europa eine Gesellschaft ohne Damen für langweilig gehalten wird, so hält man in China eine Gesellschaft mit Frauen für unanständig und niedrig. Eine Gesellschaft von Chinesern gleicht oft der Sitzung einer Akademie, worin die ungelehrten Damen die Ordnung und Wichtigkeit der Unterredungen nur stören würden. In einer Versammlung wohlerzogener Leute wenden alle ihre Aufmerksamkeit auf die ältern Männer, welche, nach dem Maße ihrer Bildung, zum Stoffe des Gesprächs moralische Gegenstände wählen, die so gleichsam als Vorlesungen für die jungen Leute dienen. Obgleich solche gesellschaftliche Unterhaltungen nicht selten ziemlich einfältig sind, so ist doch stets, selbst bei den Landleuten, eine gewisse Würde damit verbunden, und man überschreitet nie die Schranken der Wohlanständigkeit. Jeder chinesische Beamte wird zugleich für einen Gelehrten gehalten. Sein langsames und bedächtiges Gespräch, mit entsprechenden Bewegungen des Körpers begleitet, zeichnet ihn vor andern Personen aus. Leute von Wichtigkeit geben sich das Ansehen, als wären sie in tiefe Betrachtung versenkt.

Die Chineser lieben die Geschichte. Sie entlehnen daraus passende Gegenstände, machen Auslegungen davon und suchen den Zuhörer zu belehren und zur Nachahmung zu reizen. Mit

demüthiger Gebehrde preisen sie die Thaten der Vorfahren und seufzen, weil sie in sich selbst nicht die Fähigkeit fühlen, eben so zu handeln. Sie erklären, nicht selten mit grofsen Verstöfsen gegen die Geschichte und voll Aberglauben, die Ursachen der Erhebung und des Falls vieler Kaiserhäuser, und der zwei und zwanzig wichtigsten Thronveränderungen in China. Mit Bitterkeit sprechen sie von dem Eindringen der Mandschuren die, ihrer Meinung nach, dem Vaterlande stets Unheil bringen werden. Hartnäckig vertheidigen sie den Nutzen der alten Einrichtungen und greifen den Luxus an, als die geheime Ursache vieler Unordnungen und Unfälle. Versammlungen von aufgeweckten und scharfsinnigen jungen Leuten, beschäftigen sich nicht selten mit poetischen Unterhaltungen; es legt z. B. der Eine ein aus einem einzigen Verse bestehendes Räthsel vor, und der Andere giebt die Auflösung desselben in einem zweiten, sich darauf reimenden Verse u. dgl. m.

Im Allgemeinen ziehen die Chineser dergleichen frostigen und langweiligen Unterhaltungen das Vergnügen vor, ihre Zeit in der frohen Gesellschaft guter Freunde zuzubringen und diese Freuden noch durch einen guten Tisch, witzige Scherze und das Fingerspiel (chinesisch Chuaziuang) zu würzen. Dieses Spiel besteht darin, dafs der Eine, welchem der Andere die geschlossenen Hände vorhält, die Zahl der plötzlich an beiden ausgestreckten Finger errathen mufs. Wer diefs nicht gleich trifft, mufs zur Strafe ein Glas Wein austrinken. Man spielt auch Karte, Dame oder Schach, ergötzt sich an Kämpfen von

Wachteln, Hähnen, Heuschrecken u. s. w.; am Schauspiel und dgl. m.

Die Armuth der Bürger und die Eifersucht der Ehemänner erlaubt ihnen nicht, bei sich zu Hause Gäste zu empfangen und zu bewirthen. Dorthin kommen blofs Verwandte und nur, um einander zu sehen. Daher ladet Jeder, um seine Freude zu bezeigen oder sich einer lästigen Verbindlichkeit zu entledigen, gewöhnlich seine guten Freunde oder sonstigen Gäste in ein öffentliches Wirthshaus ein, und zeigt hier nach Vermögen und Erfodernifs seine Freigebigkeit.

Die Chineser lieben zahlreiche Versammlungen. Defswegen sind bei den Tempeln in Peking öffentliche Spaziergänge, wo sich, freilich nur einige Male im Jahre, viele Tausend Einwohner jedes Standes versammeln. Aufser dem Neujahrsfeste und einigen andern, zum Theil schon oben erwähnten Festen, giebt es bei den Chinesern keine jede Woche wiederkehrende Feiertage, wie z. B. unsere Sonntage, sondern alle Tage sind Arbeitstage.

Im Frühlinge wandelt man in die von der Natur reich geschmückten Umgebungen Pekings. Die Aermern gehen zu Fufse dahin, trinken in den Wirthshäusern Thee, sehen Gauklern zu und dgl. m., und kehren, wenn der Abend herannaht, fröhlich nach Hause zurück. Vornehme Leute, besonders die reichen mandschurischen Grofsen, zeigen sich mit Stolz auf den Spaziergängen in ihrem theuern, mit schönen Maulthieren bespannten Wagen, oder sie reiten auf feurigen kirgisischen Paßgängern.

Peking hat sechs Schauspielhäuser, welche sich alle in der südlichen Stadt, Wailotschen, und zwar eines neben dem andern, befinden. Auf diesen Theatern giebt man fast Tag für Tag*) von Mittag bis Abend, tragische und komische Stücke, mit Gesang und Musik. Auch die weiblichen Rollen werden von jungen Männern und, wie man versichert, sehr gut dargestellt. Diese Theater erfreuen sich von Seiten der reichen und verschwenderischen Chineser und Mandschuren einer grofsen Theilnahme. Für den Eintritt bezahlt man nicht mehr als etwa 1 fl. 10 kr. Conv. Münze. Man sitzt, sowohl in den Logen als im Parterre, auf hölzernen Bänken an Tischen, und erhält von den Unternehmern des Theaters für sein Eintrittsgeld noch überdiefs eine Schale Thee (freilich nicht vom besten), und ein brennendes Licht zum Anzünden der Pfeife.

Was die Theaterstücke betrifft, d. h. Trauerspiele, Lustspiele und Singspiele: so folgen die Chineser keineswegs denselben dramatischen Regeln, die in Europa angenommen sind. Sie wissen nichts von den drei Einheiten, so wenig wie von den meisten übrigen Hilfsmitteln, wodurch wir der theatralischen Darstellung Kraft und Wahrscheinlichkeit geben. In ihren Schauspielen stellen sie nicht blofs eine einzelne Bege-

*) Während Timkowskis Aufenthalt zu Peking waren indefs die Theater, wegen der Trauer um des Kaisers Tod, auf drei Jahre geschlossen. Diese Sitte wird bei dem Tode eines jeden chinesischen Kaisers beobachtet. [D. H.]

benheit des Helden, sondern sein ganzes Leben, in einem Zeitraume von zwei oder drei Jahren vor. Der Zuschauer, der sich im ersten Aufzuge in China befindet, wird in dem folgenden nach der Mandschurei oder Mongolei versetzt. . . . . Jede auf der Bühne auftretende Person fängt damit an, die Zuschauer mit sich bekannt zu machen; sie sagt ihnen ihren Namen und die Rolle, welche sie spielen wird. Ein Schauspieler spielt oft mehre Rollen in einem und demselben Stücke u. s. w.

Es giebt in China, ausgenommen in Peking und einigen andern grofsen Städten, keine stehende Bühnen. An den übrigen Orten hat man blofs herumziehende Truppen, welche auch auf Verlangen bei festlichen Gelegenheiten in Privathäusern spielen, wo die Chineser gern die Freuden der Tafel mit dem Genusse eines Schauspiels vereinigen. In dem Augenblicke, wenn die Gäste sich zu Tische setzen, treten die Schauspieler in den Saal und verbeugen sich vier Mal, indem sie mit der Stirn die Erde berühren. Dann überreicht einer von ihnen dem Vornehmsten der Gäste ein Buch, worin mit goldner Schrift die Namen von fünfzig oder sechzig Schauspielen stehen, die sie auswendig wissen und also im Stande sind, sogleich aufzuführen. Nachdem dieses Verzeichnifs rund herum gegangen, bestimmt der vornehmste Gast das aufzuführende Stück. Voraus geht eine Ouverture von Trommeln aus Büffelhaut, Flöten, Schalmeien und Trompeten. Die Scene befindet sich auf dem leeren Raume, der zwischen den in zwei Reihen stehenden Tischen übrig bleibt. Nur der Fufsboden des Saales wird mit

einem Teppich belegt, und statt der Kulissen dienen die anstofsenden Zimmer. Auch spielt man beim Tageslichte, und gewöhnlich vor noch mehr Zuschauern als Gäste bei Tische sitzen, denn nach einer bestehenden Sitte läfst man in den Hof einige Leute ein, welche das Schauspiel unentgeldlich mit ansehen dürfen. — An Festtagen und zur Zeit der oben gedachten grofsen öffentlichen Spatziergänge schlägt man Bühnen in der Mitte der Strafsen und in den Nebengassen auf. Hier spielen die Schauspieler vom Morgen bis zum Abend für das gemeine Volk und eine sehr mäfsige Bezahlung.

Chinesische Gelehrte schreiben selten für die Bühne und ärndten auch mit Arbeiten dieser Art nicht viel Ruhm; denn das Schauspiel ist in China mehr geduldet als erlaubt. Schon die alten Weisen des Volks tadelten es und hielten es für verderblich. . . . . Der Kaiser Jundschen verbot den Mandschuren das Besuchen des Theaters sehr streng. Der vorige bestätigte dieses Verbot und die mandschurischen Officiere konnten nur heimlich ins Theater gehen, indem sie nämlich von ihren Mützen die Zeichen ihres Ranges, d. h. die farbigen Kügelchen abnahmen. Durch diese in China ziemlich allgemeine Denkungsart geschieht es, dafs die Theater im gleichen Rang mit liederlichen Häusern gesetzt und in die Vorstädte verwiesen werden. Die chinesischen Zeitungen eilen, den Namen des unbekanntesten Soldaten, der sich durch Tapferkeit im Kampfe ausgezeichnet hat, bekannt zu machen; sie verkünden dem ganzen Reiche eine Handlung kindlicher Liebe, einen

Zug der Sanftmuth und Unschuld eines einfachen Landmädchens, aber die Herausgabe dieser Blätter würden bestraft werden, wenn sie es wagten, durch Beschreibung des Spiels, des Aeufsern oder des erhaltenen Beifalls irgend eines Schauspielers dem Volke anstöfsig zu seyn.

„Niemand konnte uns sagen" — bemerkt Timkowski S. 133 des II. Bandes — „ob es in Peking Spitäler oder menschenfreundliche Anstalten gebe." Nur das Waisenhaus (Juintang) in Wailotschen, nahe bei dem Thore Huangdsiui, das im Jahre nach Chr. 1662 gestiftet wurde, nannte man ihm. Jundsching setzte dort im zweiten Jahre seiner Regierung, (1724) ein steinernes Denkmahl, schenkte der Anstalt für immer einen jährlichen Beitrag von 1000 Lana (2000 Rubel) in Silber, und befahl der Vorsteherschaft, gutgesinnte Mitglieder zur Verwaltung desselben zu wählen. Auch sagt man, dafs im Winter auf Befehl des Chuandi (Kaisers) unter die Bettler gekochter Reifsbrei (jedem eine Schale) ausgetheilt werde; aber nur wenige sollen so glücklich seyn, dieser Gnade Seiner Hochweisheit (so betitelt man den Chuandi) theilhaftig zu werden. In dem Tempel Lunwangtang oder Tschaojangé, bei der Stadtmauer in Wailotschen, jenseits des Thores des östlichen Thurms, vertheilen die Choschans jährlich vom 15. des 10. Monats bis zum 18. des 2. Monats im folgenden Jahre, also während der vier kalten Monate (November bis März), auf ihre eignen Kosten Brei unter die armen Leute.

ungeheuern Hauptstadt Chinas.

Die Thronstadt, Dsintschen, besteht eigentlich wieder aus drei Theilen, welche in einander eingeschlossen und mit besondern Mauern umgeben sind. Die erste Abtheilung, in deren Mitte sich die kaiserliche Burg oder das Residenzschlofs befindet, heifst Dsüdsintschen, d. h. Festung, Citadelle. Sie wird von der zweiten umgeben, welche Chuantschen, d. h. Kaiserstadt, kaiserliche Stadt heifst, von den Russen aber die Rothe Stadt, wegen der Farbe ihrer Mauern, genannt wird. Was aufserhalb derselben liegt, ist der übrige Theil der Thronstadt, oder Dsintschen, dessen neun Thore oben schon angeführt worden sind.

Dsüdsintschen, oder die Festung mit der kaiserlichen Burg, bildet ein längliches Viereck in der Mitte der Thronstadt und ist mit einer dicken, hohen, gezackten, aus Backsteinen erbauten Mauer umgeben, in deren vier Seiten sich, je nach den Himmelsgegenden, eben so viele Thore befinden, durch die man in das Innere gelangt. Ueber jedem Thore, so wie auch an den vier Ecken der Mauer sind geräumige und hohe Gebäude errichtet. Dsüdsintschen hat ungefähr 6 Li (etwa $\frac{1}{4}$ teutsche Meile) im Umkreise. Um die Mauer herum läuft ein breiter mit behauenen Steinen ausgelegter Graben. Dem nördlichen, östlichen und westlichen Thore gegenüber sind Zugbrücken angebracht.

Wenn man in die Thronstadt Pekings durch das südliche

Thor Zäng (Ziang) hineinkommt, und gegen Norden zu gehen will: so mufs man zuerst quer durch eine grofse Strafse, welche mit der südlichen Mauer der Stadt parallel läuft. Dann kommt man auf einen grofsen viereckigen, mit marmornen Gebäuden umgebenen Platz, welcher sich gegen Norden mit dem, zu Ehren des mandschurischen Kaiserhauses, das jetzt China beherrscht, sobenannten Daizin'schen Thore endigt. Weiter unten sind drei grofse Thore, welche nur dann geöffnet werden, wenn der Kaiser selbst aus der Hofburg ausfährt. Das zweite Thor Tängwang (Tiangwang) mit gewölbten Bogen, ist sehr grofs und tief; über demselben ist ein sehr schöner Saal erbaut.

Der Raum zwischen dem Daizin'schen- und Tängwang-Thore bildet einen geräumigen Hof, der mit grofsen Backsteinen gepflastert und mit Hallen und Gallerien, die von mehr als 200 Säulen getragen werden, umgeben ist. Dieser Hof endigt sich nordwärts mit der Strafse Tschangang, mit welcher er, rechts und links, oder westlich und östlich, durch Thore in Verbindung steht. In gleich weiter Entfernung von diesen beiden Thoren erblickt man, auf der eben erwähnten Strafse, zwei Triumphbögen. Den Thoren gegenüber fliefst ein halb ausgetrockneter Bach oder Kanal, über welchen fünf marmorne, mit Säulen, Geländern und aus Stein gehauenen Löwen verzierte Brücken führen. Ueber diese Brücken gelangt man zum Thore Tängwang, das aus fünf Durchgängen besteht. Nur der Kaiser kann durch die drei mittelsten derselben gehen;

Recht haben, bei Hofe zu erscheinen. Ueber diesem Thore ist eine Wohnung erbaut, und daneben ein kleiner Hof, der zu dem dritten Thore, Duang, führt. Ehe man zu demselben kommt, sieht man auf der rechten Seite den sehr schönen Tai-Tempel oder Taimiao (Miao bedeutet Tempel); in diesem macht man eine ehrfurchtsvolle Verbeugung vor den Gedächtnifstafeln, welche die Namen der Vorfahren der mandschurischen Kaiser enthalten. Zu gewissen Zeiten besucht der Kaiser diesen Tempel, um zur Ehre seiner Vorfahren hier zu opfern. Westlich von demselben steht der Tempel Schedsitang, oder der Tempel zur Verherrlichung der Erde und des auf ihr wachsenden Getreides, wo der Kaiser gleichfalls zu bestimmten Zeiten opfert. Der Platz vor diesen Tempeln und den weiter nördlich gelegenen Gebäuden bildet einen geräumigen Hof, wo sich die Fürsten jeden Monat versammeln, um die Befehle des Kaisers zu empfangen. Die Hofbeamten bewirthen sie mit Thee und tragen ihre Namen in besondere, dazu gehaltene, Verzeichnisse ein. Wenn einer von ihnen an dem bestimmten Tage nicht erscheinen kann, so ist er verbunden, die Ursache seiner Abwesenheit zu melden. Auf eben diesem Hofe bezeigen die zinsbaren Fürsten dem Kaiser ihre Unterwürfigkeit, entweder in Person oder durch Bevollmächtigte. Der Kaiser macht bei diesen Gelegenheiten den Fürsten oder ihren Abgesandten Geschenke, welche als Belohnungen angenommen werden. Auch erhalten hier die europäischen Gesandten ihre Geschenke.

Alles bisher Beschriebene macht nur das Aeufsere der Hofburg aus. In das Innere derselben führt ein schönes Thor, der Südliche Thurm oder Vorhof genannt. Es besteht aus drei Bogengängen, und ist oben mit einem Gebäude bedeckt. Nahe bei diesem Thore hängt eine Glocke und eine Trommel oder Pauke, worauf man schlägt, wenn der Kaiser aus der Hofburg ausfährt oder wenn er dahin zurükkehrt.

Aus dem Südlichen Thurme tritt man in einen Hof, hinter welchem ein tiefer und mit Wasser gefüllter Kanal, mit fünf Brücken von kostbarem Marmor, sich befindet, die mit Gittern, Säulen, Pfeilern, Vorsprüngen, ausgehauenen Löwen und anderer Bildhauerarbeit geschmückt sind. Neben diesen kommt man zu einem dritten Thore, hinter welchem man einen andern, nicht minder schönen, mit Hallen und Gallerien umgebenen Hof erblickt. An der Nordseite dieses Hofes ist der schöne Saal Taichedäng, oder der kaiserliche Thronsaal. In diesen gelangt man auf fünf marmornen Treppen, deren jede zwei und vierzig Stufen enthält; die mittlere Treppe ist sehr breit und blofs für den Kaiser bestimmt; die Fürsten und hohen Staatsbeamten gehen auf den zwei nächsten; die Seitentreppen, die schmalsten, bleiben für die Hofbedienten und Verschnittenen. Am Neujahrstage und an andern Festen versammeln sich die hohen Staatsbeamten vor dem Taichedäng, zufolge ihrer Rangordnung. Der Kaiser sitzt im Saale auf dem Throne. Die Fürsten, die Minister, die vornehmsten Grofsen stehen um ihn her; die Civil- und Militärbeamten bezeigen

und ihre Abgesandten. Man sagt, zur Zeit der chinesischen Dynastie sei dieser Saal ein Wunder der Welt gewesen. Aber der Aufrührer Lidsütschen, der unter der Regierung des letzten Kaisers der Dynastie Min-Tschungschen Peking und die Hofburg inne hatte, und aus Furcht vor den Mandschuren, die mit Schnelligkeit nahten, seine Beute fahren zu lassen gezwungen war, wollte seinen Grimm noch vor dem Weggange zeigen. Er zündete die Hofburg an und Taichedäng wurde ein Raub der Flammen. Die Mandschuren stellten es in der Folge wieder her, wenn auch nicht mit der ehemaligen Pracht, doch im ehemaligen Geschmacke.

Hinter Taichedäng giebt es noch eine Menge, einer hinter dem andern stehender Paläste, welche durch gröfsere und kleinere Höfe von einander getrennt werden. Das siebente Gebäude der Hofburg ist der sogenannte sehr erhöhte Saal; das achte ist unter dem Namen des mittlern hohen Saals bekannt. In das neunte, genannt das Zimmer der höchsten Eintracht, kommt der Kaiser zwei Mal des Tages, um mit den Tschuntans oder Ministern und den hohen Beamten der sechs obersten Gerichtshöfe sich über die Reichsangelegenheiten zu berathen. Das zehnte Gebäude ist der Vorhof des heitern Himmels, und das eilfte heifst die Wohnung des heitern Himmels. Dieses ist höher, reicher und prachtvoller als alle andere. Vor demselben auf dem Hofe

ist ein kleiner Thurm von vergoldetem Kupfer, mit einem spitzigen Gipfel, 12 bis 15 Fuſs hoch und mit einer Menge sehr schön gearbeiteter Figuren geziert. Zu beiden Seiten dieses Thurmes stehen zwei groſse Rauchfässer, ebenfalls von vergoldetem Kupfer, worin Tag und Nacht wohlriechende Sachen brennen. Die zwei folgenden Zimmer, wovon das eine das schöne Haus des Mittelpunkts und das andere das den Himmel in sich fassende Haus genannt wird, machen mit der vorhergehenden Wohnung das aus, was man im eigentlichen Sinne die kaiserlichen Zimmer nennen kann. Wirklich wohnen in diesen drei Abtheilungen der Kaiser, die Kaiserinn, die kaiserlichen Gemahlinnen und die Beischläferinnen. Diese Wohnung ist in einem länglichen Vierecke eingeschlossen. Im Innern aller dieser Abtheilungen sind kleine Kanäle, Springbrunnen, Seen, Blumenbeete, Fruchtgärten und dgl. — Die Wittwe des letztverstorbenen Kaisers wohnt in einer besondern geräumigen und schönen Hofburg, die westlich von dem Hofe Taichedäng liegt und unter dem Namen Dsüningun, d. h. der Palast des innigen Mitleids und der Ruhe, bekannt ist. Oestlich von demselben Hofe ist ein anderer Hofgebäude, das der Thronerbe bewohnt, sobald er dazu erklärt ist.

Aufser diesen Höfen und Palästen giebt es in Dsüdsintschen noch viele andere Gebäude, als Dsüngdsitschu, der geheime Rath; Nüigé, der Senat; Neiufu, das Hofcomptoir (? die Hofrechnungskammer?); eben so eine groſse Anzahl Manufacturen und Magazine, schöne Tempel, eine Schule,

vortreffliche Apotheke mit Laboratorien u. s. w.

Chuantschen*), oder die zweite, die vorige umgebende Abtheilung der Thronstadt, hat einen Umfang von 18 Li oder $1\frac{1}{2}$ teutsche Meile. Dieser ganze Raum war, wie der Name (Kaiserstadt) zeigt, unter dem Kaiser Junlé für die kaiserliche Hofburg bestimmt, und er liefs die Ringmauer darum in der Gestalt bauen, in welcher sie noch jetzt besteht. Seine Nachfolger vergaben mehre Plätze an Privatleute, und erlaubten Kaufleuten, sich an diesem Orte niederzulassen, die nun überhaupt in dieser Abtheilung viele Handlungsläden haben. Aufserdem wohnen jetzt dort gröfstentheils Beamte und Diener des Hofcomptoirs.

Wenn man aus Dsüdsintschen gegen Norden aus der fünfzehnten Abtheilung der kaiserlichen Hofburg, die Geheime Mannhaftigkeit genannt, heraustritt, so mufs man auf einer schönen marmornen Brücke über den Gra-

*) Europäische Gelehrte, die das Schriftzeichen Chuan, das Kaiser, kaiserlich, bedeutet, für das gleichbedeutende Chuan, gelb, genommen haben, übersetzen irrig Chuantschen die gelbe Mauer. Die Mauern von Chuantschen sind jetzt, 1821, mit rother Farbe angestrichen; nur das Dach darauf ist mit gelbglasirten Ziegeln gedeckt.

Anmerk. d. Verf.

ben gehen und tritt nun in die sechszehnte Abtheilung der Hofpaläste, genannt: der sehr hohe nördliche Vorhof; die siebzehnte Abtheilung der Hofburg, nördlich von der vorigen, heifst der Vorhof Wangfsui, d. h. viele Jahre. Wangfsui ist einer von den unter dem Volke gewöhnlichen Titeln des Kaisers. Diese letzten beiden Vorhöfe sind von einander durch einen dritten Hof geschieden, der sich 30 Klafter von Süden nach Norden und ungefähr 200 von Osten nach Westen erstreckt.

Weiter nördlich betritt man einen sehr weitläuftigen Platz, Dsinschang, worin der Berg Dsin sich befindet. Dieser Berg ist von Menschenhänden aus der Erde aufgethürmt worden, welche man beim Graben der Gräben und Seen ausgeworfen hat. In dem Innern dieses Berges soll sich auch eine grofse Menge Kohlen befinden, als Vorrath für den Fall einer künftigen Belagerung der Stadt. Der ganze Berg besteht aus fünf mäfsigen Hügeln, wovon der mittelste der gröfste ist. Alle sind bis oben hinauf mit Bäumen, in regelmäfsige Reihen geordnet, bedeckt. Hier unterhält man Hasen, Kaninchen, Hirsche, wilde Ziegen und andere Thiere, und die Luft ertönt vom Gesange der Vögel, welche auf den Bäumen umherfliegen. Auf diesen Berg ging Tschungdscheng, der letzte Kaiser der Dynastie Min, um nicht lebendig in die Hände des Aufrührers Lidsutschen zu fallen, der, wie oben erzählt wurde, die Hofburg inne hatte. Dieser unglückliche Kaiser hieb seine Tochter mit dem Säbel nieder, und erhing sich dann (am

lichen Berge Dsin. Den Abend vorher war seine Gemahlinn in der Hofburg durch einen ähnlichen Tod der Verfolgung des Lidsütschen entgangen. Der Kaiser Zänglung hat Dsinschang sehr verschönert, indem er darauf vortreffliche Gärten und angenehme Spaziergänge angelegt, auch ein prächtiges Haus und Säle zu Schauspielen und Concerten erbaut hat. Ueberhaupt ist Dsinschang jetzt der schönste Platz in Peking.

Nördlich von diesem Berge kommt man wieder in einen Vorhof, und weiterhin in den kaiserlichen Hof des langen Lebens. Dieser Palast ist jetzt unbewohnt. Nur beim Todesfall eines Kaisers wird seine Leiche, bis zur Einrichtung des Begräbnifsplatzes, hier ausgestellt. Weiter hin gelangt man auf eine lange und breite Strafse, auf deren linken Seite zwei Reihen Buden, zum Theil die Werkstätten der Hof-Feuerwerker und Lakirer, gebaut sind. Gegenüber erblickt man auf der rechten Seite zwei ähnliche Budenreihen. Auch steht hier ein hölzernes Gebäude, worin die Soldaten des kaiserlichen Garde-Regiments ihre Wohnungen haben. Diese Strafse endigt sich mit dem Vorhofe Diang, d. h. der Ruhe auf Erden; er macht eines von den Thoren von Chuantschen aus und ist die zwanzigste und letzte Abtheilung der kaiserlichen Hofburg.

Auf der Westseite von Dsüdsintschen und Dsinschang befinden sich Seen, welche von Menschenhänden ausgegraben sind. In dem nördlichen stehen fünf Lusthäuser. Der Kaiser fährt zuweilen auf einer Gondel dahin spazieren.

Dort sollen auch im Sommer die reizendsten der chinesischen Frauen aus dem Harem des Chuandi wohnen.

Am Ufer dieses nördlichen Sees, über den Lusthäusern, ist ein angenehmer Platz mit einem schönen Gebäude. Nördlich davon steht ein Tempel mit der riesengrofsen, aus vergoldetem Kupfer verfertigten Bildsäule des Fo oder Schigemuni. Das Bild hat hundert Arme und ist über sechzig Fufs hoch. Der sehr schöne Tempel ist erst unlängst erbaut und steht mitten in einem grofsen Garten. Nordöstlich davon steht ein zweiter Tempel.

Im südlichen Theile des nämlichen Sees, worin die vorerwähnten fünf Lusthäuser liegen, bemerkt man eine hügelartige Insel, auf dem ein Baitá oder weifser Obelisk, aus weifsem Marmor, errichtet ist. Der Hügel, auf dem dieser Obelisk steht, ist aus seltenen Steinen zusammengesetzt, die in alten Zeiten aus den südlichen Statthalterschaften Chinas herbeigeschafft worden sind. Die gegenwärtige Dynastie hat auf dieser Insel einen mongolischen Tempel errichtet, worin Verschnittene als Lamas (Priester) dienen. Uebrigens giebt es auf derselben auch viele Thronsäle und Lusthäuser, die mit sehr gutem Geschmacke gearbeitet sind. Alles diefs gewährt einen äufserst schönen Anblick, welcher noch durch die das Ufer der Insel selbst umgebenden Geländer von weifsem Marmor erhöht wird. Diese Insel gehört daher unter die vornehmsten Zierden Pekings.

Am östlichen Ufer desselben Sees ist ein Garten von Maul-

beer-Bäumen, Ssan-juang, angelegt, um Seidenrau
zu ziehen. Im nördlichen Theile desselben ist ein
dem Schutzgeiste des Seidenbaues geweiht.
gierende Kaiserinn beschäftigt sich hier, zu festgeset
ten, jeden Frühling mit der Seidenraupen-Zucht.
damen theilen diese wohlthätige Arbeit, welche die A
rung des für die Bekleidung aller Chineser so unentb
Seidenbaues zum Zwecke hat, auf gleiche Weise,
Kaiser durch eigenhändige Bearbeitung eines Feldes
schritte des Ackerbaues zu befördern sucht.

Der See, auf dem der Obelisk steht, wird du
prächtige Marmorbrücke von einem andern, südlicher li
grofsen See geschieden, der von Norden nach Süden
Viertelmeile lang ist. Seine Ufer sind ebenfalls m
Menge von Schlössern, Tempeln und Lusthäusern gesc
In der südlichen Hälfte dieses Sees liegt auf einer gro
sel das Lustschlofs Intai, mit prachtvollen Sälen, Gär
Spaziergängen. Der gröfste Theil davon ist schon z
der mongolischen Kaiser aus dem Hause Juang erbau
den. In diesem Schlosse soll der verstorbene Chuandi
zin persönlich die Hauptverschwörer des letzten chine
Aufstandes, der im Herbste 1813 ausbrach, verhört habe

Westlich vom südlichen See sieht man, aber nich
in der zweiten, sondern schon in der dritten Abtheilu
Thronstadt, das ehedem den französischen Jes
gehörige Kloster, durch welches diese auch den Mitta

von Peking gezogen haben. Dieses Gebäude wird von den Einwohnern gewöhnlich Beitan, d. h. der nördliche Tempel, genannt.

Wenn man längs der westlichen Mauer von Chuantschen, von dem westlichen Thore aus, nach Norden geht: so kommt man bei einer Menge gleichartiger Gebäude vorbei, welche alle in einer Reihe von Süden nach Norden neben einander stehen. Diefs sind die Pulver- und Salpeter-Magazine. Auch giebt es in Chuantschen noch viele andere der Regierung gehörige Magazine, wo Seide, Doppelmatten, Leder, Leinwand, Oel, Wein, Essig, Eier, Porzellan, lackirte Sachen, Brennholz, Kohlen u. s. w. aufbewahrt werden.

Wir begeben uns nun in das eigentliche Dsintschen, oder in die dritte Abtheilung der Thronstadt, welche die beiden vorigen in sich einschliefst.

Südlich von Chuantschen und westlich vom Eingange in die Hofburg, befindet sich der Gerichtshof Tschugutin, wo ehemals eine Trommel stand, und wo man Tag und Nacht eine aus Beamten und Soldaten bestehende Abtheilung von Mannschaft unterhielt. Wer in alten Zeiten vor einem Gerichtshofe kein Recht finden konnte, der kam hierher und schlug auf die Trommel. Auf diesen Schall versammelten sich die Beamten, untersuchten die Klage des Bittenden, und entschieden entweder selbst seine Sache, oder verschafften dieser ihren gesetzlichen Lauf. Jetzt ist diese Gewohnheit des alten Rechts abgeschafft.

Verwahrungsort der Fahnen, Abzeichen und andern Decorationen, welche hinter dem Kaiser, bei seinem Ausfahren aus der Hofburg, hergetragen werden. Noch weiter gegen Westen ist die mohammedanische Hauptmoschee für die Turkestanen. Auf der andern Seite, oder östlich von dem Eingange in die Hofburg, aber auf derselben Strafse, ist ein zweiter Verwahrungsort für diejenigen Prunkstücke, welche vor dem Kaiser bei obenerwähnten Gelegenheiten hergetragen werden. Beinahe der ganze übrige Theil des Stadtviertels ist von Gerichtshäusern eingenommen. Darunter sind sechs, von welchen die andern abhangen. Die Gerichtshöfe im Innern der Hofburg bilden den Reichsrath und sind die höchste Instanz über die andern Gerichtshöfe, selbst über die sechs vornehmsten. Die Letztern sind folgende:

1) Der Dannsching-Fu, d. h. der fürstliche Gerichtshof, der sich mit Allem, was die kaiserliche Familie betrifft, beschäftigt;

2) der Libu, oder die Wappenkammer, der erste unter den sechs obern Gerichtshöfen. Er hat die Civilbeamten in allen Theilen des Reichs zu ernennen, über sie die Aufsicht zu führen, und über ihr Betragen dem Kaiser Bericht zu erstatten;

3) der Chubu, oder die Schatzkammer, der die Einkünfte und Ausgaben des Reichs verwaltet und alle Rechtshändel über Ländereien entscheidet;

4) der Liibu, der Gerichtshof der Rangbestimmungen, oder der Ceremonienmeister-Gerichtshof. Er entscheidet alles, was feierliche Gebräuche, Religion, Vorstellung der Gesandten, Verhandlung mit ihnen, betrifft u. s. w.

5) Taiijuang, oder der medicinische Gerichtshof;

6) Zintängdsäng, die astronomische Behörde, dem Liibu untergeordnet;

7) Chunlufsü, der Gerichtshof, der über die Ceremonien bei Hofe zu entscheiden hat;

8) Gunbu, die Behörde über die der Regierung gehörigen oder sonstigen öffentlichen Gebäude;

9) Binbu, der vierte dirigirende Militär-Gerichtshof, der sich mit der Unterhaltung und Verwaltung der Truppen, so wie auch mit dem Postwesen im Innern des Reiches beschäftigt;

10) Ssinbu, der Criminal-Gerichtshof, westlich vom Eingange zur kaiserlichen Hofburg;

11) Dutschajuang, der Gerichtshof der General-Procuratoren, von welchem die Procuratoren in den Statthalterschaften abhangen. An diesen Gerichthof gelangen auch Bittschriften, die an den Kaiser gerichtet sind und sehr wichtige Dinge betreffen.

Wendet man sich nach dem östlichen Theile der Thronstadt, so sieht man auf dem südlichen Theile der Strafse der ewigen Ruhe, nahe bei dem Canale, Changling-juang, oder den Gerichtshof der chinesischen Geschichte und Rede-

ausgezeichnetsten, von der Regierung dazu ernannten, Gelehrten, Changling genannt. Alle hohe und niedere gelehrte Stellen hangen von dieser Behörde ab. Sie erwählt und ernennt die Untersucher und Richter für die Werke, die man von den Bewerbern um irgend eine Civilanstellung fodert. Dieselbe Behörde ernennt auch die besten Dichter und Redner, die verbunden sind, die Stunden ihrer Muse der Ausarbeitung von Gedichten oder rednerischer Prose zu widmen, um sie dem Kaiser vorzulegen.

In der Richtung desselben Kanals gegen Süden, bei der Brücke Dschunjuichü, ist der russische Gesandtschaftshof und das stawropigische (d. h. vom heiligen Synod unmittelbar abhängige) Kloster zur Reinigung Mariä. Hier hat die russische kaiserliche Mission seit länger als hundert Jahren ihren Aufenthalt. In dem Raume dieses Klosterhofes (auf chinesisch Weitunguang) giebt es auch vortreffliche Fruchtgärten und Blumenbeete. Zu diesem russischen Kloster gehört die Kirche zu Mariä Himmelfahrt, in dem äussersten nordöstlichen Winkel von Dsintschen. Dorthin wurden die russischen Kosaken, welche 1685 unter dem Kaiser Kanfsi gefangen genommen wurden, aus der am linken Ufer des Amur gelegenen Stadt Albasin, versetzt. Jetzt sind bei dieser Kirche einige dem Kloster zugehörige Häuser.

Wenn man etwas gegen Nordost vom russischen Kloster-

hofe über den Kanal hingeht, so kommt man auf der Strafse der ewigen Ruhe zum Gerichtshof der auswärtigen Angelegenheiten (Lifangjuang), vor welchen Alles gehört, was auf Rufsland, die Mongolei, Ili, das östliche Turkestan, Tibet und Korea Bezug hat.

Beinahe dem Thore dieses Gerichtshofes gegenüber, auf der Südseite derselben Strafse, liegt Tängdeü, oder der schamanische Tempel, der zur Verehrung der Ahnen der mandschurischen Dynastie gewidmet ist. Am ersten Tage jedes Monats, und bei besondern Vorfällen am Hofe, eben so auch zur Zeit der Abreise aus der Hauptstadt oder bei seiner Zurückkunft, begiebt sich der Kaiser in diesen Tempel, um hier die festgesetzten Feierlichkeiten zu begehen. Wenn die Truppen aus einem siegreichen Kampfe zurückkehren, so bringt man, unter Vortragung der Fahnen, dem höchsten Geiste hier öffentliche Danksagung.

Noch weiter rechts, nahe bei der östlichen Stadtmauer, ist Gunjuang, eine Abtheilung von Changlingjuang, oder dem Gerichtshofe der Gelehrsamkeit. Hier werden Alle, die zu einer Civilwürde gelangen wollen, geprüft. Das Gebäude enthält an 10000 Kämmerchen, nebst mehren schönen Gemächern für die Beamten, welche die Prüfungen halten. Diese Letztern führen die Aufsicht über die in den Kämmerchen arbeitenden Schriftsteller, damit der Unwissende nicht die Beihilfe seines gelehrtern Nachbars benütze. Eben so streng werden die Candidaten beim Eintritte untersucht, ob sie nicht

etwa Bücher, oder schon fertige, von Andern ausgearbeitete Schriften mitbringen. Aehnliche Prüfungsplätze bestehen auch in den Hauptstädten der Statthalterschaften. Der Kaiser ernennt dahin als Vorsteher Gelehrte, welches vornehme, den ersten Grofsen des Reichs gleich stehende Leute sind.

Unweit von Peitschan, an der östlichen Stadtmauer, liegt die kaiserliche Sternwarte. Sie wurde unter der Dynastie Juang 1279, im sechszehnten Jahre des Kaisers Juangdschi, gestiftet. Da die ehemaligen astronomischen Geräthschaften im Laufe der Zeit zu fernerem Gebrauche untauglich geworden waren: so wurden auf Befehl des Kaisers Kanfsi 1673, unter Anleitung der Jesuiten, sechs neue Instrumente verfertigt. Hier stehen auch die astronomischen Werkzeuge, welche der englische Gesandte, Lord Macartney, als Geschenke des Königs von England überbrachte.

Nordwestlich von der Sternwarte, auf der Nordseite von Maschi oder dem Rofsplatze, steht der prachtvolle Tempel Lunfuſsü, welcher 1452 mit vielen Kosten erbaut wurde. Auf dem Hofe dieses Tempels ist am 9. und 10., am 19. und 20., und 29. und 30. Tage jedes Monats vom Mittag an grofser Markt, auf welchem sich Kaufleute aus allen Theilen der Stadt mit Waaren einfinden. Der Zusammenflufs des Volks ist aufserordentlich. Reiche und Vornehme fahren mit ihren Familien zum Vergnügen hierher.

Oestlich von diesem Tempel, näher an der östlichen Stadtmauer, erblickt man eine lange Reihe von Gebäuden; grofse

Vorrathshäuser zur Niederlage von Reis. Aus diesen werden monatlich Lebensmittel an die Officiere und Soldaten der Besatzung von Peking ausgetheilt. (Die Mitglieder der russischen Mission erhalten den besten Reis aus den Hofmagazinen.)

Von hier gegen Norden, nicht weit von dem Angdinschen Thore, liegt der geräumige Platz Junchogun, wo ehemals ein dem vierten Sohne des Kanfsi gehöriges Schloss stand. Sein Sohn Zänglung befahl es niederzureifsen, und liefs an dessen Stelle erbauen: 1) ein Haus zu Ehren des Jundschen; 2) schöne Zimmer für ihn selbst, wenn er hierher kam, die Feierlichkeiten zum Andenken seines Vaters zu verrichten; 3) einen prächtigen Tempel zu Ehren des Fo; und 4) ein Kloster, worin mehr als 300 mongolische Lama's wohnen. Sie haben über 200 Schüler, welche die tangutische oder tibetische Sprache lernen, um darin geschriebene geistliche Bücher zu verstehen, und die Lehre des Fo, die Arzneikunde und andere Wissenschaften studieren. Hier befinden sich auch Bildhauer und Maler. Die Lama's lesen in ihren Tempeln Tag und Nacht Gebete. Ueberhaupt ist Junchogun wegen seiner Gröfse und der Pracht seiner Gebäude, der erste Tempel Pekings, und steht an Schönheit der kaiserlichen Hofburg und den Lustschlössern nicht nach, welche unter Zänglung erbaut sind.

Jenseits der Strafse von hier nach Westen liegt Hodsŭdsäng, oder die kaiserliche Universität, mit

einer Menge Professoren, welche die chinesische und mandschurische Beredsamkeit lehren. In diesem Gebäude ist ein schöner Tempel, dem Confucius (Kun-fu-tsü) und seinen Jüngern errichtet. Zu gewissen Zeiten und aufserdem unabänderlich am ersten Tage des zweiten Monds, kommt der Kaiser hierher, um dem Andenken dieses Weisen und Volkslehrers seine Verehrung darzubringen. Die Eingänge, Thore, Höfe und Zimmer von Hodsüdsäng sind wegen ihrer schönen Bauart besonders merkwürdig.

Südlich von der Universität, auf der Westseite der Strafse, die von dem angdinschen Thore ausgeht, findet man das Verwaltungsamt von Schungtängfu oder des Gouverneurs von Peking. Fu bedeutet im Chinesischen eine Stadt der ersten Classe. Zu diesem Fu setzt man noch gewöhnlich Dscheu und Ssäng (Ssiang), d. h. Stadt der zweiten und dritten Klasse, etwa wie bei uns Kreisstadt oder Bezirksstadt. Schungtängfu, d. h. Peking, begreift, aufser vielen davon abhängigen Dscheu und Ssäng, in sich zwei besondere Ssäng, deren jede einen eignen Vorgesetzten hat. Dem von Dafsingfsäng, der die bürgerlichen Angelegenheiten der Bewohner des östlichen Theils von Peking und der dazu gehörigen Dörfer in einem Umkreise von mehr als zwei teutschen Meilen unter seiner Gerichtsbarkeit hat, verrichtet sein Amt in einem südöstlich von dem vorigen gelegenen Gebäude. Nahe dabei gegen Osten ist ein Münzhof, deren man noch zwei in andern Theilen von Dsintschen findet. Der Vorgesetzte von

Wang-ping-fsäng, dem der westliche Theil Pekings mit dem Ueberrest untergeordnet ist, hat seine Wohnung dem nordwestlichen Winkel von Chuantschen gegenüber.

Geht man nördlich aus dem Kaiserhofe durch Chuantschen, so erblickt man, nachdem man über eine Brücke gekommen und sich dann rechts gewendet, das Gebäude der Obersten Polizei (Tidu-jamung). Weiter gegen Norden steht der Thurm Gulóu mit einer grofsen Trommel. Diese schlägt man fünf Mal des Nachts, so dafs man es in allen Theilen der Stadt hört. Noch weiter nördlich ist ein anderer Thurm mit einer grofsen Glocke, zu demselben Gebrauche.

Der ganze nordwestliche Winkel von Dsintschen wird von grofsen, künstlichen Seen bewässert, durch welche breite, mit grofsen Weiden bepflanzte Dämme gezogen sind. Auch an den Ufern dieser Seen wachsen viele solcher Bäume. Uebrigens ist dieser Theil der Stadt sehr wenig bevölkert.

Der westliche Theil von Dsintschen wird von dem Tscheugeu, einem stinkenden Kanale, der von Norden nach Süden in einer gekrümmten Linie gezogen ist, in zwei Theile abgesondert. Eines der bemerkenswerthesten Gebäude ist hier, in der Strafse, welche zu dem westlichen Stadtthore Ssidschi führt, der Tempel Diwanmiao, wo die Gedächtnifstafeln aller chinesischen Kaiser und grofser Männer, mit Ausnahme der gottlosen, aufbewahrt werden, von Fufsi, dem Stifter des Reiches, an, bis zu den Kaisern des jetzt herrschenden Hauses. Hier bringt man zu einer festgesetzten Zeit ein

den, die sich durch friedliche Tugenden auf dem Throne, oder durch Grofsthaten auf dem Schlachtfelde berühmt gemacht haben. Auf beiden Seiten dieses Tempels erheben sich Triumphbogen, und gegenüber steht ein ungeheurer Schild, bei welchem, aus Ehrfurcht für die Stelle, weder vorbei zu reiten noch zu fahren erlaubt ist. Jedermann mufs zu Fufse vorüber gehen, oder hinter dem Schilde weg reiten oder fahren. Daran erinnern Inschriften, die in besondere Säulen eingeschnitten sind.

Auf der Westseite des gedachten Tempels erhebt sich ein grofser, mit Kalk geweifster Obelisk, dessen Errichtung man ins eilfte Jahrhundert nach Christus setzt. Chubilai, mongolischer Chan auf dem Throne von Peking, öffnete im Jahre 1271 diesen Obelisk und fand darin unter andern eine Münze, auf der sein Name geprägt war, als wäre es eine Vorhersagung seiner Herrschaft über China; ein Werk der mongolischen Lamas, welche die Chineser glauben machen wollten, die Vorsehung selbst habe Chubilai zu ihrem Kaiser bestimmt.

Von der westlichen Triumphpforte weiter hin auf der grofsen Strafse bis ganz an die südliche Mauer von Dsintschen, nahet man dem Thore Schungtschen. Nicht weit davon ostwärts liegt ein grofses Kloster, worin jetzt Katholiken vom Franciskaner-Orden wohnen, die einzigen europäischen Missionäre in Peking, die noch vom Papste abhangen.

Westlich vom Thore Schungtschen, bei der südlichen

Stadtmauer, ist der Thiergarten, worin die kaiserlichen Elephanten unterhalten werden.

Wenden wir uns nun zur südlichen Abtheilung Pekings, oder zur Vorstadt Wailotschen.

Sie steht an Gröfse, Schönheit und Bevölkerung der Thronstadt beträchtlich nach. Der Hauptausgang aus der Thronstadt nach Wailotschen ist durch das südliche Thor Zäng. Die mittlere Durchfahrt durch dieses Thor ist nur für den Kaiser; das Volk geht durch die östlich und westlich daran liegenden Seitenthore. Aus diesem Thore Zäng führt nach Süden eine gerade, sehr breite Strafse, die mit Steinen gepflastert ist und Wailotschen in zwei Theile, den östlichen und den westlichen, theilt. Zu beiden Seiten dieser Hauptstrafse dehnen sich lange Reihen Buden bis an den Bach hin, der die Strafse weiter nach Süden hin durchschneidet.

Gerade bei dem westlichen Ausgange des Thores Zäng sind viele Kaufläden mit verschiedenen Waaren. Dann kommt man zu einer steinernen Brücke über einen Kanal, der Wailotschen seiner ganzen Länge nach von Nordwesten nach Südosten durchströmt. Neben dieser Brücke sind wieder reiche Kaufläden mit Seidenwaaren. Weiterhin am Eingange der grofsen Strafse ist ein Triumphbogen.

In der ersten Strafse von dem Triumphbogen gegen Osten sind ganze Reihen von Gast- und Speisehäusern, die besten in ganz Peking. Hier schwelgen die Chineser in leckern Speisen. Ein gutes Mittagsmahl, das aus ungefähr zwanzig

ger Anzahl aufgetragen wird, kostet für die Person etwa 10 russische Papierrubel (etwa 2 fl. 40 kr. Conventionsmünze).

Südlich von diesen Gasthäusern, auf der nämlichen Strafse, sind grofse Reihen Buden mit Leinwand und fertigen Kleidern.

Weiter nach Osten ist ein Theater, worin man Schauspiele auf Bestellung solcher Personen aufführt, die dadurch ihre Freude über irgend einen angenehmen Vorfall zu bezeigen wünschen. Die dazu Eingeladenen bringen dem Geber des Festes ein freundschaftliches Opfer an Geld dar, das aber nicht unter zwei Silberrubeln betragen darf.

Westlich von diesem Theater, gerade am Ufer des Kanals, sieht man auf einem Platze mehre mit Erde bedeckte Gruben, worin zum Verkaufe im Sommer Eis aufbewahrt wird. Aehnliche Eisgruben findet man auch an andern Stellen in der Nähe des Kanals.

Südlich von den erstgenannten Eisgruben, über einige Strafsen hin, ist ein anderer ziemlich grofser Platz, wo öffentliche Bäder angelegt sind. Von diesen Bädern führt eine gekrümmte Nebengasse ostwärts auf eine grofse Strafse, die sich von dem zweiten Dsintschen'schen Thore, Tschunüng oder Chata aus, gegen Süden erstreckt. Fast dieser Nebengasse gegenüber geht nach Osten zu eine andere Strafse, auf welcher ein bedeutender Markt von ländlichen Erzeugnissen und solchen Waaren, die das gemeine Volk bedarf, am 4., 14. und 24. jedes Monats gehalten wird.

Gerade in dem nordöstlichen Winkel führt ein Thor zu einem Kanale, der an den Mauern Pekings hingeht und auf dem man Getraide in die Stadt bringt.

Der ganze Theil Wailotschens, von diesem Thore an bis zur südlichen Mauer hin, ist wenig bewohnt. Es sind Küchengärten und Felder darin; im südlichsten Winkel giebt es sogar mehre grofse Sümpfe. Ueberhaupt würde dieser Theil der Stadt, wenn er nicht von der allgemeinen Mauer mit umschlossen wäre, mehr kleinen zerstreuten Dörfern gleichen.

Von Osten nach Westen wird Wailotschen von einer andern grofsen Strafse durchschnitten, auf der man eine Menge Kleinkrämer-Buden sieht. Näher an der Hauptstrafse ist eine kleine Brücke, über welche man durch eine Nebengasse südwärts auf einen Marktplatz gelangt, wo alle Tage von Tagesanbruch bis zehn Uhr Vormittags ein sehr lebhafter Verkehr herrscht. Er besteht hauptsächlich in fertigen, gröfstentheils schon getragenen Kleidern, von jeder Gattung und Gestalt.

Südlich von diesem Marktplatze sind eine Menge viereckiger, einer neben dem andern liegender, Teiche, welche den Namen Dsing-jui-tschi, d. h. Teiche der Goldfische führen, weil diese Thiere hier zum Vergnügen unterhalten werden. Hierher kommen die Spaziergänger und füttern diese Wasserbewohner mit Brodkrümchen. Nördlich von diesen Teichen ist ein Platz, wo mit Bauholz gehandelt wird.

tschen über.

Von der nahe bei Zängmüng liegenden Brücke geht etwas nach Nordwest zu eine krumme Gasse, worin viele Kaufläden mit verschiedenen Waaren sind. Wendet man sich vom Triumphbogen rechts, so tritt man in die Reihen der Perlen- und Kostbarkeiten-Läden. Hier findet man Galanterie-Waaren von Gold- und Edelsteinen, die besten seidnen Zeuge, theures Pelzwerk, das man aus Rufsland erhält, und verschiedene Erzeugnisse chinesischer Manufacturen und Künste.

Links daran sind Kaufläden, wo Gemälde, die auf Papier mit Wasserfarben gemalt sind, verkauft werden. (Oelgemälde kennen die Maler zu Peking fast gar nicht.) Bald nach Timkowskis Ankunft in Peking war auf dem Aushängeschilde eines dieser Kaufläden den Neugierigen das Bildnifs eines von den Kosaken der russischen Bedeckung dargestellt. Das Gemälde war nicht ohne Werth.

Südwärts von den Galanterie-Läden führt eine Strafse nach Westen, in welcher sich die sechs Theater befinden, von welchen wir weiter oben schon gesprochen haben. Eine krumm laufende Strafse führt von diesen Theatern weiter westlich zu den Buchhändlern, deren gleichfalls schon oben gedacht worden ist.

Von dem übrigen Theile der westlichen Hälfte von Wailotschen kann man dasselbe sagen, was von dem östlichen gesagt worden: dieselbe geringe Bevölkerung und Häuserzahl;

eben so viel Küchengärten und Felder. In einigen Kasernen liegen einige Regimenter des Pekingschen Corps, welche im Falle einer Vertheidigung zu den Thoren Schungtschen und Ssiuang von Dsintschen gehören.

Endlich mufs man noch zwei merkwürdige Gebäude in Wailotschen erwähnen, nämlich den Tempel des Himmels und den des Erfinders des Ackerbaues, welche ganz am südlichen Thore liegen.

Der Tempel des Himmels, Tängtang, liegt rechts von der grofsen (von Norden nach Süden mitten durch Wailotschen gehenden) Strafse. Die hohe Ringmauer desselben hat fast drei Viertel teutsche Meilen im Umfange. Alle Gebäude im Innern dieser Ringmauer sind schön gebaut und prächtig verziert. Der Kaiser begiebt sich alle Jahre, am Tage der Frühlings-Nachtgleiche, hierher, um feierlich den Himmel zu verehren. Einen Tag vorher begiebt er sich bei Anbruch des Tages zu dem Opferaltar und bereitet sich zu der Feierlichkeit, in einem besondern Reinigungshause, durch ein strenges Fasten vor. Ein hoher runder Altar von weifsem Marmor, in Gestalt eines Hügels, auf dem der Kaiser das Opfer bringt, ist prächtig verziert. Die Eingänge dazu sind von drei Seiten, Süden, Osten und Westen, unter sehr grofsen Bogen, die vom reinsten Marmor erbaut sind. Die dahin führenden Treppen sind vorzüglich schön gearbeitet.

Dem Tempel des Himmels gegenüber, auf der westlichen Seite der grofsen Strafse, ist der dem Erfinder des Acker-

Dieser ist gleichfalls mit einer hohen steinernen Mauer umgeben, die fast eine halbe teutsche Meile im Umfange hat. Der Kaiser begiebt sich jedes Jahr im Frühlinge hierher, um die Erde zu bearbeiten und dem Himmel Opfer darzubringen. Die Gebäude selbst bieten an sich nichts Erhabenes dar; aber die Feierlichkeit der Bearbeitung der Erde hat etwas Ehrfurchterregendes. Das von Chuandi bearbeitete Feld bedeckt man zu dieser Zeit mit einem besondern Wetterdache. Wenn der Kaiser mit der geheiligten Arbeit sich etwa eine halbe Stunde beschäftigt hat: so entfernt er sich in ein benachbartes Lusthaus und sieht von da aus der Arbeit der Fürsten und Minister zu, welche unter der Anleitung der ausgezeichnetesten wirklichen Ackerbauer das Land unter freiem Himmel bearbeiten, ohne durch ein Wetterdach gedeckt zu seyn. Während der Feierlichkeit singen die Hofsänger Lieder, die schon in den ältesten Zeiten zum Lobe des Ackerbaues gemacht worden sind. Der Kaiser und die übrigen Grofsen tragen auch bei dieser Gelegenheit Kleider wie die Bauern. Ihre Ackerwerkzeuge, die man in besondern Gebäuden aufbewahrt, sind sehr rein. An die Hakenpflüge spannt man Ochsen, welche blofs für diesen besondern Gebrauch das ganze Jahr hindurch unterhalten werden. Innerhalb der Ringmauer dieses Tempels ist auch eine kleine Scheuer, wohin man die Früchte der geheiligten Ernte bringt. Man will bemerkt haben, das das Getraide (der Hirse) von dem Felde, das der Kaiser selbst bearbeitet hat, an

Güte bedeutend die Früchte desjenigen Feldes übertrifft, das die Fürsten und Minister gepflügt haben. Aus dem Hirse von des Kaisers Felde bäckt man Brode, die man bei den Opfern gebraucht, welche dem Himmel dargebracht werden. Der Kaiser bereitet sich zu der Feierlichkeit des Pflügens durch Fasten, Gebete und eine andächtige Zurückgezogenheit vor. Der Zweck dieses Feiergebrauches ist die Erhaltung des Andenkens jener Zeiten, wo die Beherrscher der Völker noch zugleich Ackerbauer waren. Nach der Meinung Anderer soll dieser Gebrauch in dem Gemüthe der mächtigen Chuandis die Wahrheit befestigen, das ein grofses Reich ohne Ackerbau nicht bestehen kann, und dafs der Reichthum desselben die Frucht der Arbeiten des Landmannes ist. Der Ursprung dieses Gebrauches in China ist in das Dunkel der fernsten Zeiten gehüllt.

Die Polizei in Peking ist sehr thätig. Auf den Strafsen gehen unaufhörlich Polizeisoldaten mit einer Peitsche auf der Schulter umher, um Frevler von eigenmächtigen Anmafsungen abzuhalten. Sie sehen auf die Reinlichkeit der Strafsen und greifen im Nothfalle die Arbeit selbst mit an. Sie halten die ganze Nacht Wache und gestatten Niemanden auf der Strafse zu gehen, es sei denn mit einer Laterne, oder wegen eines wichtigen Geschäfts, z. B. die Herbeirufung eines Arztes. Sie befragen sogar die vom Kaiser abgeschickten Leute und Jeder ist verbunden, ihnen eine genügende Antwort zu geben. Dabei haben sie das Recht, diejenigen, welche sich ihnen widersetzen oder verdächtig erscheinen, sofort festzuhalten. Diese Polizeisoldaten,

welche ihrerseits, so wie ihre Offiziere, wieder unter einer sehr strengen Oberaufsicht stehen, sind geborne Chineser und machen ein unregelmäfsiges Truppencorps aus.

Aufserdem giebt es in Peking eine zahlreiche aus Reiterei und Fufsvolk bestehende Garnison. Sie versieht die Wachen an den Thoren, Mauern und öffentlichen Gebäuden und mufs bei der ersten Auffoderung zum Ausmarsch bereit seyn. Diese Truppen, welche ein Corps von ungefähr 80000 Mann ausmachen, werden in acht mandschurische Divisionen, acht mongolische, und eben so viel Udscheng Tschocha oder chinesische, eingetheilt. Jede Division unterscheidet sich durch die Farbe ihrer Fahnen, und der dieser entsprechenden Uniform. Die gelbe Fahne (Division) ist die oberste; sie hat Häuser in Dsintschen und nimmt den ganzen nördlichen Theil von Osten bis Westen ein. Man theilt sie wieder in die erste gelbe Fahne, ohne Einfassung, und in die zweite gelbe Fahne, mit rother Einfassung, ein. Die dritte rothe Fahne, ohne Einfassung, und die vierte rothe Fahne, mit gelber Einfassung, haben ihren Aufenthalt im westlichen Theile von Dsintschen, den sie indessen nicht ganz einnehmen. Die blaue Fahne nimmt denjenigen Theil der Stadt ein, der an den kaiserlichen Hof gränzt. Ihre Wohnungen, die sich hierauf gegen Süden hin wenden, erstrecken sich parallel der südlichen Mauer gegenüber, bis zur westlichen. Diese Fahne theilt sich in die fünfte blaue, ohne Einfassung, und die sechste blaue, mit einer rothen

Einfassung. Endlich giebt es noch die siebente weifse Fahne, ohne Einfassung, und die achte weifse Fahne, mit einer rothen Einfassung. Sie ist in die Mitte des östlichen Theils der Stadt verlegt und gränzt gegen Norden an die erste, und gegen Süden an die dritte Fahne. Jedem Ober-Befehlshaber einer Fahne sind sechs Unter-Befehlshaber untergeordnet. Jede Fahne hat ihre eigene Kanzlei, Zeughaus, Schatzkammer und Schule für Kinder. Timkowski bemerkt hier, dafs die höhern Kriegsleute in China auch die wichtigsten bürgerlichen und gerichtlichen Aemter verwalten, auf die Art, wie diefs ehemals auch in Rufsland gebräuchlich war. Das pekingsche Corps (aufser der eigentlich chinesischen grünen Fahne, die in Wailotschen liegt) ist selten vollständig gegenwärtig. Denn ganze Regimenter davon werden zum Dienst an die Haupt-Gränzplätze geschickt.

Eine der Hauptpflichten der Pekingschen Polizei ist die Verhinderung einer Hungersnoth. In der Stadt, so wie auch in den Vorstädten, giebt es daher eine Menge Getraidehöfe, wo Reifs für den Fall einer Mifsernte aufbewahrt wird. Wenn die wegen der Anlage solcher Getraidehöfe gegebenen Befehle in den Provinzen eben so streng als in der Nähe des Hofes beobachtet würden, so könnte nie eine Hungersnoth entstehen, die indessen, wegen der Gleichgiltigkeit und aufserordentlichen Mifsbräuche der Getraideaufseher, oft die volkreichen Statthalterschaften verheert. Aufser diesen Getraideniederlagen hat der Chuandi noch andere Vorrathshäuser, wo man Waizen

in Körnern, verschiedene Früchte, und Futter für das Arbeitsvieh aufbewahrt.

Die vornehmste Klasse der Einwohner Pekings machen die mandschurischen Truppen aus, deren Offiziere, wie schon bemerkt, auch höhere bürgerliche Aemter bekleiden, wo sie aber aus Bequemlichkeitsliebe die meisten Arbeiten ihren gewandten und gelehrten chinesischen Secretären überlassen. Nach der Einnahme Pekings durch die Mandschuren wurden sowohl den Offizieren als den Soldaten von den Chinesern Häuser gegeben, und diese zogen sich in die südliche Vorstadt zurück. Aber schon längst wohnt der gröfste Theil der mandschurischen Offiziere und Soldaten in gemietheten Wohnungen. Ihre Häuser und Ländereien sind nach dem gemeinen Loose aller verschwenderischen Leute, die mit leicht erworbenem Gute nicht Haus zu halten wissen, wieder in die Hände chinesischer Käufer übergegangen. Wohlhabende Krieger erwerben sich auf eigene Kosten besondere Häuser und Kaufläden, welche ihnen ein bedeutendes Einkommen gewähren.

Die zweite Klasse der Einwohner machen die Kaufleute und Handwerker aus. Hier giebt es keine Eintheilung der Gewerbe in Gilden oder Zünfte. Die Kaufmannschaft hat ihren Wohnsitz, wie wir schon oben gesehen, hauptsächlich in Wailotschen. Die grofse Bevölkerung Chinas beraubt viele Einwohner der Möglichkeit, ihre Nahrung durch den Ackerbau oder andere ländliche Arbeiten zu erwerben. Aus dieser Ursache strömen aus allen Statthalterschaften nach der

Hauptstadt eine Menge Leute zusammen, die als den einzigen Preis ihrer Anstrengung nur ihren Unterhalt suchen. Aber auch dieses beschränkte Bedürfnifs können sie nicht immer befriedigen. Die Klasse derer, welche Arbeit bedürfen, ist gleichfalls sehr mäfsig in ihren Wünschen, und daher hat nicht jeder Arbeiter Gelegenheit, seine Kräfte und Kenntnisse zu persönlichem Dienste oder zu irgend einer Handarbeit anzuwenden. Man sagt, dafs in Peking sich allein 50000 müfsig herumschweifende Leute befinden. Diese Menschenklasse versucht natürlich auch verbotene Erwerbsmittel, Betrügerei, Diebstahl u. s. w. Die Wachsamkeit und Strenge der Stadtpolizei verhindert sie aber, sich mit diesem Handwerke mit gutem Erfolge zu beschäftigen. Wenigstens behauptet Timkowski, während fast sechs Monaten, die er in Peking zubrachte, auch nicht von Einem bedeutenden Diebstahle gehört zu haben. Da die Bettler bei den Chinesern in grofser Verachtung sind, und der um Almosen Bittende überall eine kalte Zurückweisung antrifft: so wenden sich nur wenige Arme zu diesem freilich leichten, aber hier sehr unsichern Mittel der Ernährung. Sie sind, um nicht Hungers zu sterben, genöthigt, sich in Gesellschaften zu vereinigen und unter der Leitung gewisser Aeltesten oder Vorsteher, irgend eine Arbeit zu suchen. Sie beschäftigen sich mit Reinigung und Begiefsung der Gärten und Strafsen, Bearbeitung der Erde, Lasttragen, zuweilen begleiten sie auch in ganzen, grofsen Haufen Hochzeitfeierlichkeiten, Begräbnisse u. s. w. Timkowski hat oft diese armen

Elenden, welche sonst ihre Blöfse kaum bedecken können, in Mützen mit rothen Federn und in Trauermänteln hinter dem Sarge eines Reichen einherziehen sehen. Wenn ein Kaufmann seinem Kunden einen Träger dieser Klasse mitgiebt, um die gekauften Waaren nach Hause zu tragen: so erfüllt dieser, seien die Waaren auch noch so theuer, doch diesen Auftrag auf die ehrlichste Weise, ohne dafs man nöthig hätte, auf ihn Acht zu haben, und ist sehr zufrieden, wenn er für einen Weg von vielleicht zwei oder mehr Stunden auch nur eine geringe Belohnung erhält. So stark wirkt die Nothwendigkeit, sich das Vertrauen zu erhalten, das ihm ein Mittel zum Unterhalte eröffnet.

Bediente nimmt man in Peking aus den Landleuten; bisweilen miethet man hierzu auch Soldaten, welche sich dann mit dem dritten Theile ihres Soldes von ihren Dienstesverbindlichkeiten loskaufen.

Alle Leute der erwähnten Stände sind denselben bürgerlichen Gesetzen unterworfen. Kriegsgerichte giebt es nicht, ausgenommen im Felde, über Verbrechen, welche hier begangen werden. Die Deutlichkeit und Bestimmtheit aller Verordnungen ist das treue Unterpfand der Ordnung im Innern der ganzen Stadt. Jedes bekannt gewordene Verbrechen wird unausbleiblich durch die Strenge des Gesetzes, das oft selbst die Gestalt der Grausamkeit hat, verfolgt. Klagen von Vater und Mutter gegen Kinder leistet man unverzüglich Gnüge, fast ohne Untersuchung, denn nach der Meinung der Chineser kann die Zärt-

lichkeit der Aeltern nicht geneigt seyn, aus blofser Willkür ihre Kinder gerichtlichen Untersuchungen auszusetzen.

Die Auseinandersetzung von Streitigkeiten über unwichtige Dinge geschieht mündlich und ebenfalls ohne alle Verzögerung.

Im Falle von Feuersbrünsten hat man in Peking Werkzeuge zum Löschen des Feuers, die aber freilich an Kraft und Zweckmäfsigkeit den europäischen nachstehen. Da indessen die Feuersbrünste in Peking sehr selten sind: so werden diese Werkzeuge nicht oft gebraucht. Alle Gebäude sind aus Backsteinen erbaut. Zur Bereitung der Speisen und zum Heizen der Zimmer gebraucht man Steinkohlen, die keine heftige Flamme geben und dabei auf offenen Herden unterhalten werden. Ueberdiefs sind, was wichtiger als alles dieses ist, die Chineser wahrscheinlich das bedächtigste und vorsichtigste Volk auf dem ganzen Erdboden.

In jedem Theile Pekings findet man mehre Aerzte. Ein sehr geschickter Arzt (deren es jedoch in China nicht viele giebt, indem die meisten nur erfahrne Praktiker aber nicht wissenschaftlich gebildet sind) empfängt bei einem wohlhabenden Kranken für jeden Besuch nicht mehr als etwa 1 fl. 20 kr. Conv. Münze; aber armen Kranken, die ins Haus kommen, leisten die Aerzte Hilfe ohne alle, oder doch für äufserst geringe Bezahlung. Zum Verkauf der Arzneien bestehen besondere Apotheken. Es sind häufig Kräuter und andere Stoffe in ihrer einfachsten natürlichen Gestalt. Ein besonderes Vertrauen

haben die Chineser auf die wundervolle Wurzel Sching-scheng, welche die Lebenskräfte unterstützt, die verlornen wieder ersetzt und, wie man sagt, Alte wieder jung macht. Arme Leute müssen jedoch dieser Labung entbehren. Ein einziges Loth von huangdun'scher oder mandschurischer Schinscheng kostet über 200 Gulden Conv. Münze. Wohlfeiler, aber auch von geringerer Güte ist die korei'sche.

Zur Unterhaltung einer bequemen und schnellen Verbindung zwischen allen Theilen der grofsen, weitläufigen Stadt giebt es eine grofse Anzahl Miethwagen. Auf jeder Stelle, wo sich zwei Strafsen kreuzen, so wie bei jeder Brücke, findet man kleine bedeckte, mit Atlas und Sammt verzierte, zweiräderige Wagen. An diese spannt man Maulthiere oder Pferde, hauptsächlich aber die Erstern, weil sie wegen ihrer Stärke und Schnelligkeit besonders zum Fahren tauglich sind. Die Grofsen, und besonders die vornehmen Damen, bedienen sich der Tragsänften; doch müssen sie hiezu vorher um die Erlaubnifs des Kaisers anhalten. Beamte ziehen das Reiten vor, welches auch, wegen der ungleichen Oberfläche der Strafsen in Peking und des Gedränges halber, weit schneller und bequemer zum Fortkommen ist.

II.

Peru.

Peru liegt an der Westküste von Amerika, zwischen 3° 25′ und 21° 30′ südlicher Breite, und besteht aus zwei, ihrer Naturbeschaffenheit nach sehr verschiedenen, Terrassen, dem sandigen schmalen Küstenstriche, zwischen dem Andesgebirge und dem Grofsen Weltmeere, und der zwischen jenem Gebirge eingeklemmten, 8 bis 10000 Fufs über die Meeresfläche emporsteigenden Hochebene. Nach Osten hin dehnen sich von dem Fufse der Anden ungeheure Ebnen bis an die Gränzen von Brasilien aus. Südlich gränzt Peru an die La Plata-Staaten und Bolivar und nördlich an Columbien. Die niedern Gegenden sind als Tropenländer ausnehmend heifs; auf den Hochebenen dagegen herrscht eine sehr mäfsige Wärme, so dafs hier europäische Feld- und Gartenfrüchte angebaut werden können. Der Küstenstrich ist, mit wenigen Ausnahmen, eine Wüste und hat wie

Aegypten das Eigenthümliche, dafs es fast nie regnet. Er nimmt zwischen dem Fufse der Andes und dem Meere eine Breite von 6 bis 20 teutschen Meilen ein, hat wenig Bäche und keinen einzigen bedeutenden Flufs. Wo sich aber ein Flufs befindet, da herrscht allerdings eine aufserordentliche Fruchtbarkeit, und nur auf diesen kleinen Oasen findet man Bäume. Für die Schiffe, welche längs der Küste hinsegeln, gewährt der hohe Kamm der Andeskette, mit seinen Schneebergen, einen entzückenden Anblick. Doch geniefst man ihn nur, wenn man in einer Entfernung von 6 bis 8 teutschen Meilen segelt. An der ganzen Küste herrscht eine heftige Brandung und das Wasser ist so tief, dafs die Schiffe erst nahe an der Küste einen Ankergrund finden, und die Landung ist an den meisten Punkten sehr schwierig und gefährlich *).

Der Haupthafen von Peru ist das neuerlich durch die tapfere und lange Vertheidigung der letzten Spanier des amerikanischen Festlandes, unter Rodil, so berühmt gewordene Callao, welches nur sechs englische Meilen von der Hauptstadt Lima liegt. Dieser Hafen ist eine geräumige Bucht, welche zum Theil durch die wüste und gänzlich unfruchtbare Insel San Lorenzo gebildet wird, und nur gegen Norden offen ist.

*) Basil Halls Reise an den Küsten von Chili, Peru und Mexiko, in den Jahren 1820 — 1822; in Dr. Brans Ethnographischem Archiv, XXV. Band, 2. Heft, S. 221 u. ff.

Da er überdiefs an einer Küste liegt, wo stürmisches Wetter unbekannt ist, so bietet er alle Sicherheit und Bequemlichkeit dar, welche man anderswo in eingeschlofsnen Häfen findet. Die Rhede wird in Westen durch das Fort Real Felipe *) und die Batterie des Zeughauses, in Osten aber durch ein beträchtliches Werk, das erst neuerlich erbaute Fort San Fernando, vertheidigt. Wenn man einen Feind fürchtet, so vereinigt man alle Schiffe auf dem Theil der Rhede, der zwischen den Forts liegt. Fort Real ist ein regelmäfsiges Fünfeck von ungefähr 60 Klaftern auf der Aufsenseite. Das Innere enthält eine Kirche, Kasernen, Magazine und Gefängnisse. Mehre dieser Gebäude haben bombenfeste Gewölbe. Sämmtliche Batterien hatten im Jahr 1817, wo der französische Weltumsegler Roquefeuil **) diese Gegenden besuchte, etwa 60 Feuerschlünde. Der Platz hat den gröfsten Fehler, dafs er schlecht mit Wasser versehen ist, indem seine Brunnen meist salzig sind. Damals befand sich zu Callao auch ein Apostadero,

*) Stevenson: A historical and descriptive Narrative of Twenty years residence in South-America, in 3 Volumes, etc. London, 1825. Vol. I. S. 133. — Eine teutsche Uebersetzung vom ersten Theile dieses Werkes enthält der 42ste Band der Neuen Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen etc. Weimar, 1826.

**) Siehe dessen Reise um die Welt in den Jahren 1816—1819. Aus dem Franz. in Dr. Bran's Ethnographischem Archiv, XXI. Band, 1. Heft. S. 36 u. ff.

oder eine kleine Abtheilung der peruanischen Seemacht. Das Zeughaus war klein, aber gut gehalten, obwohl damals schlecht versehen. Der jetzige Ort Neu-Callao (das alte Callao wurde 1746 durch ein Erdbeben zerstört und nebst 3000 Einwohnern gänzlich von den Fluthen verschlungen *)) liegt aufserhalb der Werke und besteht nach Roquefeuil nur aus etwa 400, nach Caldcleugh **) gar nur aus 200, schlechten Häusern, welche meist nur ein Erdgeschofs haben. Er ist enge und winkelig gebaut und hat, den Vortheil seiner Lage ausgenommen, die es für den Handel von Lima sehr wichtig macht, gar nichts, was den Aufenthalt eines Fremden daselbst erträglich machen könnte. Aufser einigen Regierungs-Beamten wohnen auch nur Fischer und Schleichhändler in Callao.

Der Weg von Callao nach Lima ist ganz gerade und so gut geebnet, dafs man kaum bemerkt, dafs Lima 600 Fufs höher liegt als die Meeresfläche. Von dieser Kunststrafse aus hat die Hauptstadt mit ihren vielen Kuppeln und Spitzsäulen ein wunderschönes Ansehen, fast wie eine maurische Stadt. Man verdankt die Anlage dieser guten Strafse dem verstorbenen Vicekönig Don Higgins. Von der höchsten Stelle führt

*) Stevenson, S. 138.

**) Travels in South-America, during the years 1819 — 1821; etc. London, 1825. Ilter Band, S. 51. Eine teutsche Uebersetzung enthält der 41ste Band der Neuen Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen etc. Weimar, 1826.

eine Doppel-Allee schöner Bäume mit öffentlichen Spaziergängen und zierlichen Marmorbänken auf jeder Seite, nach Lima. Auch laufen zu beiden Seiten kleine Bäche, welche zur Bewässerung der Bäume dienen und deren Ufer aufs üppigste mit Pflanzen und Blumen geschmückt sind. Es war die Absicht des Don Higgins, diese Allee bis Callao fortzuführen, aber sein Tod verhinderte die Vollendung und nur die Fahrstrafse ist fertig geworden. Rechts, wenn man vom Hafen aus geht, sieht man die Trümmer eines indischen Dorfes, welches noch vor der Entdeckung Süd-Amerikas gebaut worden ist. Es stehen noch einige alte Lehmmauern, etwa 2 Fufs dick und 6 Fufs hoch, welche ihre Erhaltung bis auf unsere Zeiten nur dem gänzlichen Regenmangel in diesem Lande zuzuschreiben haben. Weiter rechts liegt die kleine Stadt Bellavista, wohin Callao eingepfarrt ist und wo sich ein Hospital für Seeleute und andere arme Einwohner der Hafenstadt befindet. Auf dem halben Wege nach Lima steht eine nett gebaute Kapelle, mit einem kleinen, Unserer lieben Frauen vom Berge Carmel, der Schutzheiligen aller Seefahrer, geweihten Kloster. Näher bei Lima scheint der Boden sehr fruchtbar. Man sieht grofse Gärten voll üppiger Küchengewächse, und Felder mit Luzerne und Mais; dicht an der Stadt liegen ansehnliche Obstgärten voll der herrlichsten tropischen Früchte, welche durch Kanäle aus dem Flusse Rimac bewässert werden. Das Thor, durch welches man in die Stadt fährt, ist von Ziegeln, aber hübsch gebaut und besteht aus drei Schwibbogen, wovon der mitt-

lere für die Wagen, die beiden andern für die Fufsgänger bestimmt sind.

So schön sich Lima in der Entfernung ausnimmt, so schlecht ist es, wenn man näher kommt. Man betritt vom Thore aus eine lange, aus niedrigen und schlechten Häusern bestehende Strafse; nirgends sieht man Glasfenster und noch weniger zierliche Handlungsgewölbe; die Waaren werden blofs auf Tischen vor den Hausthüren der Kaufleute ausgelegt. Man sieht Menschen von allen Farben, vom Neger durch alle Abstufungen hinauf bis zum weifsen und rothbackigen Biscayer.

Lima hat eine fast halbkreisförmige Gestalt; den Durchmesser bildet der Flufs Rimac; die Länge von Osten nach Westen beträgt zwei und die Breite, von der Brücke bis zur Stadtmauer, fünf Viertel (engl.)- Meilen. Sie ist hauptsächlich in Vierecke abgetheilt, deren jedes 130 Yards (zu 3 engl. Fufs) lang ist; nur in einigen Theilen nahe bei der Mauer ist diese regelmäfsige Eintheilung nicht beobachtet worden. Die Strafsen sind gerade und meist 25 Fufs breit. Der Ort zählt überhaupt 157 solcher Vierecke, mit einigen wenigen Queer-Durchschnitten nach den Enden der Stadt zu.

Die Mauer, welche Lima einschliefst, ausgenommen an der Seite, wo sie vom Flusse begränzt wird, ist von an der Sonne gedörrten Backsteinen (bricks) gebaut, deren jeder 20 Zoll lang, 14 breit und 4 dick ist; man macht sie aus Lehm, worunter eine Menge gehacktes Stroh gemischt wird; sie widerstehen den Erdbeben besser als wirkliche Steine, und würden wegen

ihrer Federkraft sogar von Kanonenkugeln weniger zu leiden haben; ein Fall, der indessen so bald nicht eintreten dürfte. Die Mauern sind im Durchschnitt 12 Fuſs hoch, und mit einer auswendig drei Fuſs hohen Brustwehr versehen; unten haben sie 10 und oben 8 Fuſs Dicke. Sie bilden um zwei Drittel der der Stadt einen schönen Spaziergang. Zwei und dreifsig Bollwerke, aber ohne Schiefsscharten, dienen zu ihrer Vertheidigung. Die sieben Stadtthore und drei Pforten (Posterns) werden Abends um 11 Uhr geschlossen und früh um 4 Uhr geöffnet.

Am südöstlichen Ende der Stadt ist eine kleine Citadelle, Santa Catalina, worin sich die Artillerie-Barracken, die Militär-Vorrathshäuser und das Zeughaus befinden. Die Mauern rings um diese Citadelle werden durch zwei Bollwerke mit kleinen Feldstücken vertheidigt.

Von der Stadt führt eine steinerne Brücke über den Rimac nach der Vorstadt San Lazaro; sie besteht aus fünf Kreisbogen mit Pfeilern an jeder Seite; die nach Osten hin haben eine dreieckige, die nach Westen eine runde Form. Oben sind steinerne Bänke, wo eine Menge Leute höhern und mittlern Standes die Sommerabende verplaudern. Besonders von 8 bis 11 Uhr Abends und noch später ist diese Brücke ein sehr unterhaltender Spaziergang, theils wegen der Menge von Kommenden und Gehenden, theils wegen des schönen Flusses selbst, der um diese Jahreszeit ganz voll Wasser ist. Oestlich von der Brücke strömt das Wasser über ein steinernes Wehr und

Lima.

Zu Sömers Taschenbuch 1827. S. 26.

das Rauschen desselben erhöht ungemein die Reize der kühlenden Sommernacht.

Die Häuser der niedern Volksklasse haben nur Ein Stockwerk und selbst die übrigen nicht mehr als zwei. Diese Häuser fallen um so weniger hübsch in die Augen, als sie an der Vorderseite keine Fenster, sondern blofs eine Thüre nach der Strafse zu haben, durch welche man zuweilen, bevor man ins Haus tritt, noch in einen besondern Hofraum (Patio) gelangt. Namentlich zeichnen sich einige Häuser der Reichen durch blofs Ein Stockwerk und einen solchen Hofraum aus, aus welchem ein hochgewölbter Thorweg mit einem Wagenschuppen an der Seite, auf die Strafse führt. Ueber demselben ist ein kleines Zimmer mit einem Austritt (Balcon) und Gitterfenstern auf die Strafse heraus. Dergleichen Austritte findet man überhaupt an mehren Häusern, doch, wie schon oben erwähnt, nur wenig Glasfenster. Die schöne Aufsenseite solcher Häuser der Vornehmen wird nicht selten noch durch einen Garten, in welchen man durch die gläsernen Flügelthüren von zwei oder drei Zimmern blickt, beträchtlich erhöht. Im Sommer werden über dem Hofraume grofse Zeltdecken ausgespannt, welche kühlenden Schatten gewähren. Nur die platten Dächer, welche an der Vorderseite von allen Verzierungen entblöfst sind, sehen schlecht aus. Rechnet man hierzu die Einförmigkeit der langen Klostermauern in so vielen Strafsen, so sieht man leicht, welch' einen todten und traurigen Anblick diese darbieten müssen. — Das schönste Aeufsere haben die meisten Kirchen und

ihre Thürme sind zahlreicher und höher, als man in einem dem Erdbeben so unterworfenen Lande, wie Peru ist, erwarten sollte.

Lima wird in vier Kirchspiele eingetheilt: das Sagrario mit drei, St. Anna mit zwei, St. Sebastian mit zwei und St. Marcellus mit einem Pfarrer (Rector). Aufserdem enthält die Vorstadt St. Lazaro noch etliche Pfarrkirchen und zu einigen gehören auch noch Capellen, die zum Theil aufserhalb der Stadt liegen.

Die Klöster sind sehr zahlreich, und neben denselben giebt es noch (wie in andern spanischen Städten) sogenannte Beaterios oder Häuser für solche Fromme, welche, ohne gerade ein Klostergelübde abzulegen, sich blofs auf einige Zeit in die Einsamkeit zurückziehen und sich mit frommen Uebungen beschäftigen wollen. Aufser den zu den Kirchen, Klöstern und Hospitälern gehörigen Kapellen giebt es auch in mehren Privatgebäuden besondere Hauskapellen, so dafs man die Anzahl aller gottesdienstlichen Gebäude in Lima auf mehr als hundert anschlagen kann. Die Zahl der Welt- und Ordensgeistlichen mag sich auf mehr als 800 und die der Nonnen etwa auf 300 belaufen, wozu noch eine Menge Layenbrüder und Schwestern kommen.

Folgendes sind die Hospitäler Limas: St. Andreas, für Spanier und Wahnsinnige; St. Bartholomäus, für Neger und andere Afrikaner; St. Anna, für Indier; St. Peter, für arme Geistliche; Zum Heil. Geist, für Seeleute; St. Peter v.

Alcantara, und noch zwei andere für Weiber, und St. Lazarus, für Aussätzige.

Höhere Schulen (Collegien) sind folgende in Lima: St. Toribio, ein geistliches Seminar, St. Martin, später St. Carlos, jetzt wieder St. Martin, für weltliche Studien; die Fürstenschule (Collegio del Príncipe), für lateinische Sprache und Söhne indischer Kaziken. Aufserdem giebt es noch Klosterschulen, worin Kinder der niedern Volksklassen im Lateinischen und einigen andern Lehrgegenständen von Mönchen unentgeldlich unterrichtet werden.

Der Hauptplatz (Plaça mayor) steht fast im Mittelpunkte der Stadt, wenn man die Vorstadt St. Lazaro mit dazu rechnet, etwa 150 Yards von der Brücke. Die nördliche Seite, 480 Fufs lang, nimmt der Palast des (ehemaligen) Vicekönigs ein; er hat in der Mitte ein prächtiges Thor, bei welchem Reiter-Leibwachen stehen. Im untern Stockwerke befinden sich, sonderbar genug, eine Menge Kramläden. Auf der östlichen Seite des Platzes steht die Hauptkirche mit einer schön verzierten Aufsenseite und zwei hohen Thürmen. Nördlich von dieser erblickt man das Sagrario und den erzbischöflichen Palast, der in Rücksicht des Aeufsern jedes andere Gebäude dieses Platzes übertrifft. Grüne Balcons laufen längs der Vorderseite hin und hochgewölbte Thore führen in den Hof; aber das Erdgeschofs wird ebenfalls durch kleine Kramläden und das Sagrario selbst durch eine Grog-Bude entstellt, welche sich hart daneben befindet. Die südliche Seite des Platzes be-

steht aus einer Reihe von Privathäusern; eben so die westliche, deren nördliches Ende das Rathhaus (Casa consistorial) bildet, unter dem sich das Stadtgefängnifs befindet. Mitten auf dem Platze steht ein schöner, schon vom Vicekönig Graf von Salvatierra 1658 errichteter Springbrunnen. Er hat unter allen Brunnen Lima's das beste Wasser, welches zu allen Stunden des Tages von besondern Wasserträgern in grofsen Gefäfsen auf Maulthieren nach allen Theilen der Stadt verführt und verkauft wird.

Auf diesem Platze wird der Hauptmarkt gehalten, und er gewährt, besonders um 5 oder 6 Uhr Morgens, wenn Alles zum Verkauf hier ausgelegt wird, ein herrliches Schauspiel. Reihen von grofsen Steinen sondern ihn in verschiedene Abtheilungen für die einzelnen Klassen der Handelsleute. Der Fleischmarkt ist gewöhnlich mit vortrefflichem Rind- und Schöpsenfleisch versehen; Kälber und Lämmer werden aber nicht geschlachtet, indem dieses zur Beförderung der Viehzucht, durch ein altes, sehr weises, Gesetz verboten ist. Auf einem andern Platze verkauft man alle Arten von Salz- und Dörrfleisch; besonders köstlich ist das gefrorne Zickelfleisch, welches man aus dem Hochgebirge bringt. Der Fischmarkt wird zu allen Seiten aus der Nachbarschaft reichlich versorgt, und die Fische sind in der Regel wohlfeil, ausgenommen in der Fasten, und vornehmlich in der Charwoche, wo die Indier, die allein den Fischfang treiben, zu sehr mit ihren Religionsübungen beschäftigt sind, als dafs sie demselben nachgehen

sollten. Der Geflügelmarkt besteht aus zwei Abtheilungen, einer für das lebendige, der andere für das todte Federvieh. Beides ist ziemlich theuer; ein Truthahn kostet 3 bis 5, eine Ente oder Henne 1 bis 2 Piaster etc. Gänse sieht man selten, da die Eingebornen keine essen. Der Gemüsemarkt enthält alle Arten einheimischer und europäischer Küchengewächse; eben so reichlich ist der Obstmarkt versehen; man findet hier Weintrauben, Aprikosen, Aepfel, Birnen, Erdbeeren etc.; Melonen, Ananas, süfse und bittere Orangen, Bananen und vor allen die Chirimoya, die Königinn aller tropischen Früchte. Der Theil des Marktes, wo die Blumenhändler sitzen, heifst die Strafse der Gefahr (Calle del peligro); denn hier finden sich die Schönen ein und ihre Anbeter lauern auf einen günstigen Anblick, ihnen die ausgewähltesten Gaben der Flora zu überreichen. Der Anblick dieses Marktes, besonders früh am Morgen, hat in der That etwas Bezauberndes; der Fremde glaubt sich in selige Gärten versetzt, wo die Musen lustwandeln. Nahe dabei steht die Bude einer Fresquera, oder Verkäuferin von Erfrischungen, Gefrornem, Limonade etc.*).

Die vornehmste Pfarrkirche in Lima ist das Sagrario. Das Dach ist schön in Felder abgetheilt und hat in der Mitte eine auf vier Pfeilern ruhende Kuppel. Das Innere der Kirche ist hoch, und die verschiedenen Altäre sind reich mit Bildnereien und Vergoldungen geschmückt. Ein grofser Theil des

*) Stevenson, a. a. O. S. 210 — 227.

Hochaltars ist mit Silber überzogen, das Custodium (das Behältnifs, wo das Hochwürdige aufbewahrt wird) von Gold und reich mit Diamanten und andern Edelsteinen verziert. Auch der ganze Altardienst ist äufserst kostbar, sowohl in Betreff der heiligen Gefäfse als der Mefsgewänder. Das Taufbecken steht in einer eignen Seiten-Kapelle und hat einen starken Deckel von reinem Silber.

Nicht minder prachtvoll ist das Innere der Kathedrale; nur wird es durch das Chor entstellt, welches in der Mitte angebracht ist und die Aussicht auf den Hochaltar benimmt. An grofsen Festen, wo der Erzbischof selbst das Hochamt hält, gewährt diese Kirche einen überaus erhabnen Anblick; der Hochaltar ist mit mehr als tausend Wachskerzen erleuchtet; die grofsen silbernen Armleuchter, deren jeder an hundert Pfund wiegt, die prachtvollen Lampen und die kostbaren Gefäfse machen einen unbeschreiblichen Eindruck.

Die übrigen Pfarrkirchen von Lima haben nichts, was sie der Aufmerksamkeit des Fremden besonders empfehlenswerth machen könnte. Die von St. Lazaro hat eine schöne Antlitzseite und nimmt sich von der Rimac-Brücke recht hübsch aus. Das Einkommen dieser Pfarrei beläuft sich auf 30000 Piaster und sie wird oft das „kleine Bisthum" genannt.

Von den Klosterkirchen sind nur diejenigen, welche den vorzüglichsten Orden gehören, besonders prachtvoll. St. Domingo, etwa 100 Yards von dem Hauptplatze, hat den höchsten Thurm in ganz Lima, und seine Altäre übertreffen an

Kostbarkeit die aller übrigen Kirchen Lima's. Die Decke enthält sehr gute Malereien. Das Franziskaner-Kloster ist etwa 200 Yards von der Plaça mayor entfernt und gehört unter die gröfsten und geschmackvollsten Gebäude von Lima. Die Kapelle Del Milagro (vom Wunder) zeichnet sich besonders aus und enthält gute Gemälde von Don Matias Maestre, auch Apostelköpfe von Reubens (? Rubens ?) oder, wie Einige behaupten, von Morillo; in einer andern Kapelle findet man fünf schöne Passions-Gemälde von Titian. Was die Frauenklöster betrifft: so haben ihre Kirchen, ungeachtet des reichen Einkommens, das sich bei manchen auf 100000 Piaster beläuft, keine besondere Kostbarkeiten aufzuweisen, obwohl man eine Menge geschmackvoller Verzierungen antrifft.

Das für die Weifsen bestimmte Hospital St. Andreas enthält einige grofse und nette Krankensäle mit reinlichen Betten; diese stehen in kleinen Alkoven an der Wand und sind so eingerichtet, dafs im Fall der Noth eine zweite Reihe von Betten über den Alkoven aufgeschlagen werden kann. Die Zahl der Betten ist etwa 600, kann aber, wie gesagt, verdoppelt werden. Kein Kranker darf Geld bei sich haben, noch darf ihm jemand, der ihn besucht, ohne Vorwissen des Krankenwärters oder Aufsehers irgend etwas schenken. Zu diesem Hospital gehört auch ein botanischer Garten und ein Zergliederungssaal, und an dasselbe stöfst die vom Vicekönige Abascal errichtete San Fernando-Schule, wo junge Aerzte und Wundärzte gebildet werden, die dann im Kranken-

hause practiciren; auch hat das Letztere seine eigne Apotheke.

In das Hospital St. Bartholomäus werden freie Neger und andere Farbige unentgeldlich aufgenommen; für Sklaven müssen ihre Herren täglich einen halben Piaster bezahlen. St. Anna ist für Indier bestimmt und von einer reichen Indierinn, Catalina Huanca, gestiftet worden. Unter ihren übrigen frommen Vermächtnissen war das seltsamste eine Summe zur Errichtung und Besoldung einer aus 100 Mann bestehenden Leibwache des Vicekönigs. — In allen diesen und den übrigen Krankenhäusern ist für Reinlichkeit, Heilung, Wartung und Pflege aufs beste gesorgt.

Das Collegium St. Toribio ist ein geistliches Seminar, worin junge Leute aus guten Familien hauptsächlich für die Kirche erzogen werden. Das St. Martins-Collegium, einst von den Iesuiten errichtet, ist sowohl für die Rechtswissenschaft als für die Gottesgelehrsamkeit bestimmt. Die untern Klassen werden von Schülern der obersten Klassen (sogenannten Pasantes) unterrichtet, wofür diese eine Geldvergütung erhalten. Die Fürstenschule (Collegio del Principe) ist eine theologische Lehranstalt für junge vornehme Indier (Kasiken). In dem ehemals vicekönigl ichen Palaste besteht auch eine Schifffahrts-Schule mit einem guten Vorrathe von Werkzeugen und Karten.

Die Hochschule steht auf dem Inquisitions-Platze (Plaça de la inquisicion) und ist ein hübsches, geräumiges Ge-

bäude mit einer schönen Kapelle, einem kleinen Kloster und einer ansehnlichen Büchersammlung. Der Rector bezieht einen guten Gehalt nebst vielen Nebeneinkünften. Die Stellen der Professoren sind Sinecuren; denn diese halten nie Vorlesungen, sondern wohnen blofs den öffentlichen Disputationen bei, oder erscheinen nur dann, wenn akademische Würden ertheilt werden. Diese Universität, welche jetzt den Titel St. Marcus führt, wurde im Jahre 1549 gestiftet und erhielt durch eine Bulle des Pabstes Pius V. gleiche Vorrechte und Freiheiten mit der von Salamanca. Sie hat manche grofse Gelehrte hervorgebracht, deren Bildnisse die Wände des Hauptsaals schmükken. Auf dem nämlichen Platze steht auch das Gebäude der in neuern Zeiten durch einen Beschluſs der spanischen Cortes aufgehobenen Inquisition, von welchem der Platz den Namen erhalten hat, so wie das Hospital der Christlichen Liebe (de la Caridad).

Das Waisen- oder Findelhaus (Casa de los huerfanos) ist eine Anstalt, die ihrem Stifter, einem vormaligen Apotheker, Ehre macht. Alle weifse älternlose Kinder werden hier aufgenommen und die Knaben bis ins vierzehnte Jahr erzogen, wo man sie für irgend ein Gewerbe in die Lehre giebt. Die Mädchen erhalten, im Fall sie sich verheurathen, eine Ausstattung von tausend Piastern; gehen sie in ein Kloster, so genieſsen sie die Vortheile einer andern Stiftung desselben Apothekers, vermöge welcher jährlich, nach Art einer Lotterie, fünf Ausstattungen, jede zu tausend Piastern, ausgespielt

werden. Karl IV. erklärte alle Findelkinder dieser Anstalt für adelig, damit ihrer Ernennung zu Aemtern dereinst kein Hindernifs im Wege stehen möge. Vor der Gründung dieser Anstalt wurden viele Kinder den reichen Leuten vor die Thüre gelegt, und immer angenommen. In kleinen Orten ist diefs noch jetzt gebräuchlich, aber häufiger setzt man dergleichen, gröfstentheils weifse, Kinder vor den Hütten der Indier und Sklaven aus, und diese nehmen sich des fremden Säuglings oft mit mehr Sorgfalt, als ihrer eignen Kinder an. Wie beschämt steht der Weifse mit allen seinen frommen Stiftungen diesen rohen Naturmenschen gegenüber da, welche in diesem Augenblicke, nicht bedenken, dafs sie durch die Europäer selbst um Alles das gebracht worden sind, auf was der kleine weifse Fremdling jetzt Anspruch macht.

Die Münze ist ein grofses Gebäude. Ehedem wurden die Maschinen durch 80 Maulthiere täglich in Bewegung gesetzt; als aber im Jahr 1817 Don Pedro Abadia das Ganze gepachtet hatte, liefs er durch einen Engländer ein Wasserrad errichten, welches eine grofse Kostenersparnifs bewirkte. Die Arbeiten werden gröfstentheils von Schwarzen, meistens Sklaven verrichtet, aber die Aufseher und Beamten sind Weifse.

Lima verdankt dem Vicekönige Abascal, Marquis de la Concordia, die Errichtung eines Begräbnifsplatzes für alle jene, welche in der Stadt oder in den Vorstädten sterben. Es heifst das Pantheon, liegt aufserhalb der Stadt und ist geräumig genug, sechs Jahre hindurch alle Verstorbene aufzu-

nehmen. Diese werden in Nischen beigesetzt, welche ringsherum an der Mauer, eine über der andern angebracht sind. Ist kein Platz mehr vorhanden, so werden die Gebeine aus den früher besetzten Nischen genommen und in die Beinhäuser gebracht. Viele reiche Familien haben ihre eignen Begräbnisse. In der Mitte des Platzes steht eine kleine Kapelle oder vielmehr nur ein mit einem Dache bedeckter, in Form eines Achtecks gebauter Altar, an welchem acht Geistliche zu gleicher Zeit Messe lesen können. Die Leichen werden mit ungelöschtem Kalk bedeckt, damit sie schnell verwesen. Nur die Wohlhabenden begräbt man in Särgen. Die Wege sind mit Immergrün und andern wohlriechenden Gewächsen und Blumen bepflanzt *).

Was die Bewohner von Lima betrifft: so giebt es, wie Stevenson bemerkt, wenige Städte in der Welt, deren Bevölkerung eine gröfsere Mannichfaltigkeit der Hautfarbe und Gesichtszüge, vom Schwarzen bis zum Weifsen durch alle Abstufungen hinauf, darböte. Dieser Reisende, welcher sich zwanzig Jahre lang im spanischen Süd - Amerika aufgehalten hat und dessen Beobachtungen daher besonderes Zutrauen verdienen, theilt nachstehende Tafel, über die Mischung der verschiedenen Menschenracen, mit Beibehaltung der gewöhnlichen Benennungen der Varietäten mit:

---

*) Stevenson, a. a. O. S. 227 — 282.

Vater.	Mutter.	Kind.	Farbe.
Europäer.	Europäerinn.	Creole.	Weifs.
Creole.	Creolinn.	Creole.	Weifs.
Weifser.	Indierinn.	Mestize.	$\frac{3}{4}$ weifs, $\frac{1}{4}$ indisch — schön.
Indier.	Weifse.	Mestize.	$\frac{1}{2}$ weifs, $\frac{1}{2}$ indisch.
Weifser.	Mestize.	Creole.	Weifs, oft sehr schön.
Mestize.	Weifse.	Creole.	Weifs — aber mehr blafs (sallow).
Mestize.	Mestize.	Creole.	Blafs — oft hellhaarig.
Weifser.	Negerinn.	Mulatte.	$\frac{7}{8}$ weifs, $\frac{1}{8}$ schwarz — oft schön.
Neger.	Weifse.	Zambo.	$\frac{1}{2}$ weifs, $\frac{1}{2}$ schwarz — dunkel kupferfarbig.
Weifser.	Mulattinn.	Quarteron.	$\frac{3}{4}$ weifs, $\frac{1}{4}$ schwarz — schön.
Mulatte.	Weifse.	Mulatte.	$\frac{5}{8}$ weifs, $\frac{3}{8}$ schwarz — schwarzgelb oder lohfarben (tawny).
Weifser.	Quarterone.	Quinteron.	$\frac{7}{8}$ weifs, $\frac{1}{8}$ schwarz — sehr schön.

Vater.	Mutter.	Kind.	Farbe.
Quarteron.	Weifse.	Quarteron.	$\frac{3}{4}$ weifs, $\frac{1}{4}$ schwarz. — schwarzgelb (tawny).
Weifser.	Quinterone.	Creole.	Weifs — lichte Augen und schönes Haar.
Neger.	Indierinn.	Chino. (spr. Tschino.)	$\frac{1}{2}$ schwarz, $\frac{1}{2}$ indisch.
Indier.	Negerinn.	Chino.	$\frac{1}{4}$ schwarz, $\frac{3}{4}$ indisch.
Neger.	Mulattinn.	Zambo.	$\frac{5}{8}$ schwarz, $\frac{3}{8}$ weifs.
Mulatte.	Negerinn.	Zambo.	$\frac{1}{2}$ schwarz, $\frac{1}{2}$ weifs.
Neger.	Zambo.	Zambo.	$\frac{15}{16}$ schwarz, $\frac{1}{16}$ weifs.
Zambo.	Negerinn.	Zambo.	$\frac{7}{8}$ schwarz, $\frac{1}{8}$ weifs.
Neger.	Chino.	Zambo-Chino.	$\frac{15}{16}$ schwarz, $\frac{1}{16}$ indisch.
Chino.	Negerinn.	Zambo-Chino.	$\frac{7}{8}$ schwarz, $\frac{1}{8}$ indisch.

Stevenson wünscht, dafs man die Angaben dieser Tafel nur als allgemeine Regeln ansehen möge, in welchen die besondern Ausnahmen nicht in Anschlag gebracht worden seien. Im Ganzen habe er gefunden, dafs das Kind immer mehr von der Farbe des Vaters als von der der Mutter erhalte*).

*) A. a. O. S. 283 — 286.

Robertson gab die Bevölkerung von Lima im Jahre 1764 zu 54000 Seelen an; nach Stevenson betrug sie im Jahre 1810 an 87000 Seelen, worunter etwa 20000 Weifse waren. Caldcleugh *) giebt sie nur zu 70000 an, welche aus 25000 Weifsen, 2500 Welt- und Klostergeistlichen, 15000 freien Mulatten, 15000 Sklaven (Negern), 7200 Mestizen und 5000 Indiern bestehen sollen. — Die Bevölkerung von ganz Peru kann jetzt auf beinahe 2 Millionen angeschlagen werden **), worunter sich nach Caldcleugh an 800000 Indier befinden mögen. —

Der Creole in Lima hat in seinem Charakter viel vom Andalusier; er ist lebhaft, freigebig, unbesorgt um den kommenden Morgen, hält viel auf Putz und Zerstreuung, und vergifst Beleidigungen leicht. Unter allen seinen Fehlern ist Verschwendung gewifs der gröfste; seine Unterhaltung ist lebhaft und fein, die des schönen Geschlechts äufserst munter und witzig, und giebt ihnen eine offene Freimüthigkeit, welche manche Fremde für Leichtfertigkeit, oder für etwas noch weniger Ehrbares angesehen haben. So sagt z. B. Roquefeuil ***), dafs ein ehrbarer Mann, ohne zu erröthen, die gewöhnliche Unterhaltung der Frauen in Lima nicht anhören

*) II. Theil, S. 67.

**) Neue Allgemeine Geogr. und Statist. Ephemeriden. XVII. Bandes, 8. Stück, 1825. S. 228.

***) A. a. O. S. 43.

könne. Stevenson meint indefs, dafs trotz jenes freien Benehmens, welches im Grunde die Frauen aller heifsen Länder von denen der kältern Länder auszeichnet, der Vorwurf der Unsittlichkeit die peruanischen Creolinnen nicht treffe, sobald man überhaupt Geziertheit und Kopfhängerei nicht für nothwendige Begleiterinnen der Tugend halten wolle. Die Creolen sind nach seiner Behauptung gute Aeltern und voll zärtlicher Familienliebe, welche ihnen auch die Liebe, Ehrfurcht und Dankbarkeit ihrer Kinder sichert. In jedem Hause finde man Wohlthätigkeit, Edelmuth, Aufrichtigkeit und Gastfreundschaft. „Ich kam nach Lima" — sagt er — „als Gefangener, ohne Geld und, wie ich glaubte, ohne Freunde; aber bald verdankte ich Personen, die ich nie gesehen und deren Daseyn selbst mir unbekannt gewesen war, eine Freundschaft, Güte, Unterstützung und Beschirmung, deren Andenken nie aus meinem Herzen verschwinden wird."

Freilich hat der Charakter der peruanischen Creolen auch seine Schattenseite. Das Spiel wird in Lima sehr stark getrieben, aber mehr in den höhern als in den niedern Ständen. Zwar sind von der Regierung keine öffentliche Spielhäuser geduldet und die Polizei ist in dieser Hinsicht sehr wachsam; aber Privat-Spielgesellschaften sind sehr häufig, besonders in den Landhäusern der Vornehmen und in den Badeplätzen Miraflores, Chorrillos und Lurin. Uebrigens hat jedermann, selbst in adeligen Häusern, Zutritt zum Spieltische und man sieht Herren und Sklaven, Marquis, Handwerker und

Krämer, bunt durch einander um denselben herumstehen. Obschon diese Spielsucht im Allgemeinen auf die Männer beschränkt ist, so nehmen doch auch zuweilen einige Frauen an dieser zum guten Ton gehörenden (fashionable) Unterhaltung Antheil.

Die Creolen sorgen sehr für die Erziehung ihrer Kinder und suchen sie mit der gröfsten Anstrengung so lange in der Schule zu unterstützen, bis sie ihre Studien beendigt haben und sich nunmehr dem Dienste der Kirche widmen oder als Rechtsgelehrte und Aerzte auftreten können. Die Erziehung der Töchter liegt im Allgemeinen den Müttern ob; eigene Schulen für sie sind selten, so dafs, wenn man ein wenig Zeichnen, Tanzen und Musik ausnimmt, wofür es aber nur wenige gute Lehrer giebt, die Nadel den gröfsten Theil ihrer Zeit in Ausspruch nimmt; sie beschäftigen sich daher, sowohl in den höhern als niedern Ständen, fast immer nur mit Stickerei oder andern weiblichen Näharbeiten und bringen es darin zu einer grofsen Geschicklichkeit. Aufserdem wird auch die Kenntnifs des Lesens und Schreibens nicht nur in den höhern, sondern auch in den mittleren Ständen zur Vollendung der Mädchenerziehung für nothwendig gehalten *).

Die weifsen Einwohner von Lima sind blafs und haben nur wenig Farbe auf den Wangen; indefs gereicht es den Frauen zur Ehre, dafs sie nicht gewohnt sind, diesen Mangel

*) Stevenson, S. 295 — 299.

durch künstliche Mittel zu ersetzen. Haare und Augen sind schwarz, die Letztern grofs und durchdringend, was ihrem Gesicht, in Verbindung mit den schönen Zähnen, einen ganz eignen Reiz giebt. Die Menge der über die Stirn herabfallenden Locken scheint dazu bestimmt, den Fremden vor der Gefahr zu beschützen, dafs er nicht durch die funkelnden Augen, welche sie, wiewohl umsonst, verhüllen sollen, geblendet werde. Ihr Wuchs ist aufserordentlich hübsch, mehr mager und schlank. Ihre Füfse sind von unglaublicher Kleinheit und die Leichtigkeit und Zierlichkeit ihres Ganges unübertrefflich.

Im Jahr 1804, als Stevenson in Lima ankam, trugen die Männer aller Stände daselbst noch den langen spanischen Mantel; aber schon im Jahre 1813 war er so wenig mehr Mode, dafs man nur selten noch einen, etwa blofs als Stellvertreter des Ueberrocks oder bei einigen alten Spaniern, die alle Neuerungen eben so sehr wie die Chineser hassen, zu sehen bekam. Gegenwärtig ist die englische Tracht die herrschende und man sieht in den Strafsen von Lima die nämliche Menge von Stutzern wie zu London. Aber die Kleidung des weiblichen Geschlechts aller Stände, beim Ausgehen, besteht noch immer aus der Saya und dem Manto, welche beide Lima eigenthümlich sind. Die Saya ist ein von den Hüften bis auf die Knöchel herabgehender Rock (Petticoat), von irgend einem elastischen Stoffe, Sammet oder Atlas, meist schwarz und zimmetfarben, in sehr schmale Falten gelegt und so dicht an den Körper anliegend, dafs die Formen desselben auf die

vortheilhafteste Weise sichtbar werden. Zuweilen wird er auch hinten noch wattirt *). Der untere Theil ist ringsum mit Bändern, Schleifen, Perlen, künstlichen Blumen etc. geziert, und so eng, dafs die Füfse nur kleine Schritte machen können, aber dieses verleiht dem Gange nur noch mehr Grazie. Die Saya der vornehmen Damen ist von verschiedenen Farben, purpurroth, blafsblau, grau oder gestreift. Der Manto ist eine Art weiter Kappe (Hood) von dünner schwarzer Seide, welche über den Hüften befestigt, rückwärts über den Kopf gezogen und vorn mit den Händen zusammengehalten wird, so dafs man nach Gefallen entweder das ganze Gesicht verhüllen, oder auch das eine Auge frei lassen kann. Ein schöner vorn herabhangender Shawl oder ein solches Halstuch, ein Rosenkranz in der Hand, seidne Strümpfe und Atlafsschuhe vollenden den Anzug. Ein auf diese Art gekleidetes Frauenzimmer heifst Tapada. Die Tracht ist äufserst bequem; denn eine Dame braucht, ohne die Unterkleider abzulegen, wenn sie schnell ausgehen will, nur die Saya und den Manto anzuziehen; man sieht auch auf der Strafse kein Frauenzimmer in einer andern Kleidung. Sie vertritt gewissermafsen die Stelle einer Maske, und begünstigt manche Neckereien auf der Strafse

*) S. Mathison Narrative of a Visit to Brazil, Chile, Peru and the Sandwich Islands, during the years 1821 and 1822 etc. London, 1825. S. 233.

und den öffentlichen Spaziergängen. Ein Versuch, die Sprecherinn zu entlarven, würde für eine grofse Beleidigung angesehen werden *).

Die Tracht der Tapadas (die Saya und der Manto) ist aus Spanien nach Amerika gekommen und stammt vielleicht von den Mauren ab. In Spanien ist sie, besonders der Manto, zu wiederholten Malen verboten worden. In einem Bittschreiben an den König, welches im Jahr 1586 ein solches Verbot zu Wege brachte, werden unter andern folgende Nachtheile jener Vermummung angeführt: „Der Vater kennt weder die Tochter, noch der Mann die Frau, der Bruder die Schwester. Die Männer sind nicht im Stande, die Frau des Vornehmen von der Frau des Geringen zu unterscheiden und müssen sich daher gegen Beide auf einerlei Weise betragen etc.“ Philipp II. fand diese und andere Klagen sehr gegründet, und untersagte das Tragen des Manto bei einer Strafe von 3000 Maravedis **). Wie wenig diefs gefruchtet habe, beweist ein anderes Gesetz vom Jahre 1593, para que las mugeres no anden tapadas (dafs die Frauen sich nicht vermummen sollen). Im Jahr 1600 erschien eine dritte und 1639 eine vierte Verordnung, in welcher neuerdings jeder Weibsperson, wefs Standes sie auch sei, befohlen wurde, mit unbedecktem Gesichte zu gehen, damit man

*) Stevenson, S. 298 bis 301.

**) Ein Maravedi ist ungefähr 1 1/2 Pfennig Conv. Münze.

sie sehen und kennen möge; keine solle das Gesicht, weder ganz noch theilweise, verhüllen con manto ó otra cosa (mit dem Manto oder sonst etwas). Die Strafe bei der ersten Uebertretung bestand in der Wegnahme des Manto und 10000 Maravedis, und bei der zweiten ebenfalls in der Wegnahme des Mantels und 20000 Maravedis, auch wohl, nach Gutbefinden der Stadtbehörde, in Verweisung aus dem Orte. Aber die Obrigkeiten fanden es in die Länge sehr schwer, auf die Befolgung dieser strengen Gesetze zu halten, und so geriethen sie unvermerkt wieder in Vergessenheit, so dafs die Tracht noch heutiges Tages in Andalusien und andern spanischen Landschaften herrschend ist. Ein Augenzeuge von damals versichert, dafs selbst zwei Tage nach der Bekanntmachung der letzten Verordnungen, die Damen im Manto unter den Fenstern des Königs vorübergingen. Eben so ging es in Lima, wo im Jahre 1609 jene Verordnungen gleichfalls erlassen worden waren; die Weiber waren hier so ungehorsam wie im Mutterlande. Eine Kirchenversammlung, welche zu Lima gehalten wurde, verbot endlich den Frauen, unter Strafe des Kirchenbannes, bei der Prozession des Charfreitags den Manto zu tragen; auch sollte es keiner erlaubt seyn, während derselben in dieser Tracht am Fenster zu erscheinen. Dieſs sind also die einzigen Fälle, wo das Gesetz befolgt wird; für die übrigen Tage im Jahre haben sich die Peruanerinnen den Manto durch allerlei, zum Theil sehr hörbare Gründe, zu retten gewufst, z. B. dafs die Sonne ihr Gesicht verbrenne; dafs sie ohne Manto

verhindert seyn würden, die Kranken zu besuchen oder andere Werke der christlichen Liebe zu verrichten *).

Für die Abend-Spaziergänge kleidet sich das weibliche Geschlecht der höhern Stände oft nach englischer Art. Am häufigsten aber wird dann ein grofser Shawl über den Kopf gezogen und ein Hut darauf gesetzt. Durch die Oeffnung des Shawls gewahrt man nicht selten eine brennende Cigarre; denn obgleich manche Damen (wie in andern spanisch-amerikanischen Ländern) gern rauchen, so will es doch keine öffentlich merken lassen. Bei allgemeinen Feierlichkeiten, Stiergefechten, im Theater etc. sind die vornehmen Peruanerinnen englisch oder französisch gekleidet; aber immer suchen sie eine Menge Juwelen zur Schau auszulegen. Einer Dame von Lima ist eine reiche Sammlung von kostbaren Steinen lieber als die glänzendste Equipage. Eben so versessen sind die Peruanerinnen auf Wohlgerüche (Parfüms) und sparen keine Kosten, sich dergleichen zu verschaffen. Es ist eine wohl bekannte Thatsache, dafs viele arme Frauen an der Thüre des Erzbischofs betteln und für das Erhaltene sogleich Agua rica oder ein anderes wohlriechendes Wasser einhandeln **).

Die Indier, welche sich in Lima aufhalten, sind in

*) Caldcleugh, II. Bd. S. 62—65.

**) Stevenson, S. 301 u. f. — Eine Peruanerinn in Reitkleidung, aus Mathison's vorhin angeführter Reise, zeigt unsere Kupfertafel Nr. II.

Kleidung und Betragen so getreue Nachahmer der Creolen geworden, dafs man sie nur noch durch ihre Kupferfarbe zu unterscheiden vermag. Ihre Hauptbeschäftigung besteht in der Verfertigung von Franzen, goldnen und silbernen Tressen, Achselbändern und Stickereien; einige sind Schneider, andere besorgen Marktgeschäfte, aber nur wenige Indier findet man unter den Dienstboten und Handwerkern.

Die Negersklaven scheinen sich in Lima, — Dank sei es der grofsen Milde, mit der sie hier behandelt werden! — ganz wohl zu befinden. Bei ihrer Ankunft pflegen sie in einem grofsen Hause zum Verkauf ausgestellt zu werden, und die erste Sorge ihrer neuen Herren ist, sie in den nöthigen Gebeten und den Anfangsgründen der christlichen Religion unterrichten zu lassen; ein Geschäft, welches in der Regel die jüngern Glieder der Familie übernehmen müssen. Diese Sorge für die Sklaven wird selbst in den vornehmsten Häusern angetroffen. Sobald der Neger gehörig vorbereitet ist, wird er in die Pfarrkirche gebracht und getauft, wobei einige der ältesten und am längsten in der Familie dienenden Sklaven die Pathenstellen vertreten.

In der Vorstadt St. Lazaro haben die verschiedenen Kasten oder Volksstämme der Afrikaner besondere Clubbs (Cofradias), wo sie sich regelmäfsig an jedem Sonntage Nachmittags versammeln. Findet sich in dieser Versammlung eine Person aus der königlichen Familie dieses Volksstammes in Afrika: so wird sie als der König oder die Königinn der Cofradia an-

gesehen und mit aller möglichen Ehrfurcht behandelt. „Ich war“ — erzählt Stevenson — „sehr gut in einem Hause bekannt, worin seit mehr als fünfzig Jahren eine alte Sklavin lebte, die nach ihrer Versicherung die Tochter eines Fürsten der Mandingos war und demnach als Königinn des Mandingo-Clubbs verehrt wurde. An gewissen Tagen wurde sie aus dem Hause ihrer Herrschaft von einer Menge Neger feierlich dahin abgeholt und so prächtig als möglich aufgeputzt, zu welchem Ende ihre jungen Gebieterinnen ihren eignen Schmuck von beträchtlichem Werthe hergaben; aufserdem wurde das arme alte Weib noch mit einer Fülle von künstlichen Blumen, Federn und andern Zierrathen herausstaffirt. Ihr Gebieter hatte sie mit einem silbernen Scepter beschenkt, welches nothwendige Abzeichen der königlichen Würde bei dieser Gelegenheit von ihr getragen wurde. Es entzückte und rührte mich oft, wenn ich Mama Rosa vor dem Hausthore sitzen und ihre Unterthanen vor ihr niederknieen, ihre Hand küssen und sie um ihren Segen bitten sah. Ich folgte ihr selbst in die Cofradia nach und sah, wie sie ihren Thron bestieg und sich, ohne alle Verlegenheit, wie eine wahre Königinn benahm.“ — Der Zweck dieser Cofradias ist unter andern auch, solchen Negern, welche so unglücklich gewesen sind, böse Herren zu bekommen, zu guten zu verhelfen. Da ein Gebieter die Entlassung seines Sklaven verweigern kann, wofern dieser (was in der Regel sehr schwer oder ganz unmöglich ist) nicht gerichtlich beweist, dafs er grausam behandelt worden: so errichtet die

Cofradia durch allgemeine Beisteuer ihrer Mitglieder eine Kasse, aus welcher dann der Sklave losgekauft wird, was der Herr nicht versagen kann. Der Sklave wird nunmehr stillschweigend der Sklave der Cofradia, bis er nach und nach jene Summe der Kasse wieder erstattet hat.

Der creolische Neger ist im Ganzen stärker gebaut und kräftiger als seine afrikanischen Aeltern; er besitzt nicht mehr Tugenden, aber wohl mehr Laster als diese; er scheint mehr der Rachsucht ergeben zu seyn und sich weniger vor den Folgen derselben zu fürchten. Auch sieht er sich für etwas Besseres als die Bozales (so heifsen die afrikanischen Neger) an und wird sich nur selten mit ihnen verheurathen.

Der Mestize ist im Allgemeinen stark gebaut, von schwarzbrauner (swarthy) Gesichtsfarbe und wenig Barthaar. Er ist gutherzig, gesprächig und grofsmüthig, besonders geneigt, sich in die Gesellschaft der Weifsen zu mischen, und sehr dienstfertig. In einigen Theilen des Innern von Peru giebt es eine grofse Anzahl von Mestizen; hier ist ihre Farbe weifser, und sie haben als Kinder blaue Augen und blondes Haar, welches Beides aber mit zunehmendem Alter dunkler wird.

Der Mulatte ist selten so kräftig wie seine Aeltern; er scheint zarter gebaut und übertrifft an Geistesfähigkeiten den Neger weit; bei einer guten Erziehung erreicht er selbst den Weifsen. Er hält viel auf Putz und Prunk, hat eine feurige Einbildungskraft und spricht gern viel, nicht selten mit grofser Beredsamkeit; auch ist er sehr für die Dichtkunst ein-

genommen. Viele Mulatten in Lima erhalten eine gute Erziehung, indem sie ihre jungen Gebieter als Kinder zur Schule und späterhin in die Collegien begleiten. Man hört sehr häufig bei öffentlichen Disputationen der Universität einen Mulatten von der Gallerie herab dem Disputirenden einhelfen, gewöhnlich legt man ihnen den Spitznamen Palanganos, d. h. Schwätzer, bei. Viele Wundärzte in Lima sind Mulatten und machen sich und ihrer Kunst Ehre. Unter den Weibern und Mädchen giebt es manche hübsche Gesichter und schöne Gestalten. Sie sind witzig, geistreich und äufserst treu in ihren Verbindungen. Putz, Tanz und andere öffentliche Lustbarkeiten lieben sie aufserordentlich, und schmücken bei solchen Gelegenheiten ihr krauses Haar, das kaum bis auf die Schultern reicht, mit Jasmin und andern Blumen. Sie sind in reichen Häusern oft die vertrauten Dienerinnen und leiten das ganze Hauswesen. Zuweilen sind sie die Duennas ihrer jungen Gebieterinnen, nicht selten sogar ihre (natürlichen) Schwestern; indessen befiehlt ein sehr gerechtes Gesetz die Freilassung einer jeden Sklavinn, wenn sie beweisen kann, dafs ihr Herr einen verbrecherischen Umgang mit ihr gepflogen hat.

Die Zambos sind stärker als die Mulatten, aber mürrischer und trotziger; sie gleichen in der Gemüthsart sehr dem afrikanischen Neger, sind aber zu mehr Lastern geneigt. Die Zambos verüben weit mehr Diebereien und Mordthaten, als alle übrige Kasten, die Chinos (Tschinos) ausgenommen, welche das verworfenste Racen-Gemisch sind, das es nur

geben kann. Der Chino ist dumm, faul, streitsüchtig, unversöhnlich, rachsüchtig und grausam; sein häfsliches Gesicht kann als der Abdruck seiner Seele betrachtet werden. Er ist von kleinem Wuchse und hat, wie der Indier, wenig oder keinen Bart, aber ein rauhes, schwarzes, sich gern kräuselndes Haar.

Die Quarterons und Quinterons sind oft hübsch, wohlgebaut, von guter Gesichtsfarbe, mit blauen Augen und lichten Haaren; ihre Gemüthsart ist sanft und einnehmend; aber von den Mulatten werden sie an Muth und lebhafter Einbildungskraft übertroffen.

Mit Ausnahme der afrikanischen Neger ist keine dieser Menschenklassen dem Trunke ergeben; vielleicht ist das Beispiel der enthaltsamen Spanier die Ursache dieser Nüchternheit*).

Unter den öffentlichen Vergnügungen der Bewohner von Lima steht das Schauspiel oben an. Das Theater ist gut gebaut, hat zwei Reihen Logen, jede zu acht Personen, und ein geräumiges Parterre, mit vielen Bänken, welche Rücken- und Armlehnen haben. Dieser Theil des Theaters ist aus-

*) Stevenson, S. 303 bis 309. — Roquefeuil (a. a. O. S. 20) behauptet gerade das Gegentheil und sagt, dafs die Nachkommen der Eroberer nicht weniger unmäfsig seien als die Indier. Selbst die Frauen sollen den Genufs starker Getränke bis zum Uebermafs lieben. D. H.

schliefslich für Männer bestimmt, mit Ausnahme der Soldaten, Matrosen und Farbigen, sie müfsten denn anständig gekleidet seyn. Alle diese und andere zu den niedern Volksklassen gehörigen Personen haben ihren Platz hinter dem Parterre und unter den Logen. Auf der Gallerie findet man nur Weiber gemeinen Standes. Die reichverzierte Loge des vormaligen Vicekönigs befindet sich im ersten Range und zunächst links an der Bühne, so dafs dem Stellvertreter des Königs (wie in vielen andern Hoftheatern) Niemand zur Rechten sitzen konnte. Die Loge des Cabildo ist in der Mitte, der Bühne gerade gegenüber. Nur an Donnerstagen und Sonntagen, so wie an allen grofsen Festtagen, wird gespielt. Die Fasten hindurch bleibt das Theater gänzlich geschlossen. Die Decorationen sind, nach Stevenson, ziemlich gut, und er versichert auch einige gute Schauspieler, sowohl tragische als komische, gesehen zu haben, welche indefs meist Spanier seien. Roquefeuil *) war am Ostertage 1817 im Theater zu Lima. Man gab den „Baron von Trenk", ein kläglich geschriebenes Trauerspiel, welches eben so schlecht gespielt wurde; hierauf eine Opera buffa und eine Farce. Europäische Tänzer führten in den Zwischenacten ein Ballet auf, aber schlechter, als es Roquefeuil in den Privatgesellschaften zu Callao gesehen haben will. Nur zwei Schauspieler zeigten einiges Talent, aber keine von den Schauspielerinnen, worunter zwei oder drei Creolinnen waren, verdiente

*) A. a. O. S. 21.

das nämliche Lob. Das Orchester war nicht besser als das Uebrige und überdiefs sehr schwach besetzt. Sehr auffallend fanden Roquefeuil und Basil Hall *) das Tabakrauchen im Theater, einen Gebrauch, welchem alle Klassen huldigten. Sobald der Vorhang nach jedem Akte fiel, zog sich der Vicekönig in den Hintergrund seiner Loge zurück, und man nahm diefs für ein Zeichen, dafs er als abwesend betrachtet seyn wolle. Sogleich hörte man ein allgemeines Gehämmer der Feuerstähle; in jedem Munde, selbst dem schönsten, brannte eine Cigarre, und in den Dampfwolken, welche sich von allen Seiten erhoben, waren die Personen der andern Seite des Hauses nur im Scheine dieser Glimmstengel zu erkennen. Sobald der Vorhang wieder aufgezogen wurde, trat der Vicekönig wieder vor und nun hatte auch das Rauchen im Parterre und den Logen ein Ende. Auf den hintern Plätzen und der Gallerie wurde jedoch die ganze Vorstellung hindurch geschmaucht. — Das Theater gehört dem Hospital zu St. Andreas.

Der Circus für die Stiergefechte, welche hier wie im Mutterlande und dem übrigen spanischen Amerika eine allgemeine Volksbelustigung sind, ist von ansehnlicher Gröfse und kann in acht Reihen Sitzen, welche sich amphitheatralisch über einander erheben, so wie in den zahlreichen Logen und Gallerien, wo die Vornehmen sitzen und Alles, was jung und schön ist, im reichsten Putz erscheint, an 6 bis 8000 Zuschauer

*) A. a. O. S. 204.

fassen. Nur an den 8 Mondtagen, welche zunächst auf Weihnachten folgen, finden, und zwar Nachmittags von 3 bis 6 Uhr, Stiergefechte Statt; es werden gewöhnlich 16 bis 18 Stiere erlegt. Der gröfste Theil der Zuschauer besteht aus Farbigen; auch nehmen diese, besonders die Zambos, an dem Gefechte selbst, als Matadores, thätigen Antheil. Die Ankündigung des ersten Stiergefechts bringt die ganze Stadt in Bewegung. Bei dem Kampfe selbst wird nicht nur dem Matador, sondern auch dem Stiere, nach Mafsgabe seiner Heldenthaten, der lebhafteste Beifall zugeklatscht *).

Der Platz für die Hahnkämpfe wird, mit Ausnahme der Sonntage, täglich besucht und veranlafst, wie das Stiergefecht, unter den Zuschauern beträchtliche Wetten. Ehemals wurden diese, in allen spanischen Niederlassungen sehr beliebten, Hahnkämpfe in Privathäusern und ohne Aufsicht gehalten. Aber um allerlei daraus entstehende Unordnungen zu verhüten, ist seit 1762 ein öffentliches Gebäude zu diesem Volksvergnügen bestimmt worden, welches, wie das Theater, ein Parterre mit Bänken und eine Reihe von Gallerien, eine über der andern, hat. Einige Kampfrichter (Regidores) führen, wie bei den Stiergefechten, die Aufsicht und werden dafür besonders bezahlt. Dieser Hahnkampfplatz gehört ebenfalls dem Hospital zu St. Andreas.

In den Vorstädten giebt es verschiedene Kegelbahnen; sie werden aber mehr von Spaniern, besonders Biscayern, als von Creolen besucht.

*) Stevenson, S. 311 bis 313. Roquefeuil, S. 23.

Die öffentlichen Spaziergänge (Paseos) befinden sich, wie schon oben bemerkt worden, vor der Stadt an der Strafse nach Callao, so weit als die Weidenallee geht. Die Neue Alameda besteht aus einer doppelten Reihe hoher Weiden (Willows), mit einem Fahrweg in der Mitte, Fufswegen zu beiden Seiten, und steinernen Bänken längs derselben. Sie erstreckt sich am Flusse hin, etwa eine (engl.) Meile weit und da, wo sie aufhört, befindet sich ein sehr bequemes, durch eine klare, frische Quelle gebildetes, kaltes Bad. Der grofse Badeplatz ist mit einer Mauer umgeben und hat oben ein Spalier von Weinreben. Aufserdem sind hier noch an 20 Privatbäder, welche den ganzen Sommer über sehr stark besucht werden. Das abfliefsende Wasser treibt noch eine Kornmühle und dient zur Bewässerung mehrer Gärten. Die Alte Alameda liegt ebenfalls in der Vorstadt St. Lazaro; sie ist etwa ½ (engl.) Meile lang und besteht aus einer Doppelallee von Weiden und Orangenbäumen auf jeder Seite, welche schattige Fufswege mit steinernen Bänken und einen Fahrweg in der Mitte einschliefsen. Dieser Letztere hat überdiefs drei alte Röhrbrunnen (Fountains) und gewährt eine schöne Ansicht des Klosters und der Kirche San Diego am nördlichen Ende; auf der einen Seite erblickt man das Beaterio Patrocinio mit einer netten Kapelle; auf der andern zeigt sich die kleine Kapelle und das Kloster Recoleta de los Agonizantes (Zuflucht der Sterbenden).

Auf diesen öffentlichen Spaziergängen versammelt sich an Sonn- und Feiertagen Nachmittags eine solche Menge Einwohner

der bessern Klassen, dafs man oft an 300 Wagen zählt. Der reiche Kaufmann erscheint in seiner nur mit Einem Maulthiere bespannten Kalesche; der Edelmann kommt mit Zweien, der noch Vornehmere mit Vieren, und ehemals kam selbst der Vicekönig mit seinem Sechsgespann hierher gefahren. Die jungen Herren (Gentlemen) fahren nur selten, und die Schönen Lima's haben allein das Vorrecht zu reiten.

Die vornehmsten Badeorte bei Lima sind Miraflores, Chorrillos (Tschorrilljos) und Lurin. Miraflores liegt etwa 3 engl. Meilen von Lima südwärts, nahe am Meere, und ist ein hübsches Dorf, wo die reichen Einwohner der Stadt mehre Landsitze haben, die sie aber nur in der schönen Jahreszeit bewohnen. Der Weg dahin führt über eine sich sanft abwärts neigende Ebene, mit fruchtbaren Feldern, Oel- und Zuckerrohr-Pflanzungen. Vom Rande des steilen Gestades hat man eine weite Aussicht über das Meer, dessen immer ruhige Oberfläche in der Ferne mit dem Gesichtskreise zusammenfliefst. Zur Rechten und Linken eine hohe, steile Küste, die in ihrer Ausdehnung einen ungeheuern Halbmond bildet; der Moro Solar, die Insel San Lorenzo, die Felsen von Polominos und das schöne Dorf Lurin waren, als Roquefeuil diesen Ort besuchte, die hervorstechendsten Punkte eines herrlichen Gemäldes, welches die Sonne mit ihren letzten Strahlen beleuchtete. „Bei dem durch das Schauspiel der grofsartigen Natur verursachten Eindruck" — sagt dieser Reisende — „trugen die Pracht und der Glanz der peruanischen

Söhne, die Reinen ihrer Tempel und Alles dazu bei, mir ein sanftes und unglückliches Volk zurückzurufen, welches ehemals von der Höhe dieser Ufer mit einem so religiösen Gefühle den Untergang der Sonne im Ocean betrachtete."

Chorillos liegt zwei Wegstunden (Leagues) von Lima entfernt und ist ein grofses indisches Pfarrdorf, nahe am Meere; das Hineinsteigen ins Meerwasser ist hier sehr bequem, und dieser Ort wird meist von solchen Leuten, welche mehr des Badens als des Spielens wegen kommen, besucht. Indefs ist für diese, zum guten Tone gehörige Unterhaltung hier ebenfalls gesorgt. Der Haupt-Sammelplatz für alle Spieler ist übrigens Lurin, gleichfalls ein indisches Pfarrdorf, aber sieben Stunden (Leagues) von Lima entfernt und daher für die niedern Volksklassen weniger zugänglich.

Die Märktplätze (Piazzas), der Plaça major sind jeden Abend von sieben bis zehn Uhr mit dem kränkern oder schwächern Theile des weiblichen Geschlechts angefüllt, dem es sein Gesundheitszustand nicht erlaubt, weite Spaziergänge zu machen oder gar zu reiten. Rings um die Plätze steht dann eine Reihe von Tischen mit Gefrornem, Limonade und andern Erfrischungen, und die Müden und Durstigen sitzen auf Bänken rings um dieselben. Um acht Uhr ziehen die verschiedenen Militär-Spielleute zum Zapfenstreich (Retreta) aus dem Palast und der Reiz dieser Musik dient mancher Schönen zum Vorwand, diesen Platz zu besuchen. Die Rimac-Brücke ist, wie schon oben gesagt worden, ein anderer Sammelplatz für nächt-

liches Geplauder. An Sonn- und Festtags-Morgen, wo der Platz des Kirchenbesuchs wegen sehr voll ist, finden sich ebenfalls eine Menge geputzter Pflastertreter (Lounge) hier ein.

Der Paseo de los amancaes ist ein Zug nach den nördlich von Lima gelegenen Bergen, an den Festen St. Johannis und St. Peters. Die auf diesen Bergen häufig wachsenden Amancaes (gelbe Doppel-Narcissen) sind dann in voller Blüthe, und das Vieh aus den Maierhöfen wird um diese Zeit hierher auf die Weide getrieben. Die Spaziergänger trinken Milch, essen Eierkäse, Reis etc. und am Abend kehrt Alles, zu Wagen, zu Pferde oder zu Fuſs, und ganz mit jenen Blumen bedeckt, von denen jedermann so viel als möglich zu pflücken sucht, fröhlich wieder nach der Stadt zurück.

Eine besondere Merkwürdigkeit, welche die Aufmerksamkeit des Fremden in Lima auf sich zieht, ist das Läuten mit der groſsen Glocke der Domkirche ungefähr um halb zehn Uhr Morgens. Es geschieht in dem Augenblick, wo bei dem Hochamte die Monstranz emporgehoben wird. Abends bei Sonnenuntergang wird die Betglocke geläutet. So groſs und betäubend auch am Morgen das Gewirr und das Geräusch auf dem Markte seyn mag, so ist doch Alles, in dem Augenblick, wo der erste Glockenschlag ertönt, still wie das Grab; nicht ein Fuſstritt, nicht das leiseste Geflüster wird gehört; es ist als ob durch einen Zauberschlag Alles bewegungslos geworden wäre. Jedermann nimmt den Hut ab und Manche knieen nieder, bis die Glocke zum dritten Mal läutet; wo dann das vorige Ge-

wirr und Geräusch von neuem beginnt. Abends geschieht dasselbe.

Was die Kirchenfeste betrifft: so wird das Frohnleichnams-Fest, wie in allen katholischen Ländern, am feierlichsten begangen. Die Prozession bietet den prachtvollsten Anblick dar. Ein besonderes Schauspiel dabei gewähren die Cofradias der Neger, welche sich mit ihrer unharmonischen, aus Trommeln und Klappern bestehenden National-Musik ebenfalls an den Zug anschliefsen. Das Fest der Heiligen Rosa, der Schutzpatroninn von Peru, fällt auf den 31. August und wird gleichfalls durch einen glänzenden Umgang gefeiert, der von der Dominikaner-Kirche nach der Kathedrale geht. An diesem Umgange nimmt eine grofse Menge Damen Antheil, welche rothe und weifse künstliche Rosen um den Leib und um den untern Theil der Sayas tragen. An den Prozessionstagen der Franziskaner und Dominikaner werden von diesen Orden alle Gefangene in den verschiedenen Kerkern der Stadt mit einem guten Mittagsessen erfreut *).

Lima hat, ungeachtet seiner Nähe am Aequator (es liegt unter 12° 2′ 51″ südlicher Breite und unter 70° 50′ 51″ westlicher Länge von Cadiz oder 79° 28′ 36″ westlich von Paris) ein sehr angenehmes Klima. Die Hitze wird selten

*) Stevenson, S. 313 bis 321.

drückend und ist viel geringer als zu Bahia oder Carthagena, welche Orte unter gleicher Breite (Letzterer nördlich) gelegen sind. Den Beweiß liefern nachstehende von Stevenson mitgetheilte Thermometer-Beobachtungen, welche in den Jahren 1805 und 1810 zu Lima im Schatten und um die Mittagsstunde gemacht worden sind:

	1805.		1810.	
	Höchster Stand.	Niedrigster Stand.	Höchster Stand.	Niedrigster Stand.
Jänner	77	$74\frac{3}{4}$	76	$73\frac{3}{4}$
Februar	$79\frac{1}{2}$	76	77	$74\frac{3}{4}$
März	$78\frac{1}{2}$	$74\frac{3}{4}$	77	$74\frac{3}{4}$
April	$74\frac{3}{4}$	72	$74\frac{3}{4}$	$71\frac{1}{4}$
Mai	$73\frac{3}{4}$	67	$71\frac{1}{4}$	67
Juni	$65\frac{3}{4}$	65	66	64
Juli	65	63	$64\frac{3}{4}$	61
August	$63\frac{1}{2}$	$62\frac{3}{4}$	$63\frac{3}{4}$	61
September . . .	65	$63\frac{1}{2}$	$64\frac{3}{4}$	64
Oktober	$65\frac{3}{4}$	$63\frac{1}{2}$	$65\frac{3}{4}$	$63\frac{1}{2}$
November . . .	$69\frac{1}{2}$	$65\frac{3}{4}$	$69\frac{1}{2}$	$65\frac{1}{2}$
Dezember . . .	$73\frac{3}{4}$	$69\frac{1}{2}$	$71\frac{1}{2}$	70
Mittlere Höhe des ganzen Jahres .	$79\frac{1}{2}$	$62\frac{3}{4}$	77	61 *).

*) Es sind hier Grade des Fahrenheit'schen Thermometers gemeint. Um sie in Grade des Reaumur'schen zu verwandeln,

Diese Mäfsigung der Hitze rührt theils von der Beschaffenheit der Winde, theils von der geographischen Lage des Ortes her. Der Wind bläst in der Regel aus verschiedenen Punkten des Compasses zwischen Südwest und Südost. Im ersten Falle streicht er über einen grofsen Theil des Stillen Meeres; im letzten über die unermefslichen waldigen Strecken zwischen Brasilien und Peru, so wie über die schneeigen Gipfel der Cordilleren, die etwa zwanzig Wegstunden von Lima entfernt sind, so dafs er in beiden Fällen kühl und erfrischend ist. Nordwind ist selten in Lima; wenn er aber eintritt, so bringt er allerdings eine drückende Hitze mit. Die Strahlen der Sommersonne werden aufserdem noch durch eine Wolkendecke gemäfsigt, welche beständig über Lima hangt, und zwar in der Stadt selbst weniger, aber desto mehr von den benachbarten Bergen wahrnehmbar ist, wo sie den Anblick jener Rauchwolken gewährt, die über einer Stadt schweben, in der viel Steinkohlen gebrannt werden. Da indefs dieser Brennstoff in Lima nicht gebräuchlich ist, so mufs jene Erscheinung eine andere Ursache haben. Stevenson meint, in Widerspruch mit einigen Andern, welche über das Klima dieser Stadt geschrieben haben, dafs die von der Küste oder dem Meere aufsteigenden Dünste

---

zieht man 32 davon ab, multiplizirt den Rest mit 4 und dividirt das Product mit 9. Man erhält dann für die mittlere Höhe 1805: Höchst. St. $24\frac{1}{9}$, Niedr. St. $13\frac{2}{3}$; 1810: Höchst. St. 20, Niedr. St. $12\frac{8}{9}$. D. H.

durch die Wirkung der Sonnenstrahlen hinlänglich hoch emporgehoben werden, um in die Strömung des Süd- und Westwindes zu kommen, welche sie dann weiter landeinwärts führt. Dagegen steigen die Ausdunstungen der Stadt und ihrer Vorstädte nur bis zu einer geringen Höhe empor, und bleiben, da der Wind nicht auf sie wirken kann, den Tag hindurch ruhig über der Stadt hangen, bis sie durch die Kühle der Nacht zu Thau verdichtet werden, wie man jeden Morgen an den Pflanzen sieht *).

Eine besondere schon oben berührte Eigenthümlichkeit des Klimas dieser Gegend sowohl, als der ganzen peruanischen Küste, von Arica bis zum Cap blanco, in einer Ausdehnung von ungefähr 16 Breitegraden, ist der fast gänzliche Mangel an Regen. Man hat ihn auf verschiedene Weise, obwohl nicht genügend, zu erklären gesucht. Stevenson glaubt auf folgende Art alle Schwierigkeiten zu heben. Im April oder Mai beginnen die, hier Garuas genannten Nebel, und dauern mit wenigen Unterbrechungen bis in den Juni oder zur Zeit der (dortigen) Winter-Sonnenwende **). Die sanften

*) Stevenson, S. 149 — 152.

**) Bei Stevenson steht (S. 154): „till November, which period is usually termed the winter solstice." Aus dem Folgenden geht hervor, dafs November ein Schreib- oder Druckfehler seyn und Juni heifsen müsse, wenn kein Unsinn zum Vorschein kommen soll.

D. H.

Winde, welche des Morgens von Westen und des Nachmittags von Süden her wehen, erfüllen die Atmosphäre mit wässerigen Dünsten, die eine dichte Wolke oder Nebelmasse bilden. Da aber die Sonnenstrahlen in dieser Jahreszeit schief auffallen *): so werden diese Dünste nicht hinlänglich verdünnt, um sich über die Gipfel der benachbarten Gebirge erheben zu können, und sie bleiben daher über dem schmalen Striche des Flachlandes zwischen dem Meere und dem Gebirge schweben. Diefs dauert so lange, bis die Sonne wieder nach Süden geht, folglich die zunehmende Wärme die Dünste emporhebt, und über die Gebirge landeinwärts führt, wo sie sich verdichten und in häufigen Regengüssen herabfallen. Dafs sich aus diesen Küstennebeln kein Regen bildet, ist theils dem Mangel an entgegengesetzten Winden, welche die Dunstbläschen in Bewegung setzen und zusammentreiben würden, theils ihrer Nähe an dem Erdboden zuzuschreiben, welchen sie beim Niederfallen erreichen, bevor sich noch eine hinlängliche Menge verdichten und tropfbar-flüssig werden kann.

Auch die Gestalt der Küste befördert den freien Zutritt des Wassers bei seiner Rückkehr vom Südpole, wo es sich abgekühlt hat. Vom Cap Pilares bis zu 18° südlicher Breite ist die Richtung der Küste ziemlich von Süden nach Norden;

*) Bei einem Zenithabstande von $11\frac{1}{2}$° würde diese Schiefe sehr unbedeutend seyn; merklicher ist sie allerdings bei $35\frac{1}{2}$°.

D. H.

von 18° bis 5° macht sie eine Biegung nach Westen. Auf diese Art schlägt das Wasser an die Küsten und verursacht in der Atmosphäre eine Abkühlung, welche anderwärts, wo die Küste aus vorspringenden Punkten und tiefen Buchten besteht, nicht wahrgenommen wird. Denn die dort anprallenden Strömungen werden zurückgeworfen und das hier eingeschlossene Wasser wird von der Sonne erhitzt, ohne dafs es mehr Zufluss von kaltem erhielte, als zur Erhaltung des durch die Ausdunstung gestörten Gleichgewichts nöthig ist. Von 1° südl. bis 10° nördlicher Breite nimmt die Hitze mit erstaunlicher Geschwindigkeit zu; indem der Busen von Choco südlich durch das Cap San Francisco, und nördlich durch das Cap Blanco des Zutrittes von kälterm Wasser beraubt wird. Daher sind auch wegen dieser gröfsern Anzahl von Vorgebirgen und Buchten die östlichen Küsten des südlichen Festlandes von Amerika viel wärmer als die westlichen.

Während der Monate Februar und März fallen in Lima zuweilen um die fünfte Nachmittags-Stunde einzelne grofse Regentropfen herab. Die Erklärung davon ist nicht schwer. Die Ausdunstungen des Meeres, von der Hitze der zu jener Zeit senkrechten Sonnenstrahlen emporgehoben und durch die den Tag über wehenden Winde gegen das Gebirge und landeinwärts getrieben, werden zuweilen durch aus Osten kommende Luftströme aufgehalten, welche, da sie über das Schneegebirge kommen, kälter sind als jener vom Meere kommende Westwind. Wo nun Beide zusammentreffen, da mufs eine

stellenweise Verdichtung der Dunstbläschen Statt finden und das dadurch gebildete Wasser mufs, sich mit dem in den untern Luftschichten verbindend, in Gestalt grofser Tropfen herabfallen.

Die folgende Tafel wird einen bessern Begriff von Lima's Witterungsbeschaffenheit geben, als jede Beschreibung:

	1805.			1810.		
	Sonne.	Umwölkt.	Veränderl.	Sonne.	Umwölkt.	Veränderl.
Jänner	5 Tage.	10 Tage.	16 Tage.	6 Tage.	11 Tage.	13 Tage.
Februar	8 -	5 -	15 -	7 -	4 -	17 -
März	12 -	2 -	17 -	13 -	2 -	16 -
April	7 -	9 -	14 -	6 -	10 -	14 -
Mai	— -	17 -	14 -	1 -	15 -	15 -
Juni	— -	21 -	9 -	— -	24 -	6 -
Juli	— -	28 -	3 -	— -	31 -	— -
August	— -	27 -	4 -	— -	30 -	1 -
Sept.	3 -	20 -	7 -	2 -	21 -	7 -
Oktober	2 -	21 -	8 -	2 -	19 -	10 -
Novemb.	4 -	16 -	10 -	5 -	15 -	10 -
Dezemb.	4 -	18 -	19 -	4 -	7 -	20 -
Im ganzen Jahr .	45 T.	184 T.	136 T.	46 T.	189 T.	129 T.

Sonne bezeichnet solche Tage, an welchen der Himmel ganz unbewölkt, Umwölkt solche, an welchen er ganz mit Wolken bedeckt, und die Sonne nicht sichtbar war, und

Veränderlich solche, an welchen die Sonne nur des Morgens bedeckt war, später aber zum Vorschein kam.

Man sieht aus allem Bisherigen, dafs die trockne Jahreszeit im Innern zu derselben Zeit eintreten mufs, wenn an der Küste die Nebel vorherrschend sind, und eben so umgekehrt, was auch wirklich Statt findet. Die Küstenflüsse sind während der nebeligen Witterung fast ganz ausgetrocknet, im Sommer aber, wo der Schnee auf den Gebirgen schmilzt und im Innern häufige Regen fallen, sind sie oft gar nicht zu übersetzen. Die Chimbadores (Tschimbadores) oder Badeadores, Leute, welche Waaren und Reisende über die grofsen Flüsse setzen, wissen durch vieljährige Erfahrung und genaue Beobachtung, aus der Zeit, wo das Wasser steigt, genau anzugeben, an welchem Orte es geregnet hat.

Die Dammerde im Thal von Lima ist etwa 2 Fufs tief und äufserst fruchtbar. Unter derselben liegt eine Schicht von Sand und Kieseln, die sich an drei Wegstunden von der Seeküste landeinwärts erstreckt, und unter dieser Schicht findet man wieder ein Lager von verhärtetem Thon, welches augenscheinlich zu dem aufgeschwemmten Lande gehört. Wahrscheinlich war diese ganze Gegend einst vom Meere bedeckt, und dieses ist später abgeflossen, oder der Boden selbst ist durch eine Erderschütterung über die Wasserfläche emporgehoben worden.

Wenn auch Lima von Regengüssen und Gewittern nichts zu fürchten hat (seit 1582 scheinen nur vier vorgekommen zu

seyn *)): so ist es dagegen den schrecklichsten Erdbeben unterworfen. Einzelne Erdstöfse kommen jedes Jahr, besonders nach dem Verschwinden der Nebel und wenn die Sommersonne den Boden zu erhitzen beginnt. Man empfindet sie gewöhnlich in der Nacht, zwei oder drei Stunden nach Sonnenuntergang, oder auch des Morgens um die Zeit des Sonnenaufganges. Die Richtung der Stöfse geht meist von Süden nach Norden, und die Erfahrung hat gelehrt, dafs vom Aequator bis zum Steinbocks-Wendekreise ungefähr alle 50 Jahre ein Mal ein sehr grofses und zerstörendes Erdbeben eintritt. Folgendes ist eine Uebersicht der Jahre, in welchen sich, seit der Eroberung, dergleichen grofse Erdbeben ereignet haben **).

Arequipa.	Lima.	Quito.
1582.	1586.	1587.
1604.	1630.	1645.
1687.	1687.	1698.
1715.	1746.	1757.
1784.	1806.	1797.
1819.		

Man war, nach Caldcleugh, in Lima der Meinung, dafs die letztern Erdbeben nicht so heftig gewesen seien, als

*) Caldcleugh, S. 78.

**) Stevenson, S. 160. Caldcleugh, S. 79. Auf Arequipa pafst jedoch die fünfzigjährige Periode nicht.

D. H.

die ähnlichen Jahren. Auch hat man die Bemerkung gemacht, dafs die Pflanzenwelt durch die Erdbeben grofsen Schaden leide. Im Jahr 1687 wurde nicht nur die ganze Waizen-, Mais- und übrige Aerndte vernichtet, sondern der Boden war auch bis zwanzig Jahre hernach gar nicht mehr anzubauen. (Auch in Chili sind seit dem letzten grofsen Erdbeben 1822 die Getraideärndten mifsrathen.) Aufserdem wird jedes Erdbeben noch von häufigen Regengüssen und Ueberschwemmungen begleitet; wenigstens war dieſs 1687 und 1746 der Fall; und nach der heftigen Erschütterung von 1806 waren die Strafsen von Lima mehre Tage lang überschwemmt. Schwache Erdstöfse sind mit Hauptveränderungen des Wetters verbunden.

Die vornehmsten Erzeugnisse des Bodens um Lima sind Zuckerrohr, Luzerne (Alfalfa), Mais, Waizen, Bohnen, nebst tropischen und europäischen Früchten und Küchengewächsen.

Das Zuckerrohr wird weniger, um Zucker daraus zu gewinnen, sondern hauptsächlich wegen des Guarapo angebaut, eines starken Getränkes, welches aus dem Safte dieser Pflanze durch Gährung bereitet wird und besonders, auch wegen seiner Wohlfeilheit, bei allen Färbigen sehr beliebt ist. Die Weifsen trinken selten Guarapo, weil man glaubt, dafs er Haut-Ausschläge verursache.

Die Luzerne (Alfalfa) baut man in grofser Menge, als Pferde-, und Maulthier-Futter; nicht weniger als 1200 Esel werden gehalten, welche täglich dergleichen von den kleinen Meierhöfen (Chacras) nach der Stadt tragen müssen. Gewöhn-

lich wird diese Luzerne 3 Fufs hoch und 5 Mal des Jahres gemäht; am besten gedeiht sie während der feuchten Witterung; am schlechtesten im heifsen Sommer, wo es also an frischem Futter sehr mangelt. Getrocknete Lucerne ist nicht im Gebrauch, weil sie die Pferde, ihrer Dürre und Unschmackhaftigkeit wegen, nicht fressen mögen; auch sollen die starken Stengel der reifen Luzerne ein dem Schnupftabak ähnliches Pulver enthalten, welches den Thieren sehr schädlich ist und eine Art Tollheit, oft sogar den Tod hervorbringt.

Waizen wird angebaut, aber man kann nicht mit Sicherheit auf eine ausgiebige Aerndte rechnen, obschon die Beschaffenheit in günstigen Jahren sehr gut ist. Er leidet zu sehr von der Witterung und verbrennt entweder bei zu grofser Hitze, oder vertrocknet über Nacht durch kalte Ostwinde, welche vom Gebirge herkommen. Auch die nebelige Witterung schadet ihm, wenn sie zu lange anhält; er schiefst zu sehr ins Stroh, und wird in diesem Falle als Grünfutter abgemäht oder auch vom Vieh abgeweidet.

Grofse Sorgfalt wendet man auf den Anbau des Mais, der in grofser Menge theils zur Nahrung der niedern Volksklassen, theils zum Mästen der Schweine dient, und die Letztern in kurzer Zeit sehr fett macht. Der Mais scheint bereits vor der Ankunft der Spanier von den Indiern stark gebaut worden zu seyn. Stevenson fand in mehren von ihm geöffneten altindischen Gräbern (Huacas), 40 Stunden von Lima, grofse Vorräthe von dieser Feldfrucht. Auf einem Meierhofe,

Namens Winto, wurde in viereckigen Brunnen oder Cisternen eine grosse Menge Mais entdeckt, welche vielleicht um das Jahr 1420 von Huaina Capac, als er seine Truppen gegen Chimu, einen König an der Küste, führte, hier in einer Art von öffentlichem Magazin aufbewahrt worden war. Die Körner waren noch ganz gut, ungeachtet sie an 400 Jahr hier gelegen hatten; wahrscheinlich verdankten sie diefs dem trocknen Sand, mit dem sie vier Fufs hoch bedeckt gewesen waren und ihrer Lage 700 Fufs über dem Meere und 600 über dem Spiegel des nächsten Flusses. Stevenson steckte einige davon, sie gingen jedoch nicht auf; aber als Mastung thaten sie noch sehr gute Dienste.

Man baut in der Nähe von Lima auch sehr viel Bohnen, das Haupt-Nahrungsmittel der Sklaven auf den Landgütern und Pflanzungen. Indessen wird der Markt von Lima mit dieser Feldfrucht hauptsächlich aus den Valles, oder den nördlich an der Küste gelegenen Thälern versorgt.

Ueberhaupt sind alle Küchengewächse, sowohl eine Menge europäischer als dem heifsen Erdstriche eigenthümlicher; hier in Ueberfluss vorhanden. Von grofser Wichtigkeit, wegen ihres üppigen Ertrages, ihres köstlichen Geschmacks und ihrer nährenden Eigenschaften, ist die Yuca, eine Gattung Jatropha, welche aber nicht, wie die Jatropha Manihot, giftige Bestandtheile enthält. Die Letztere kommt, nach Stevenson, an der Westküste Amerikas gar nicht vor. Auch mehre Arten von Kartoffeln werden um Lima angebaut

und geben reiche Aerndten. Sie scheinen in diesem Theile der Neuen Welt schon vor der Ankunft der Spanier bekannt gewesen und nicht auf Chili, ihr Vaterland, beschränkt gewesen zu seyn. Dieſs ist um deſswillen wahrscheinlich, weil sie in der Quichua (Kitschua)-Sprache einen besondern Namen führen, während alle von den Spaniern hierher verpflanzten Gewächse unter den Indiern ihre spanischen Namen behalten haben. Betaten wachsen hier in Ueberfluſs und werden an zehn Pfund schwer. Die Aracacha (Arakatscha) von Lima, obschon nicht so groſs und wohlschmeckend als die in den kältern Gegenden, giebt dennoch eine sehr vortreffliche Speise. Nicht minder häufig ist der sowohl in der Küche als in den Zuckerbäckereien sehr gebrauchte Tomate oder Liebesapfel (Solanum Lycopersicum). Von dem Spanischen oder Cayenne-Pfeffer, Aji (Capsicum), werden neun verschiedene Arten gebaut. Am häufigsten genieſst man die kleinste, aber zugleich schärfste Art. Stevenson sah oft, daſs ein einziger Indier 20 bis 30 Schoten mit ein wenig Salz und einem Stück Brod, auſser der Mahlzeit, bloſs aus Leckerei (as a relish) verzehrte.

Es verdient bemerkt zu werden, daſs man sowohl auf den Landgütern als den Pflanzungen den Boden niemals düngt. Die erstaunliche Fruchtbarkeit des Bodens, der nun schon fast 300 Jahre bebaut wird und soviel üppige Aerndten getragen hat, scheint durch das schlammige Wasser aus den Gebirgen unterhalten zu werden, welches ihn während der Regenzeit

überschwemmt. Es läßt, wie der Nil, eine Menge schleimigen Bodensatz zurück, der besonders sehr viel thierische Bestandtheile enthalten soll.

Lima ist auf der Süd- und Ostseite von einer Menge Gärten umgeben, welche die herrlichsten, sowohl europäischen als tropischen, Obstarten enthalten. Die meisten liegen aufserhalb der Stadt, nur an der östlichen Seite werden einige noch von der Stadtmauer mit eingeschlossen *). Unter den aus Europa stammenden und hier zur gröfsten Vollkommenheit gediehenen Früchten sind verschiedene Trauben-Sorten zu bemerken. Denn die spanischen Colonial-Gesetze hatten in Peru und Chili nicht, wie in Mexiko und Neu-Granada, den Weinbau untersagt. Oliven sind sehr häufig und von der besten Beschaffenheit; man ifst sie, sowohl eingelegt als getrocknet; aber das hiesige Olivenöl, obschon es in beträchtlicher Menge erzeugt wird, steht dem französischen und italiänischen an Güte nach. Auch Aepfel und Birnen kommen hier sehr gut fort; es giebt aber nur wenige Sorten davon. Häufiger sind die verschiedenen Arten von Pfirschen und Aprikosen, worunter besonders die Aurimelos und Priscos sehr wohlschmeckend sind. Nectarpfirschen (Nectarines), Pflaumen und Kirschen sind nur in einigen wenigen Gärten zu finden. Verschiedene und sehr vortreffliche Melonen-Arten werden gezogen; besonders sind die Wassermelonen

*) Stevenson, S. 330 u. ff.

(Sandias) sehr grofs und köstlich. Auch wohlschmeckende Feigen werden in Menge gezogen. Die Granatäpfel werden sehr saftig und die Quitten besonders grofs.

Unter den tropischen Fruchtbäumen sind die Plantanen und Bananen (Paradiesfeigen), mit ihren grofsen grünen Blättern, die Zierde der Obstgärten und das Sinnbild üppiger Fruchtbarkeit. Die übersüfsen (luscious), aber gesunden Früchte dieser Bäume stillen den Appetit des Reichen und den Hunger des Armen. Kein Eingeborner trinkt Wasser unmittelbar nachdem er Paradiesfeigen gegessen, noch etwas anderes als Wasser nach dem Genusse der Banana. Stevenson beweist gegen mehre Schriftsteller, dafs die Banana schon vor der Ankunft der Spanier in Peru einheimisch gewesen *).

Saure und süfse Orangen, Citronen und Pompelmufse wachsen in allen Gärten. Der Baum trägt zu gleicher Zeit völlig reife, halbreife und unreife Früchte und weifse Blüthenbüschel. Es giebt deren von 40 bis 50 Fufs Höhe, mit ganzen Haufen reifer Früchte bedeckt; aber die Gärtner lassen sie gewöhnlich nur 10 bis 20 Fufs hoch wachsen, weil sie dann mehre und bessere Früchte tragen. — Ein sehr grofser Baum ist der Lucuma; die Frucht ist rund, etwa so grofs wie eine Orange, und hat eine grüne Haut; inwendig liegen drei nierenförmige, mit einer harten Schale bedeckte efsbare,

*) S. 332.

ungefähr wie Eierdotter aussehende Kerne, welche von vielen Leuten gern gegessen werden.

Der Palta, oder die Alligator-Birne, oder das Pflanzenmark, wird von runder und birnförmiger Gestalt angetroffen. Der Baum ist grofs und schön. Die Frucht ist von einer rindenartigen Schale umgeben und enthält in der Mitte einen grofsen Kern von brauner Farbe und sehr scharfem Geschmacke. Man bedient sich seiner häufig zum Färben, und er giebt dann eine nankinggelbe Farbe; auch dient er zum Zeichnen der Wäsche, indem man die Leinwand darüber ausbreitet und dann durch dieselbe mit einer Nadel hineinsticht, wodurch man ein unauslöschliches Zeichen erhält.

Wir müsen in Betreff der übrigen Früchte aus Mangel an Raum unsere Leser auf Stevenson verweisen, und können nur noch der Chirimoya (Annona tripetala), dieser Königinn aller Früchte des Erdbodens, die nach Oken im Pflanzenreiche dasselbe ist, was der Mensch im Thierreiche, gedenken. Der Baum ist niedrig und buschig; die Blume besteht aus drei dreieckigen fleischigen Blättern; ihr äufseres Ansehen verspricht wenig, aber ihr Wohlgeruch übertrifft den aller andern Blumen; eine einzige durchduftet ein ganzes grofses Zimmer, besonders wenn man sie in der Hand erwärmt; leider blüht sie nur einen Abend lang. Die Frucht ist beinahe herzförmig, das Aeufsere grün, wie mit einem Netz überzogen, was von bräunlichen Streifen herrührt; sie enthält einige schwärzliche Kerne, etwa so grofs wie Pferdebohnen; aber je gröfser die

Frucht, desto weniger sind dergleichen Kerne darin. Der eßbare Theil ist äußerst wohlschmeckend; er gleicht dem Eierkäse, und wird mit einem Löffel gegessen. Als die Spanier zuerst nach Peru kamen, beschrieben sie ihren Freunden in der Heimath diese Frucht als ein Netz, welches mit Honig gefüllt sei; sie wußten in der That sonst nichts, womit sie dieselbe hätten vergleichen können. Ihr Gewicht in Lima ist ein bis drei Pfund. Aber in den Wäldern von Huanuco und Loxa wird sie 15 bis 20 Pfund schwer und oft noch darüber gefunden. Die Guanabana, oder das Sauermuss, sieht der Chirimoya sehr ähnlich, ist aber, so wie auch die Blume, viel größer. Ihr Geschmack ist angenehm säuerlich; sie wird oft in Wasser aufgelöst, dieses dann durchgeseiht und mit Zucker versetzt, was ein angenehmes Getränk giebt.

Die Blumengärten von Lima enthalten das Meiste von dem, was man in den englischen findet, Ranunkeln und Tulpen ausgenommen, welche Stevenson überhaupt nirgends in Süd-Amerika zu sehen bekam. Besonders die Damen sind leidenschaftliche Liebhaberinnen von Blumen und bezahlen sie außer der Jahreszeit oft zu sehr hohen Preisen; z. B. eine weiße Lilie mit 8 Piastern, eine schöne Hyacinthe mit 6 bis 12. Die meisten der um Lima und sonst an der Küste wachsenden Blumen sind gelb, die Blumen der Gebirge dagegen weiß; daher das Sprichwort: Oro en la costa, plata en la sierra, Gold an der Küste, Silber im Gebirge.

Die Einwohner von Lima haben auf ihren Tafeln manche

eigenthümliche Gerichte. Die spanische Olla potrida heifst hier Puchero (Putschero) und ist eine allgemein beliebte Speise; sie besteht aus Rindfleisch, Schöpsenfleisch, Geflügel, Schinken, Wurst und geräuchertem Fleisch, wozu noch Cassava-Wurzeln, süfse Kartoffeln, Kohl, Weifsrüben und fast alle mögliche Gemüse, einige Erbsen und ein wenig Reis kommen; alles dieses wird zusammengekocht und bildet in den Familien die gewöhnliche Mahlzeit. Die Brühe mit Brod oder Nudeln giebt die Suppe. Eine andere, dickere, Suppe ist die Lahua, welche aus Maismehl und Fleisch, besonders frischem Schweine- oder Entenfleisch gemacht und stark mit reifen Capsicum-Schoten gewürzt wird. Die Carapulca besteht aus getrockneten Süfskartoffeln, Nüssen oder Garbansas, welche man röstet und stöfst, und dann mit Fleisch, wie die Lahua, zu einem Brei zusammenkocht. Eben so beliebt sind der Pepian, dessen Hauptbestandtheil Reismehl ist, und der Chupi (Tschupi), der aus gekochten Kartoffeln, Käse, Eiern und Fischen besteht und nicht blofs an Festtagen, sondern das ganze Jahr hindurch gegessen wird. Aufserdem giebt es noch eine Menge anderer, diesem Lande eigenthümlicher Gerichte, welche alle stark mit Speck und mit einer nicht geringen Menge Knoblauch und spanischem Pfeffer gewürzt werden.

Auch viel Kürbisse, sowohl gemeine (Pumpkins) als Flaschenkürbisse (Gourds) werden verzehrt und bilden das Hauptnahrungsmittel der ärmern Volksklassen. Sie sind grofs und wohlfeil und halten sich, wenn sie im Trocknen aufbewahrt

werden, fast das ganze Jahr hindurch. Mais und Bohnen (Frijoles) werden von allen Klassen gegessen, sind aber, wie schon oben bemerkt, das Hauptnahrungsmittel der Sklaven. Die Bohnen sollen äufserst nahrhaft seyn und wer sich einmal an sie gewöhnt hat, zieht sie jeder andern Pflanzenspeise vor.

In ganz Süd-Amerika, besonders aber in Lima, verzehrt man eine aufserordentliche Menge von Zucker und süfsem Backwerk (Sweetmeats). Jedoch hat alles Eingemachte den grofsen Fehler, dafs es zu süfs und folglich zu fad ist, entweder weil man zu viel Zucker nimmt, oder weil man das eigenthümliche Gewürzhafte der Frucht zerstört; Citronen und Pomeranzen verlieren durch das Einmachen ihren so angenehmen und kräftigen Geschmack gänzlich.

Die gewöhnliche Frühstückszeit in Lima ist um acht Uhr. Man geniefst selten mehr als eine Tasse dicker Chocolade mit gerösteten Brodschnittchen und ein Glas kaltes Wasser; zuweilen auch ein wenig gekochtes Schöpsenfleisch, Eier auf Butter, Schinken oder Bratwürste. Um ein Uhr wird die Mittagsmahlzeit eingenommen. Man kann sie als die einzige für den ganzen Tag betrachten und der Tisch ist sehr reichlich besetzt. Suppe und Puchero sind in der Regel die ersten Gerichte, dann kommen die übrigen in unbestimmter Ordnung; häufig ist Fisch das letzte, Zucker- und Backwerk ausgenommen, auf welches man noch ein Glas kaltes Wasser trinkt. Oft wird unmittelbar nach dem Mittagsessen der Kaffeh aufgetragen; aber in vornehmen Häusern stehen die Gäste

von der Tafel auf und nehmen den Kaffeh, nebst einem Gläschen Liqueur, in einem andern Zimmer ein. Obst wird gewöhnlich zwischen den einzelnen Schüsseln angeboten, weil es auf diese Weise gesünder seyn soll, als am Ende der Mahlzeit. Abends geniesst man eine Schale Kaffeh oder Chokolade, oder ein Glas Limonade, Ananas-Wasser, Mandelmilch oder sonst eine Erfrischung; bei den Vornehmern wird Chokolade und Gefrornes herumgegeben.

Stevenson *) machte während seines Aufenthaltes in Lima auch einen Ausflug nach Pisco, einem fünfzig Wegstunden südlicher liegenden elenden Küstendorfe, welches gleichwohl den Namen einer Stadt führt. Einige kleine Inseln am Eingange der Bay von Pisco sind wegen des daselbst befindlichen Düngers berühmt, der in Menge eingeschifft und nicht blofs nach den verschiedenen Theilen der Küste, sondern selbst auf den Rücken der Maulthiere und Llamas ins Innere des Landes verführt wird. Es sind fortwährend mehre kleine Schiffe mit dem Transport dieses Düngers, der dort Huano heifst, beschäftigt. Man findet ihn an manchen Stellen in Massen von 40 bis 50 Fufs Tiefe über einander liegen. Unstreitig besteht dieser schätzbare Dünger aus den Auswürfen der Seevögel, besonders der Huanay, welche diese Inseln in un-

*) A. a. O. S. 355 u. ff.

ermefslichen Schaaren bewohnen und daraaf brüten; und, da ihn kein Regen erweicht und wegwäscht, so hat er sich durch die Länge der Zeit so anhäufen können. Er ist im trocknen Zustande von blafsbrauner Farbe, und läfst sich leicht zu Staub zerreiben; frisch dagegen hat er ein mehr röthliches Aussehen; die obere Schicht bis ein Fufs Tiefe ist weifslich und enthält Federn, Vögelknochen und Eierschalen. Der Vogel Huanay, von welchem wahrscheinlich jene Benennung des Düngers herrührt, hat ein schwarzes Gefieder, ist gröfser als eine Seemöwe (Sea-gull) und brütet das ganze Jahr. Das Nest besteht blofs aus einer Vertiefung in dem Huano oder Dünger und enthält zu gleicher Zeit einen flücken Vogel, einen noch unbefiederten und ein Ei, woraus hervorgeht, dafs hier ein ununterbrochenes Fortpflanzen Statt findet, ohne dafs die alten Vögel selbst auf das Ausbrüten der Eier beschränkt wären. Die Indier fangen viele junge Vögel, salzen sie ein und betrachten sie als eine grofse Leckerei; aber sie haben gleichwohl einen scharfen thranigen Geschmack.

Die vornehmsten Erzeugnisse der Umgebungen von Pisco, mit Inbegriff der Thäler von Chincha und Cannete, sind Weintrauben, aus welchen jährlich an 150000 Gallonen Branntwein gemacht werden. Er heifst Pisco und wird in irdenen Krügen aufbewahrt, deren einer etwa 18 Gallonen hält. An Farblosigkeit gleicht er dem Franz-Branntwein und sein Geschmack ist sehr gut. Ein aus Muscateller-Trauben bereiteter Branntwein, Aguardiente de Italia genannt, gleicht an lieblí-

chem Geschmack dem Frontignac-Weine und wird sehr geschätzt. Nur wenige Trauben werden zu wirklichem Wein benützt, und diese geringe Menge ist überdiefs noch von sehr geringer Güte, gewöhnlich dick und süfs, vielleicht weil man den Most vor der Gährung eine beträchtliche Zeit lang kocht.

Ferner sind die Umgebungen von Pisco sehr reich an Datteln, welche man getrocknet den berberischen vorzieht, Oliven, Feigen und Ananas. Im Chincha-Thale sind mehre grofse Zuckerpflanzungen.

Zwischen Pisco und Lima liegt das von indischen Fischern bewohnte Dorf Chilca. Diese sind allem Umgange mit Weifsen so abgeneigt, dafs kein einziger unter ihnen wohnen darf; sogar ihr Pfarrer ist ein indischer Kazike, ein Eingeborner des Dörfes, den sie auf ihre eignen Kosten, mittelst einer besondern Beisteuer, studiren und ordiniren lassen.

Fünf Wegstunden nördlich von Lima liegt der kleine Hafen von Ancon. Von hier aus gelangt man über tiefen Sand und zum Theil über Sandhügel, welche im Sommer völlig dürr und kahl, in der Nebelzeit aber mit dem üppigsten Grün bedeckt sind, nach Chancay (Tschankay), in dessen Nähe man Pasamayo, das alte, fast in Trümmern liegende Familienschlofs des Marquis von Villafuerte erblickt. Viele andere Landsitze des Adels zu Lima, welcher für ländliche Vergnügungen und Schönheiten keinen Sinn hat, befinden sich in demselben verfallnen Zustande. Mehre der vornehmsten Landhäuser sind auf den Trümmern alter Gebäude der Indier erbaut, welche

sich niemals auf Ackerland niederliefsen, sondern ihre Wohnsitze auf Abhängen, die aus Mangel an Bewässerung zum Feldbau untauglich waren, oder auf Berggipfeln errichteten.

Das Thal von Chancay ist der Geburtsort und Aufenthalt der berühmten Ninna de la huaca oder des Fräuleins vom Maierhofe. Sie ist sechs Fufs hoch; eine bei dem gewöhnlichen kleinen Wuchse der Peruanerinnen um so aufserordentlichere Gröfse. Aufserordentlich für männliche Leibesübungen eingenommen, war ihr nichts angenehmer als beim Aufsuchen entlaufener Sklaven, oder bei der Verfolgung der die Strafse nach Lima zuweilen unsicher machenden Räuber Beistand zu leisten. Sie pflegte ein muthiges Rofs nach Landessitte, d. h. rittlings (mit ausgespreizten Beinen) zu besteigen, sich mit einem Paar Pistolen und einer Lanze zu bewaffnen, und war dann nebst einer Begleitung von drei oder vier Männern in der Umgegend mehr gefürchtet, als eine ganze Compagnie von Encapados oder berittenen Polizeibeamten. Stevenson besuchte sie auf ihrem Maierhofe und fand sie besser in der Literatur bewandert, als es im Allgemeinen die Peruanerinnen sind; ihr Benehmen war offen, gefällig und höflich. Sie verwaltet ihre Besitznng, eine Zuckerpflanzung, über die sie die Oberaufsicht führt, mit dem besten Erfolge selbst.

Die Menge von Mais, welche in dem engen Thal (Quebrada) und auf der Ebene von Chancay angebaut wird, verdankt ihr Gedeihen hauptsächlich dem vorhin beschriebenen

Huano oder Seevogel-Mist. Die Zeit zum Düngen damit ist, wenn die Felder ganz gelb und die dürren Pflanzen etwa einen Fuſs hoch sind, und jede nur vier oder fünf Blätter hat. Man macht alsdann an der Wurzel von drei oder vier Stengeln — denn sie wachsen in Büscheln von dieser Anzahl — ein Loch, steckt in dasselbe mit den Fingern etwa eine halbe Unze Huano, und bedeckt es wieder mit Erde. Das Feld wird hierauf so bald als möglich bewässert, und nach zehn oder zwölf Tagen sind die Pflanzen über drei Fuſs hoch geworden, prangen im schönsten Grün und die Kolben sind voll Körner. Es erfolgt nunmehr eine zweite Düngung und Bewässerung, wodurch das Feld so fruchtbar wird, daſs es eine 1000- bis 1200-fache Aerndte giebt. Die Kolben sind nicht selten 14 bis 16 Zoll lang und haben sehr groſse Körner. Oft werden auch Bohnen unter den Mais gepflanzt; aber dieser gedeiht dann weniger gut und auch die Bohnen selbst leiden dabei.

Chancay ist wegen der Schweine berühmt, die es auf den Markt von Lima liefert. Sie sind klein und schwarz, haben wenig oder fast keine Borsten, kurze Rüssel und kleine spitzige Ohren; aber sie werden so ungeheuer fett, daſs sie kaum gehen können. In ganz Peru wird eine unglaubliche Menge Speck verbraucht, und da die Schweine hauptsächlich mit Mais gemästet werden, so verdanken die Landwirthe (Hacendados) dieser Feldfrucht einen groſsen Theil ihres Einkommens.

Der Mais wächst sowohl auf den Bergrücken der Cordil-

leren, bei einer Mittelwärme von + 43° Fahr. als in den Niederungen und Thälern, wo sie bis 80° steigt; er gedeiht an Orten, wo weder Roggen, Gerste noch Waizen, sowohl der Hitze als der Kälte wegen, angebaut werden kann. Wegen seines Mehlreichthums und seines 150- bis 1200fachen Ertrages mufs er für die nützlichste Getraideart erklärt werden, und besonders für die Neue Welt ist er viel wichtiger geworden als es der Waizen für die Alte ist.

Stevenson lernte, während seines langen Aufenthalts in Peru, fünf verschiedene Arten von Mais kennen. Der Chancayano (Tschankayano) hat ein grofses, halbdurchsichtiges, gelbes Korn; der Morocho (Morotscho) ein kleines, gelbes, von hornartigem Aussehen; das Korn des Amavillo (Amavilljo) ist ebenfalls gelb, aber grofs und undurchsichtig, und mehlreicher als das der beiden vorigen Arten; noch mehlreicher ist der Blanco, oder weifskörnige Mais; der Cancha (Kantscha) oder süfse Mais, wird blofs in den kältern Gebirgsgegenden gebaut; er wird zwei Fufs hoch, die Kolben sind kurz, aber die Körner grofs und weifs; grün sind sie sehr bitter, aber reif und geröstet ausnehmend süfs und so zart, dafs man sie zwischen den Fingern zu Mehl zerreiben kann. In diesem gerösteten Zustande macht er in mehren Landschaften die Hauptnahrung der Gebirgsbewohner aus; keiner tritt, ohne einen Sack voll Cancha bei sich zu haben, eine Reise an.

Mit Ausnahme einiger Gegenden auf den hohen Gebirgen im Innern des Landes, wo die Indier sich hauptsächlich von

Gerste nähren, wird der Mais in ganz Peru als das Hauptgetraide angesehen. Unter den Indiern und den ärmern Volksklassen an der Küste vertritt er die Stelle des Brodes; er wird zu dem Ende blofs in Wasser gekocht und heifst dann Mote. Auch Klöse (Puddings) werden aus Mais gemacht. Man sucht dabei zuvörderst die Körner von den Schalen zu befreien, indem man sie mit einer Menge Holzasche in kochendem Wasser aufwallen läfst und dann in fliefsendem Wasser abspült, wodurch sich die Schalen ablösen. Die Körner werden dann neuerdings gekocht und auf einem Steine mit einer Vertiefung in der Mitte zu einem Teige zusammengequetscht. Man thut Salz und eine Menge spanischen Pfeffer, so wie einigen Speck dazu, zertheilt ihn in kleinere Stücke, wickelt diese nebst etwas Fleisch in ein Pisangblatt und läfst es einige Stunden kochen. Diese Art von Pudding heifst Tamal, ein Wort aus der Quichua (Kitschua)- Sprache, welches vermuthen läfst, dafs diese Speise schon den alten Bewohnern Perus bekannt gewesen seyn möge.

Ueberhaupt liefert der Mais für die Tafel der Peruaner die mannichfaltigsten Gerichte. Schon die grünen Körner geben eine wohlschmeckende Speise; man zerquetscht sie, thut Zucker und Gewürz dazu, und kocht oder bäckt dieses Gemisch. Auch herrlichen Zwieback und treffliche Kuchen bäckt man aus Maismehl. Der Sango ist ein dicker Brei aus Maismehl mit Wasser, welcher hauptsächlich als Nahrungsmittel der Sklaven dient. Die in Lima sehr beliebte Masamorra, welche den

Einwohnern dieser Stadt den Spottnamen Masamorreros, zugezogen hat, ist ein Brei aus Maismehl und Wasser, welches man in saure Gährung hat übergehen lassen, worauf man es kocht und mit Zucker versüfst.

Aufserdem wird aus Mais ein beliebtes geistiges Getränk, die Chicha (Tschitscha) bereitet *). Man malzt zuvörderst die Körner, indem man sie keimen läfst; dieses Malz wird dann mit Wasser gekocht und, wie beim Bierbrauen, der Gährung überlassen, ohne jedoch noch etwas zuzusetzen. In einigen Gegenden von Peru sind die Eingebornen der Meinung, dafs die Gährung nicht vor sich gehen könne, wenn die gemalzten Körner nicht vorher gekaut worden seien. Daher versammeln sich, wenn Chicha gemacht werden soll, eine Menge alter Männer und Weiber aus der Nachbarschaft, um das Geschäft des Kauens zu verrichten. Sobald eine hinlängliche Menge Malz gekaut ist, wird sie in kleinen Klumpen, so viel als jeder im Munde gehabt hat, zum Trocknen hingestellt und dann mit einiger frisch gemachter Chicha, so lange diese noch warm ist, vermischt. Der Claro ist ein schwächeres Getränk, welches aus dem Wasser, worin das Malz eingeweicht worden, bereitet wird, etwa unserm Dünnbier oder Kofent vergleichbar.

*) Dieses Getränk ist auch in Columbien gebräuchlich; man sehe in dem vorigen Jahrgang dieses Taschenbuches, Molliens Reise nach Columbia, S. 59 und anderwärts.

D. H.

die eigentliche Chicha heifst im Gegensatze des Vorigen Neto. Der Bodensatz in den Krügen, worin die Masse gegohren hat, wird zum Säuern des entweder aus Mais- oder aus Waizenmehl zu bereitenden Brodes verwendet. Jenes heifst in der Quichua-Sprache Arepa, dieses Tanda.

Die Chicha war schon den alten Peruanern, vor der Ankunft der Spanier, bekannt. Stevenson hatte in Patavilca und Caxamarca Gelegenheit, Chicha aus Krügen zu trinken, welche man in uralten Begräbnifsplätzen gefunden hatte und die also an 300 Jahre alt seyn mufste.

Sowohl die Peruaner als die Mexikaner machen aus den grünen Maisstengeln Zucker und verkaufen denselben. Schon Cortez, in einem seiner Schreiben an Kaiser Karl V., spricht davon. Stevenson sah in Quito oft die Indier an solchen Maisstengeln saugen, wie die Neger am Zuckerrohr thun.

Vierzehn Stunden von Chancay liegt das von lauter Indiern bewohnte Dorf Huacho (Huatscho), in einem herrlichen, vom Huaura bewässerten Thale. Der Ort enthält etwa 400 Einwohner, hat eine grofse Pfarrkirche, drei kleine Kapellen, und ein Filial zu Lauriama, wo an Sonn- und Feiertagen Messe gelesen wird. Die vornehmste Beschäftigung der Einwohner ist die Bearbeitung ihrer Chacras (Tschacras) oder kleinen Höfe; aufserdem treiben sie Fischerei, hauen Salz in den Salzwerken und machen Strohhüte, worin sie besonders

sehr geschickt sind. Die Chacras sind Grundstücke, welche, als die spanische Regierung noch bestand, den indischen Besitzern auf Lebenszeit, gegen eine Abgabe von ungefähr ⅛ des Ertrags, überlassen war. Sie bearbeiten dieselben äufserst fleifsig und bauen hauptsächlich Waizen, Mais, Bohnen, Yucas, Kürbisse, Kartoffeln und mancherlei Gemüse. Das in Menge gewonnene Obst wird nach Lima zu Markte gebracht. Fast alle Hecken bestehen aus Pomeranzen-, Citronen-, Guava- und andern Bäumen. Die Weinreben und Granadillenzweige können oft vor Fruchtfülle sich nicht vom Boden erheben. Auch der Maguey wird viel in Hecken gezogen; man macht aus seinem Baste allerlei Bänder und Stricke; die holzigen Blüthenstängel, welche an 20 Fufs hoch werden, dienen als Balken zum Häuserbau, und haben, wenn sie trocken gehalten werden, eine fast ewige Dauer.

In dem benachbarten Eten wohnen ebenfalls blofs Indier, welche sich besonders mit der Verfertigung verschiedener Baumwollenwaaren beschäftigen; sie machen Teller- und Tischtücher und genähte Bettdecken, zum Theil von grofser Feinheit, und mit eingewebten Zeichnungen damastartig verziert, so dafs eine solche Bettdecke oft mit 20 bis 25 Piaster bezahlt wird; ferner Fufsteppiche aus einer Art feiner Binsen, Hüte u. dgl. m.

Zwei Stunden nördlich von Huacho liegt die Stadt Huaura; sie besteht aus einer langen Strafse, enthält an 2000 Einwohner, worunter einige angesehene creolische Fami-

lien, und hat ein Franziskaner-Kloster und eine Pfarrkirche. Da sie durch eine Hügelkette vom Meere getrennt und dadurch der Seewinde beraubt wird: so ist die Hitze sehr drückend, und man schreibt diesem Umstande eine hier herrschende Hautkrankheit zu, welche auf der Haut der Weifsen blaue und auf der der Neger weifse Flecke zurückläfst. Am meisten werden die Mulatten von derselben befallen.

Nahe bei Huaura liegt die Zuckerpflanzung Ingenio, welche vormals den Jesuiten gehörte. Auch noch viele andere solche Pflanzungen und Landgüter, zusammen mit 3000 Sklaven, findet man in dem Thal von Huaura, welches sich bis zwölf Stunden weit nach Osten hin erstreckt.

Sieben Stunden von Huaura liegt das Dorf Supe, mit einer Pfarrkirche und 800 Einwohnern, meist Indiern. Zwischen beiden Ortschaften ist eine grofse Ebene, die Pampa de medio mundo genannt, welche vor der Eroberung bewässert werden konnte. Man findet noch Spuren von den ehemaligen Canälen (Asequias), aus denen man sich von den ungeheuern Arbeiten der alten Peruaner und ihrer seltnen Geschicklichkeit, das Wasser zur Bewässerung ihrer Felder bis in die gröfsten Entfernungen, ohne Hilfe von Maschinen, zu leiten, einen Begriff machen kann. Der Haupt-Canal erhielt sein Wasser aus dem Flusse Huaura und führte es, sich mannichfach um den Flufs der Gebirge herumwindend, zehn Stunden weit. Die vormaligen fruchtbaren Ebenen sind jetzt dürre Sandwüsten.

In der Nähe von Supe findet man noch Ueberreste einer grofsen indischen Stadt, die am Abhange eines Felsen erbaut war. Gallerien sind eine über der andern ausgehauen, um Platz für die kleinen Häuser zu gewinnen, von denen noch manche Spuren übrig sind; vor denselben befinden sich steinerne Brustwehren, so dafs der ganze Berg wie eine Festung aussieht. Nicht weit davon sind die Trümmer einer andern Stadt, auf einer hochliegenden Ebene, wohin man wahrscheinlich kein Wasser leiten konnte; denn die Indier errichteten ihre Wohnungen, wie schon oben bemerkt worden, niemals an solchen Stellen, welche schicklicher zum Feldbau verwendet werden konnten.

Stevenson überzeugte sich hier aufs vollkommenste, dafs die alten Indier ihre Todten in den Häusern begruben, worin sie gewohnt hatten. Sie scheinen dem Leichnam auch Alles mit ins Grab gegeben zu haben, was er zur Zeit seines Todes besafs. Stevenson fand Weiber mit ihren Töpfen, Krügen etc., welche bewiesen, dafs die Indier das Töpferhandwerk sehr gut verstanden haben müssen. Auch grofse Stücke von Baumwollenzeug, dergleichen die jetzigen Indier noch verfertigen, eine Menge Kürbisflaschen, Mais, Bohnen, Pisangblätter, Strausfedern aus den Ebenen von Buenos-Ayres, Spaten und Lanzen aus Palmholz, Krüge voll Chicha, goldne Ringe und Ohrgehänge und viele andere Dinge mehr wurden in diesen Gräbern angetroffen. Wegen der salpeterartigen Beschaffenheit und fast gänzlichen Trockenheit des Sandes, sind die Leichen

noch unverwest, und nicht im mindesten entstellt, obschon viele davon wenigstens seit 300 Jahren hier begraben liegen; auch die Kleider sind noch wohl erhalten; zerfallen aber, so wie der Leichnam, wenn sie an die Luft kommen.

Manche Personen sind der Meinung, diese Huacas seien blofs Begräbnifsplätze, aber keineswegs Wohnsitze der Lebenden gewesen. Die Sache ist nicht unwahrscheinlich, zumal da noch jetzt viele Stämme der wilden Indier den Gebrauch haben, ihre Todten in dem Hause, worin sie lebten, zu begraben, und sich ein neues zu bauen. Es würde diefs die grofse Achtung beweisen, welche die alten Peruaner für die Todten gehegt haben müssen.

Unweit Supe liegt das Dorf Barranca, in dessen Nähe sich ein guter Ankerplatz befindet. Geht man von hier zwei Stunden nordwärts, so kommt man in das hübsche Dorf Pativilca, worin keine Indier wohnen. Die Gegend war sonst hier mit Wald bedeckt und ein Schlupfwinkel für Verbrecher; aber der Vicekönig Castel-forte schickte Leute hierher, um ein Dorf mit einer Kirche zu erbauen, und bewilligte Verzeihung allen denen, welche die Wälder verlassen und sich hier ansäfsig machen würden. Der Zweck wurde erreicht und die Gegend ist jetzt sicher.

Auf der Maierei Vinto *) wird eine beträchtliche Menge Rindvieh gezogen; man läfst die Kälber lange bei den Kü-

*) Stevenson, II. Theil, S. 1. u. ff.

hen und melkt diese nur selten. Stevenson sagt, dafs Robertson's Behauptung, die europäischen Thiere seien innerhalb der heifsen Zone Amerikas, so wie an deren Gränzen, ausgeartet, wenigstens in Bezug auf Peru nicht wahr sei; das Hornvieh sei zwar nicht so stark wie in Lincolnshire, aber im Durchschnitt gebe es dem französischen, englischen und spanischen an Gröfse nichts nach. Auch Schweine wurden zu Vinto in Menge gezogen und mit grofsem Vortheil verkauft. Schafe, Pferde und Maulthiere gab es nur wenige, doch waren die Letztern sehr gut und die besten wurden bis zu 150 Piaster das Stück verkauft. Schafe werden in grofsen Heerden aus dem Innern in diese Gegend getrieben, um hier für den Verkauf nach Lima geweidet zu werden.

Sehr beträchtlich ist sowohl in Vinto als in der ganzen Nachbarschaft der Waizenbau. Der erste Waizen kam im Jahr 1535 durch die Donna Maria de Escobar, Wittwe des Don Diego de Chares, nach Peru, und bestand nur aus wenigen Körnern, die diese Dame selbst säete und pflegte. Einige Aehren davon sollen noch auf dem Altar der Dominikaner-Kirche in Lima aufbewahrt werden. Nach Mexiko war der Waizen schon im Jahr 1528, durch einen Negersklaven des Cortez gebracht worden, welcher zufällig einige Körner davon unter dem Reis gefunden hatte, mit welchem die Armee von Europa aus versehen wurde. In Quito wurde der erste Waizen in der Nähe des Franziskanerklosters, durch den Pater Joseph Rixi angepflanzt, welcher ihn in einem kleinen irdenen

Kruge mitbrachte, der noch jetzt im Kloster aufbewahrt und vorgezeigt wird. Aufser Waizen wird um Vinto noch eine Menge Mais, fünf bis sechs Arten Bohnen, Linsen u. dgl. m. angebaut.

Unter den hier wachsenden Bäumen ist der schon oben erwähnte Maguey, eine Aloe-Gattung, der merkwürdigste. Er mufs unter die nützlichsten Gewächse des Erdbodens gerechnet werden. Er bildet gute Hecken, durch welche der starken Blattstängel wegen kein Thier dringen kann. Aus dem holzigen Blüthenstängel bauen die Indier ihre Häuser und mit seinen grofsen Blättern bedecken sie dieselben. Der faserige Theil läfst sich zu Garn spinnen und dieses zu Kleidungsstücken verweben, während die Stacheln die Nadeln vertreten. Wenn man vor dem Hervorbrechen des Blüthenstengels das Herz der Pflanze aufschneidet und ein Loch in die Mitte macht: so füllt sich dieses binnen zehn oder zwölf Stunden mit einem dicken Syrup an, der anstatt des Zuckers gebraucht wird; vermischt man ihn mit Wasser und läfst ihn gähren, so enthält man das beliebte mexikanische Getränk, den Pulke (Pulque); auch kann man aus diesem Safte Essig und Branntwein machen. Die zerquetschten und dann gekochten Blätter geben einen syrupartigen Wundbalsam; auch vertreten sie, wenn man die eingeweichte Wäsche mit den zerquetschten Blättern schlägt, die Stelle der Seife; es entsteht nämlich dadurch ein dicker weifser Schaum und die Wäsche ist nach dem Ausringen vollkommen rein. Die Blumenknospen sind sowohl gekocht als

eingelegt ein sehr köstliches Essen. Unter allen Aloe-Gattungen ist der Maguey die nützlichste. Es giebt zwei Abarten davon, eine mit dunkelgrünen, ins Schwärzliche übergehenden, und die andere mit schönen blafsgrünen Blättern; die Letztere ist die nützlichste.

Der Anas (Anjas) von Peru, oder das Stinkthier (Viverra putorius) ist beinahe so grofs wie eine Hauskatze. Die Farbe ist dunkelbraun, fast schwarz, mit einer Reihe runder, weifser Flecke, die sich von der Nase bis zum Schwanze hinzieht; der Kopf ist lang, die Ohren sind breit und behaart, die Augen grofs, mit kleinen schwarzen Pupillen, die Nase verlängert sich in eine spitzige Schnauze; die Oberlippe ist kürzer als die untere, so dafs diese weit vorragt, und der Mund enthält zwölf Schneide-, vier Hunds- und sechszehn Backenzähne. Die Hinterbeine sind höher als die vordern und jeder Fufs hat fünf, mit langen, spitzigen Krallen bewaffnete Zehen, mit welchen sich das Thier leicht und schnell in den Erdboden eingraben kann. Beim Gehen trägt es den Kopf gesenkt und den buschigen Schwanz wie ein Eichhörnchen aufrecht über dem Rücken. Unter dem Schwanz und über dem After befindet sich eine kleine Blase, welche eine auffallend heftig stinkende ölichte Flüssigkeit enthält. Wird das Thier angegriffen, so erhebt es seinen Hintertheil und spritzt mit Macht auf seinen Feind diese pestilenzialische Flüssigkeit, deren ekelhafte Wirkungen von nichts in der Welt übertroffen werden können. Kleider, die nur im mindesten davon bespritzt wer-

den, sind ganz unbrauchbar, denn kein Waschen ist im Stande, den Gestank daraus zu vertreiben; das Nämliche ist der Fall, wenn etwas davon auf die Haut kommt; der Gestank vergeht nicht eher, als bis sich diese abgelöst hat *). Wenn ein

*) Auch verursacht diese Flüssigkeit, wenn sie auf die Haut kommt, ein heftiges Brennen. Der Jesuit Dobrizhoffer, welcher lange Zeit als Missionär in Paraguay lebte, hatte einst das Unglück, von einem Stinkthier (dem Yaguaré des Azara), das er nicht kannte und seines schönen Aussehens wegen haschen wollte, bespritzt zu werden. Die Wangen brannten ihm die ganze erste Nacht, wie Feuer, und der Gestank war so heftig und unerträglich und von so langer Dauer, dafs weder Waschen noch Reiben ihn wegbringen und dafs Dobrizhoffer lange Zeit das Zelt seiner Gefährten gar nicht betreten konnte. „Wenn Paracelsus und Theophrastus" — sagt er — „und alle übrige Chemiker auf der Welt sich vereinigten und alle ihre Laboratorien und Oefen zusammentrügen, so könnten sie dennoch nichts hervorbringen, was diesen schrecklichen Gestank überträfe. . . . Und wenn ich hundert Zungen hätte, so wäre ich doch nicht im Stande, ihn hinlänglich zu beschreiben." S. Historia de Abiponibus etc. etc. Authore Martino Dobrizhoffer. Tom. III. 8. Vienna, 1784, in Quarterly Review, Nr. LII. (1822), S. 281 u. f. Nach Azara leuchtet die Flüssigkeit des Stinkthieres, wenn sie im Finstern ausgespritzt wird. Kommt etwas davon in die Augen, so ist man in Gefahr, gänzlich zu erblinden, wenigstens kann man eine lange Zeit nichts sehen.

D. H.

Hund von diesem Thiere bespritzt worden ist: so läuft er sogleich ins nächste Wasser, wälzt sich im Schlamm, heult und beträgt sich wie toll; auch frifst er viele Tage nichts, so lange, bis der Gestank abzunehmen beginnt. Sich eines so kräftigen Vertheidigungsmittels bewusst, fürchtet auch der Aūas weder Menschen noch Hunde, sondern geht furchtlos bei diesen vorüber und Beide machen ihm gern so schnell als möglich Platz. Sein Fell hat schöne lange und weiche Haare und ist von allem üblen Geruche gänzlich frei. Er nährt sich von Geflügel und Eiern und ist um so beschwerlicher und schädlicher, da es Niemand ihn zu tödten wagt; höchstens geschieht diefs mittelst einer Falle; aber da er auch in diesem Augenblicke noch seinen Saft ausspritzt: so ist der Gestank für das Haus und die ganze Nachbarschaft viele Tage hindurch sehr lästig.

Die (indischen) Dörfer längs der Küste haben ein sehr nettes Ansehen; die Häuser sind nur einen Stock hoch, und haben an der Vorderseite einen sehr geräumigen Gang (Corridor), der entweder von Pfeilern aus an der Sonne getrockneten Backsteinen, oder von Rohrbündeln, welche durch Lehm mit einander verbunden sind, getragen wird. Die ganze Vorderseite ist weifs angestrichen, und die Säulengänge, mit einer Reihe von Bänken, welche sich oft zehn bis zwölf Häuser weit hinziehen, gewähren einen hübschen Spaziergang. Hier sitzen an kühlen Sommerabenden die Einwohner oder legen ihre Matten auf den Boden und schlafen. Die Bevölkerung dieser Dörfer besteht aus Creolen und Indiern, aber nur wenige der Letztern

bauen sich in dem geschäftigen Theile des Dorfes an; sondern sie wohnen lieber auf ihren kleinen Chacras oder Ländereien.

Ein niedriger Tisch, einige Töpfe und Pfannen zum Kochen, und einige Kürbifsflaschen als Trinkgeschirre, machen das ganze Hausgeräthe einer indischen Hütte aus. Matten aus Totora, einer Art Binsen, sind die Sitze. Aus diesen Binsen bauen die Indier auch zuweilen die Wände ihrer Hütten, indem sie kleine Bündel davon dicht neben einander stellen und sie durch Queerstäbe von Rohr zu beiden Seiten befestigen. Auch ihre Fischerkähne verfertigen sie aus solchen Binsen, indem sie daraus ein dickes Bund von drei Yards im Umfange machen, welches sich nach den Enden spitzig zukrümmt, so dafs es die Gestalt eines Halbmondes bekommt. Der Fischer setzt sich nun mit ausgespreizten Beinen oder in reitender Stellung in die Mitte dieses sonderbaren Bootes, das er sein Pferdchen (Potrillo) nennt, und wagt sich damit zwei bis drei Stunden weit ins Meer hinaus. Der Anblick einer ganzen solchen Fischerflotte auf der ruhigen Meeresfläche an einem stillen Abende gewährt ein sehr schönes Schauspiel. Trocken wiegt eine solche Balsa nur wenige Pfunde, so dafs der Fischer auf dem Maulthiere sein Boot, Netz und alle Bestandtheile zum Bau einer Hütte bei sich führen kann; auf diese Weise ziehen sie an der Küste auf und ab und bringen die gefangenen Fische, nachdem sie sie eingesalzen haben, nach Lima oder auf einen andern Markt.

Wenn ein Indier das Fest eines besondern Heiligen feiert:

so werden Gäste geladen und ein Mittagsmahl bereitet. Auf den Boden legt man Matten und mitten darauf das Tischtuch; grofse Kürbifsflaschen mit Chicha, die fünf bis sechs Gallonen halten, werden in die Mitte, und eine Anzahl kleinerer an den Seiten aufgestellt. Die Männer lassen sich nieder und die Weiber tragen grofse Schüsseln Rindfleisch auf, welches in kleine Stücke von etwa zwei Zoll ins Gevierte zerschnitten und mit Speck, spanischem Pfeffer und Saft von sauern Pomeranzen gewürzt ist. Löffel werden auf die Tafel gelegt, aber die Finger vertreten die Stelle der Gabeln, und Messer bedarf man nur selten; kleine Calebassen dienen als Teller. Wenn dieses Gericht verzehrt ist, so macht der Chicha-Krug lustig die Runde. Der zweite Gang besteht aus Geflügel mit verschiedenem Gemüse und mit Pfefferschoten gewürzt; hierauf folgt ein Pepian, bestehend aus Truthühnern mit Reismehl, Wasser, Zwiebeln, Knoblauch, spanischem Pfeffer und Speck; zuweilen werden auch Stinte, die blofs fünf oder sechs Stunden im Safte von sauern Pomeranzen gelegen haben, mit grünen Pfefferschoten aufgetragen. Den Beschlufs machen stark gepfefferte Cuyes oder Guinea-Ferkel, das indische Lieblingsgericht. Zwischen jedem Gericht geht die Chicha im Kreise herum und die Gesellschaft steht lustig vom Tische auf. Man steigt zu Pferde und fodert den Abschiedstrunk; die Frau vom Hause kommt dann mit einem grofsen Chichakruge und schenkt jedem Gaste davon ein; bei welcher Gelegenheit noch manches witzige und scherzhafte Wort über Liebesangelegenheiten u. dgl. gewechselt wird.

Nachdem die Männer fort sind, setzen sich auch, aber in einem andern Zimmer, oft in der Küche, die Weiber zu Tische und nehmen ihre Mahlzeit ein; doch trinken sie weder Chicha noch sonst ein berauschendes Getränk.

Beim Tode eines Indiers versammeln sich sogleich alle Verwandte in seinem Hause, stellen sich rund um den auf dem Boden liegenden Leichnam, und erheben einen Klaggesang. Sie trauern darüber, dafs er sie verlassen, fragen ihn, warum er diefs so bald gethan, u. dgl. Hinterläfst er eine Wittwe, so stimmt sie ebenfalls in diese Klaggesänge mit ein, wiederhölt die Geschichten, welche er ihr erzählte, als er sich um sie bewarb, sagt, wie sie einander zuerst kennen lernten u. s. w. Dieses Wehklagen dauert mit geringen Unterbrechungen bis zum Begräbnifs der Leiche.

Ungefähr eine teutsche Meile von Patavilca und hundert und zwanzig von Lima liegt ein Ort, Namens Paramonga oder die Festung. Man sieht hier die Trümmer eines befestigten Platzes von grofser Ausdehnung; die Wälle bestehen aus hartgestampftem (tempered) Lehm und sind etwa sechs Fufs dick. Das Hauptgebäude stand auf einer Anhöhe, aber die Wälle gingen bis an den Fufs derselben rings um sie herum. Der Weg hinauf wand sich um den Berg, gleich einem Labyrinth, und machte viele Winkel, welche wahrscheinlich eben so viele Werke zur Vertheidigung des Platzes waren. Paramonga soll im Alterthume dem Chimu, Könige von Mansichi, gehört haben und eine Gränzfestung zur Zeit der Yucas gewesen

seyn. Die mündliche Ueberlieferung sagt, dafs Chimu hier dem Pachacutec, dem zehnten Ynca, die Huldigung geleistet habe. Nicht weit von diesen Trümmern hangt ein hoher Felsen über die See, von welchem ehemals die Verbrecher hinabgestürzt wurden. Auch befinden sich noch die weit ausgebreiteten Ueberreste einer Stadt, so wie eine Salpeterhütte in der Nähe. Man hat in den alten Grabstätten beträchtliche Schätze, aus goldnem und silbernem Schmuck bestehend, so wie eine Menge irdener Geschirre, Merkwürdigkeiten aus Porphyr, Basalt etc., auch wollne und baumwollne Kleidungsstücke, gefunden. Der Werth der allein im Jahre 1813 hier ausgegrabenen Schätze betrug mehr als 20000 Piaster.

Im Jahr 1806 besuchte Stevenson*) Caxatambo (Cajatambo), die Hauptstadt des gleichnamigen Bezirkes (Partido). Der Weg ging auf Maulthieren durch die schon oben erwähnte Schlucht (Quebrada) von Barranca, und war ziemlich gefährlich. Der Corregidor von Caxatambo hatte ehemals das Vorrecht der sogenannten Repartimientos, oder der Austheilungen, eine der drückendsten Einrichtungen der alten Regierung. Dieser zufolge besafs der Corregidor den Alleinhandel mit Waaren für den ganzen Bezirk. Er vertheilte sie unter die Einwohner, besonders die Indier, bestimmte den Preis und die Zeit der Bezahlung, und trieb diese mit der gröfsten Strenge ein. Niemand durfte sich weigern, die auf ihn fallenden Waa-

*) II. Theil, S. 24 u. ff.

ren anzunehmen, oder die dafür festgesetzte Summe zu bezahlen. Die Repartimientos von Caxatambo betrugen jährlich an 130000 Piaster. Diese Einrichtung hatte ursprünglich einen sehr guten Zweck. Die Faulheit der Indier, in den ersten Zeiten nach der Eroberung, war so grofs und ihr äufserer Zustand so elend, dafs die spanische Regierung durch ein Gesetz den Corregidoren erlaubte, solche Dinge unter die Indier auszutheilen, als sie zur Verbesserung ihrer Lage für nöthig halten dürften, und sich dafür binnen einer gewissen Zeit einen billigen Preis bezahlen zu lassen; zugleich wurde den Corregidoren ein nothwendiger Gewinn dabei zugestanden. Aber diese Einrichtung artete bald in die schändlichsten Mifsbräuche aus. Viele Corregidoren, welche nicht genug Vermögen hatten, um einen Waarenvorrath ankaufen zu können, nahmen ihren Bedarf von den Kaufleuten auf Borg und suchten sich für das, was sie diesen nun mehr bezahlen mufsten, durch übertriebene Preise, die sie wieder den Indiern machten, zu entschädigen. Dünne Seidenflore, beschmutzte Sammte und Musline, aus der Mode gekommene Calicoes, und was sonst noch von Ladenhütern bei den Kaufleuten zu finden war, wurde den armen Indiern, die zum Theil ein kaltes Gebirgsklima bewohnten, aufgezwungen. Auf die nämliche Art vertheilte man geistige Getränke unter sie, und manche Familie, die blofs einige Maulthiere, Pferde etc. besafs, erhielt einen Krug, der 40 Piaster kostete, welche zu bezahlen sie oft jene Thiere verkaufen mufste. Man erzählte Stevenson, dafs der Corregidor von

Huamalies einst eine Menge Brillen erhielt, welche er den Leuten durch einen Befehl aufzwang, dem zufolge Niemand vor Gericht erscheinen durfte, ohne eine Brille auf der Nase zu haben.

Lima bezieht aus dem Bezirk von Caxatambo eine grofse Menge Wolle, welche zu Matrazzen verarbeitet wird; sie ist zwar kurz, aber sehr fein. Auch gehen von hier aus grofse Schafheerden und einige Ochsen auf den Markt von Lima. An mehren Orten werden Vitriol und Gyps gefunden. Der Letztere wird nach den Küstengegenden verführt, wo man ihn zum Häuseranstreichen gebraucht.

Ueber ein hohes Gebirge, auf dessen Gipfel aller Pflanzenwuchs fast aufhörte, ging die Reise aus diesem Bezirke in die Landschaft Huailas. „Die Wolken über uns" — erzählt Stevenson weiter — „drohten mit Regen und wir beschlossen die Nacht in einer Meierei zuzubringen, die nur eine Stunde von der Gränze entfernt war. Bald fiel der Regen in Strömen herab und obschon unsere Maulthiere auf dem schlüpfrigen Boden schnell hinabtrabten: so wurden wir doch durch und durch nafs. Bei unserer Ankunft in der Meierei um vier Uhr Nachmittags, empfing uns der Eigenthümer an der Thür und bat uns einzutreten und abzusteigen; zwei Jünglinge, seine Söhne, waren uns dabei behilflich und seine drei jungen Töchter nahmen uns die Ponchos*) und Hüte ab und hingen sie

*) Der Poncho (Pontscho) ein im spanischen Süd-Amerika sehr

zum Trocknen auf. Wir traten ins Haus und liefsen uns im Estrado nieder, dessen Boden mit recht hübschen, zu Hause selbst verfertigten Fufsteppichen bedeckt war; an der Wand stand eine Reihe Stühle; eine der Töchter stellte sogleich ein Wärmbecken" (Brasero, wie es in Spanien gebräuchlich ist) „mit heifser Holzasche vor uns hin, welches ihr an der Thür von einer indischen Magd überreicht wurde. Auch halfen uns die Mädchen Stiefeln und Strümpfe ausziehen und boten uns ihre eignen Schuhe unterdessen als Pantoffeln an. Matté *) wurde gemacht, und ich trank fünf oder sechs Schalen, mit nicht geringem Vergnügen, zumahl da meine schöne Wirthinn zuerst ein wenig saugte, bevor sie mir die Schale reichte."

„Unser Wirth kam jetzt herein und berichtete uns, dafs er nach einem halben Dutzend junger Bursche und Mädchen

häufiges Kleidungsstück, ist ein grofses Tuch von Wollen- oder Baumwollenzeug, mit einer Oeffnung in der Mitte, durch welche der Kopf gesteckt wird, so dafs es dann über den Körper herabhangt. D. H.

*) Matté oder Yerba (Kraut) ist der Name des sogenannten Paraguay-Thees, eines jetzt in ganz Süd-Amerika eben so wie in Europa der chinesische Thee, gebräuchlichen und aus Blättern des Ilex cassine bereiteten, Getränkes; es wird nicht sowohl getrunken, als vielmehr mittelst eines (bei den Vornehmern silbernen) Röhrchens (Pompilla), das unten eine hohle durchlöcherte zwiebelähnliche Kugel hat, eingesaugt. D. H.

geschickt habe, welche uns etwas vortanzen sollten. Aber, sagte ich, es regnet ja; werden sie kommen? „O ganz gewifs," war die Antwort, „und wenn sie zehn Stunden von hier wohnten; sie haben aber nur zwei." — Aber der Weg ist doch wohl nicht so schlecht, wie der unsrige heute war? — „Was thuts? Bei solchem Wetter sind alle Strafsen in dieser Gegend schlecht; aber die Töne der Guitarre und das Vergnügen, ein Mal mit Fremden zu tanzen, werden ihnen schon flinke Beine machen."

„Alles war nun mit Zubereitungen für das abendliche Fest beschäftigt; ein Lamm und verschiedenes Geflügel wurden geschlachtet und eine grofse sieben oder acht Gallonen haltende Kürbisflasche Punsch gemacht. Da ich vom Reiten sehr müde war, so legte ich mich auf den Fufsteppich schlafen; Panchita, das hübsche Mädchen, welches mir den Matté gemacht hatte, legte mir ein Kissen unter den Kopf, bedeckte mich mit einer weifsen wollenen Decke, und schob das Wärmbecken dicht an mein Lager. Mein Reisegefährte, ein Geistlicher, las unterdessen sein Brevier."

„Nachdem ich etwa ein Stündchen geschlummert hatte, stand ich auf und setzte mich an den Tisch, um das unterdessen fertig gewordene Abendessen einzunehmen. Eine Salona, schwach gesalznes und geräuchertes, gebratenes Schöpsenfleisch, an Geschmack dem Wildpret ähnlich, mit einer köstlichen Tunke von grünen Pfefferschoten in Weinessig, nebst einigen gerösteten Kartoffeln wurden aufgetragen. Zum Nach-

tisch kamen eingemachte Aprikosen und eine Quitten-Marmelade, Leckereien, wegen deren die Provinz Huailas besonders berühmt ist. Während wir afsen und tranken, gab uns der Wirth seine Lebensgeschichte zum Besten. Er war aus Cadiz gebürtig, und vor etwa 20 Jahren als Matrose auf einem spanischen Schiffe nach Callao gekommen. Von hier begab er sich ins Innere des Landes, um sich ein Weib zu suchen, das einiges Vermögen habe. Auf seinem Wege nach Huaras kam er zufällig in diese Meierei und bat den Besitzer um ein Nachtlager. Dieser hatte eine einzige Tochter. Der fremde Gast fand bald, dafs seine Koffer nicht leer wären, verliebte sich in das Mädchen und erhielt sie zur Frau. Jetzt war er schon seit zwölf Jahren Wittwer."

„Nach der Mahlzeit erschien die eingeladene lustige Tanzgesellschaft, ein stattlicher Jüngling und drei gesunde rosenwangige Mädchen, seine Schwestern, alle auf Maulthieren und tüchtig durchnäfst. Nachdem sie ihren Putz in Ordnung gebracht, fing sogleich der Ball an. Unser Wirth, Garcia, stimmte die Guitarre und machte den Spielmann. Ich wählte mir seine Tochter Panchita zur Tänzerinn, was viel Spafs gab, da der fremde junge Mann, Eugenio, ihr leidenschaftlicher Anbeter war und sie unablässig mit ängstlichen Blicken verfolgte, worüber er von den andern Tänzern von Zeit zu Zeit auf echt Andalusisch gefoppt wurde. Er machte indefs ziemlich gute Miene zum bösen Spiel, und als ich ihm später die Tänzerinn zurückgab und sie ihm ein Glas Punsch

kredenzte, das sie zusammen austranken, war Alles wieder gut.“

„Nach dem Tanze wurde wieder gebratenes und gedämpftes Lammfleisch und Geflügel, Backwerk und Punsch aufgetragen, und der Wirth sowohl als die Fremden stimmten allerlei lustige Lieder an, so dafs unter Scherzen und Lachen der Morgen anbrach. Da das Wetter sehr schön geworden, so wünschten wir, mein Gefährte und ich, unsere Reise nach Huaras fortsetzen zu können; aber leider! hatten sich in der Nacht unsere Maulthiere verlaufen. Der Wirth that zwar sehr geschäftig, sie suchen zu lassen und die jungen Bursche gingen auch darnach aus, kamen aber bald wieder, ohne die Maulthiere gefunden zu haben, aus dem sehr einfachen Grunde, weil sie sie gar nicht gesucht hatten. Die Mädchen trösteten uns nun mit allerlei Hoffnungen, dafs sie sich gewifs bald finden würden und gaben uns den Rath, ein gutes Frühstück einzunehmen und dann ein paar Stündchen zu schlafen. Wir willigten ohne Widerstand ein. Der Tag und die folgende Nacht wurden wieder mit Gesang und Tanz hingebracht.“

„Ich erfuhr von unserm Wirthe Garcia, dafs er auf diesem Hofe an 80 Stück Hornvieh und 1200 Schafe halte; auf 60 Acker Feld baute er Waizen, Mais, Gerste und Kartoffeln, welche sämmtlich gute Aerndten gaben. Käufer für das Vieh kamen jährlich von der Küste. Der Ueberschufs an Wolle, der nicht in der Haushaltung selbst verarbeitet wurde, kam in die Hände der Fabriken-Besitzer (Obrages), in der Provinz, und

wurde die Arroba, oder 25 Pfund, zu einem Piaster verkauft. Getraide und Kartoffeln wurden nach Huaras zu Markte geführt.“

Huaras, die Hauptstadt dieses Bezirkes, hat eine angenehme, obwohl ziemlich kalte Lage; die Häuser haben ein nettes und bequemes Ansehen und einige Handlungsgewölbe sind hinlänglich mit europäischen Wollen-, Baumwollen- und Linnen-Waaren versehen; obwohl dergleichen auch im Lande selbst erzeugt werden. Auf dem kleinen Marktplatze wird alle Morgen Markt von Verkäufern aus der Nachbarschaft gehalten. Die Stadt hat eine hübsche Pfarrkirche, ein Franziskaner-Kloster und ein Hospital unter der Aufsicht der Bethlehemiten. Die Bevölkerung besteht aus etwa 7000 Seelen, meist Mestizen. Es giebt keinen Gasthof im Orte, aber der Fremde wird in jedem Hause gern aufgenommen.

Der Bezirk enthält aufserdem noch viele Flecken und Dörfer; die vornehmsten Orte sind Requay, Carhuas, Yungay, Caras und Cotoparà. Die Temperatur des mittlern und tiefer liegenden Landes ist warm und äufserst angenehm. Hier wird viel und vortrefflicher Zucker gemacht; auch gedeiht alles Obst der gemäfsigten Himmelsstriche sehr gut; nur die eigentlichen tropischen Gewächse kommen, der kalten Nachtwinde wegen, die zu gewissen Zeiten wehen, nicht fort. In den höhern und kältern Gegenden wachsen Gerste, Mais, Waizen, Linsen und andere Feldfrüchte. Auch die Viehzucht ist überall sehr bedeutend; besonders werden viel Ziegen ge-

halten, aus deren Häuten man Corduan bereitet. Im Ganzen ist die Provinz Huailas von der Natur aufs freigebigste mit allen Lebensbedürfnissen, ja selbst mit manchem Ueberfluſs beschenkt worden. Wenn einst der Hafen von Santa geöffnet wird: so kann Huaras eine groſse Handelsstadt und der Hauptmarkt für die Provinzen Huailas, Ober- und Nieder-Huamalies und Conchucos werden.

Die letztgenannte Provinz liegt nördlich von Huailas und ihre Oberfläche ist sehr verschieden; einige Thäler liegen so niedrig und sind so heifs, dafs Tropengewächse hier vortrefflich gedeihen. Manche Dörfer dagegen liegen 3 bis 8000 Fufs über dem Meere und folglich sehr kalt. Sie werden meist von armen Indiern bewohnt, welche kleine Stücke Land am Abhange der Felsen mit Gerste und Mais bebauen. Einige kleine Schafe und Ziegen machen den ganzen Viehstand eines solchen Bergbewohners aus.

Unter den nützlichen Gewächsen der Provinz Conchucos (Contschucos) rühmt Stevenson vorzüglich die Oca, eine Pflanze von mäfsiger Gröfse, dem Aeufsern nach fast dem Sauerklee (acetous trefoil) ähnlich; die Wurzel ist gelb, fünf bis sechs Zoll lang und $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Zoll dick, nicht gerade, wie die gelben Rüben (Möhren), sondern nach verschiedenen Richtungen gekrümmt. Eine Pflanze hat mehre solcher Wurzeln und sie werden eben so angepflanzt wie die Kartoffeln; auch haben sie solche Augen. Gekocht ist die Oka noch süfser als die Batate von Malaga; roh gleicht sie an Geschmack

der Wallnufs, und sie hält sich, im Trocknen aufbewahrt, viele Monate. Stevenson ist überzeugt, dafs diese Pflanze sich in England würde einheimisch machen lassen *).

Die Einwohner von Conchucos stehen an Bildung gegen die der benachbarten Provinzen sehr zurück; es werden hier mehr Todtschläge und Räubereien begangen, als irgendwo in Süd-Amerika; indessen benimmt man sich gegen den Fremden überall sehr gastfrei. Viele junge Männer aus Conchuco gingen sonst nach Lima und liefsen sich freiwillig zu Soldaten anwerben, blofs um eine Flinte zu erhalten, mit welcher sie dann bei der ersten Gelegenheit beerflüchtig wurden.

Oestlich von Conchucos liegt der Bezirk von Huamalies; ein langes, in der Tiefe ziemlich schmales Thal, mit dem hier kleinen Flusse Marannon, der in dem Lauricocha-See, in der Provinz Tarma, entspringt und weiterhin zu dem ungeheuern Strome anwächst, den man gewöhnlich Amazonen-Strom nennt. Huamalies hat ein sehr ungleiches Klima; der südliche Theil ist, so wie die beiden Seiten, wegen der hohen Lage, kalt, der nördliche dagegen das ganze Jahr hindurch sehr heifs, besonders in dem Kirchspiel Huacaibamba, wo auch die Einwohner eine viel dunklere Farbe haben. Die Provinz bringt Waizen, Gerste, Mais und alle übrige Feld- und Gartenfrüchte der benachbarten Landschaften hervor. In der Nähe von Huacaibamba giebt es viele Coca-

*) A. a. O. S. 56.

Bäume. Die blafsgrünen, glänzenden Blätter dieser kleinen Bäume sehen fast wie Pomeranzenblätter aus, werden drei bis vier Mal jährlich abgepflückt, im Schatten getrocknet und dann in kleine Körbe gepackt. Die Eingebornen von Peru, besonders in den Gegenden, wo Bergbau getrieben wird, kauen diese Blätter während der Arbeit und werden davon so erfrischt, dafs sie es vier bis fünf Tage ohne Nahrung, und acht bis zehn Tage ohne Schlaf aushalten können. Die Blätter an sich sind unschmackhaft; wird aber ein wenig Kalk und Molle-Asche darein gewickelt, so bekommen sie dadurch einen recht lieblichen, süfsen Geschmack. Diese Zuthat wird erneuert, so oft sie ausgesogen ist, und endlich ein frisches Blatt genommen. Die Indier tragen gewöhnlich einen ledernen Beutel mit solchen Coca-Blättern und eine kleine Kürbifsflasche mit Kalk und Asche bei sich, und mancher Bote macht von hier den Weg nach Lima, an hundert Stunden weit, ohne einen andern Mundvorrath mit sich zu nehmen. Es ist überraschend, einen Gebrauch asiatischer Völker, nur unter veränderter Gestalt, wie es die Landesbeschaffenheit mit sich bringt, hier unter den Ureinwohnern von Peru wieder zu finden.

In Hinsicht auf Charakter und Sitten herrscht unter den Einwohnern von Huamalies eine grofse Verschiedenheit; die an Conchucos gränzen, sind eben so roh wie die Bewohner dieser Landschaft; je weiter man aber nach Norden kommt, desto milder und freundlicher wird die Gemüthsart der Einwohner. Ein grofses Uebel in der ganzen Provinz ist der Coto oder

Kropf, der besonders das weibliche Geschlecht entstellt und gegen den es kein Mittel giebt. Der Subdelegado erzählte unserm Reisenden folgendes Geschichtchen. Als einst eine Abtheilung von Truppen, die nach Maynas bestimmt waren, sich hier aufhielt, bekam einer der Eingebornen, der einen sehr grofsen Kropf hatte, Händel mit einem Trommelschläger, der vom Leder zog, und dem Mann tüchtig in den Nacken hieb. Die Wunde wurde geheilt, aber der Mann hatte unterdessen seinen Kropf verloren. Er wandte sich an den Befehlshaber und drang auf Schadenersatz, indem er während dieser Zeit nichts habe verdienen können. Der Trommelschläger fand sich dazu bereit, verlangte aber auch seinerseits eine Bezahlung für die wundärztlichen Dienste, welche er ihm durch Heilung des Kropfes erwiesen habe.

Unter den einheimischen Säugthieren, von welchen Stevenson kurze Nachrichten mittheilt, verdienen das Llama (Ljama) und die mit ihm verwandten Gattungen besondere Aufmerksamkeit. Diese Thiere gleichen bekanntlich in vieler Hinsicht sehr dem Kameele der Alten Welt, weichen aber auch in verschiedenen Punkten sehr von ihm ab. Sie sind kleiner als das Kameel, aber zierlicher gebaut, haben einen kleinen Kopf ohne Hörner, aber einen starken Haarbusch an der Stirn, einen langen schlanken Hals, wohlgebildete Ohren, grofse, runde, schwarze Augen, eine kurze Schnauze mit mehr oder

weniger gespaltener Oberlippe; der mit Haaren und Wolle bedeckte Leib ist hübsch gebaut, die Füfse sind hoch und ziemlich schlank, der Huf gespalten. Der Unterkiefer hat 6 Schneide-, zwei Hunds- und 5 Backenzähne; im Oberkiefer stehen nur die Letztern. Unter der Haut findet sich, wie beim Schwein und den Polarthieren, eine Lage Fett, welches diesen Thieren, die die kalten Höhen der Cordilleren bewohnen, mit zur Erwärmung dient. Alle sind wiederkäuend und der zweite Magen enthält, wie beim Kameel, eine Menge Höhlungen zur Aufbewahrung des Wassers; das Weibchen hat zwei Zitzen, geht 22 Wochen trächtig und bringt selten mehr als Ein Junges zur Welt. Die Brust ist mit einer dicken schwieligen Haut bedeckt, auf welche sich das Thier, beim Schlafen oder wenn es beladen wird, niederlegt. Im Schlafe faltet es die Füfse unter dem Bauche zusammen. Das einzige Vertheidigungsmittel dieses Thieres scheint eine zähe, leimige Flüssigkeit zu seyn, welche es ausspeit, und von der Manche behaupten, dafs sie auf der Haut ein heftiges Brennen und kleine Blasen hervorbringe, was jedoch Stevenson für falsch erklärt *).

Es giebt hier verschiedene Gattungen dieser Thiere: das Llama, das Paco oder Alpaca, das Guanaco, und das Vicunna (Vicunja). Folgendes sind die Mafse eines ausgewachsenen Llamas.

---

*) A. a. O. S. 86.

Höhe von der Fufssohle bis zum obern Ende der Schulter	5	Fufs	5	Zoll*)
Vom ersten Halswirbel bis zur Spitze des Kreuzbeines	6	-	5	-
Vom Ende der Oberlippe bis zu dem des Schädels	1	-	1	-
Vom ersten Halswirbel bis zum letzten .	2	-	5	-
Höhe von der Fufssohle bis zum Rückgrate am Kreuzbeine	3	-	6	-

Das Llama ist bei weitem das schönste und ansehnlichste unter allen Pelzthieren; in seiner stattlichen Haltung gleicht es ziemlich dem Hirsch, aber die Zierlichkeit seines schwanähnlichen Halses, sein kleiner Kopf und sein sanftes Wesen setzen es weit über diesen. Die Farbe des Llama ist gewöhnlich ein glänzendes Hellbraun; doch findet man auch fast ganz weifse, schwarze und gefleckte. Der Leib ist mit grober Wolle und zwar so dicht bedeckt, dafs man keiner Packsättel bedarf. Nichts geht über den schönen Anblick einer Heerde solcher Llamas, wenn sie eines hinter dem andern, mit ihrer Last, etwa 100 Pfund, auf dem Rücken, über die schneebedeckten Gipfel der Cordilleren oder längs der Abhänge der Gebirge in der schönsten Ordnung, wie Soldaten, dahin ziehen. Das

*) Englisches Mafs; der Fufs hat 135 alte Pariser Linien oder 11¼ solche Zolle.

D. H.

sanfte und ruhige Thier bedarf weder Peitsche noch Sporn, sondern setzt seinen Weg gleichförmig bis an den Ort seiner Bestimmung fort. Wird es zu hart behandelt, so speit es, wie schon oben gesagt, seinem Treiber ins Gesicht; hat man ihm zu viel aufgeladen, so weigert es sich aufzustehen, bis man ihm einen Theil der Last wieder abgenommen hat.

Das Paco oder Alpaca weicht sehr vom Llama ab; der Kopf ist runder, die Füfse sind kürzer und dicker, und der ganze Leib plumper; die Haut ist dunklerfarbig und die Wolle länger und sanfter. Wie das Llama wird es als Lastthier gebraucht, kniet beim Aufladen nieder und bleibt liegen, wenn man es zu stark belastet hat. Es gleicht mehr dem Schafe als dem Hirsche, und würde seiner gröfsern Stärke wegen ein weit besseres Lastthier seyn als das Llama, wenn es nicht weniger zahm und schwerer zu behandeln wäre; es mufs gewöhnlich an einem Riemen geführt werden, der ihm durch die Ohren gezogen wird; auch geht es auf steilen Gebirgspfaden nicht eben sicherer. Die Pacos sind an Farbe weit verschiedener als die Llamas.

Obgleich sowohl das Llama als das Paco schon vor der Ankunft der Spanier als Hausthiere bei den alten Peruanern bekannt waren: so haben sich beide Gattungen doch nie mit einander vermischt, und es ist sogar eine unverkennbare Abneigung zwischen ihnen vorhanden, so dafs sie wirklich als zwei besondere Gattungen (Species) und nicht, wie Linné

und Buffon gewollt, als blofse Abarten (Varietäten) zu betrachten sind.

Noch mehr weicht das Huanaco ab, indem es, gleich dem Kameel, auf dem Rücken einen Höcker hat, dagegen der Rücken der beiden Vorigen geradeaus geht. Es ist daher auch nicht zum Lasttragen geeignet. Die Höhe des Huanaco von den Sohlen der Vorderfüfse bis zur Schulterspitze, ist um sieben Zoll kleiner als die von den Sohlen der Hinterfüfse bis zum Kreuzbein, es läuft daher viel leichter bergab als bergauf, besonders wenn es verfolgt wird. Die Farbe ist dunkelbraun und geht am Bauche, wo das Haar grob und zottig wird, ins Weifse über. Die Stirn ist runder als beim Paco, die Nase spitziger und schwarz, die Ohren aufrecht stehend, wie beim Pferd, der Schwanz kurz und rückwärts gebogen, wie beim Hirsch. Diese Gattung scheint mehr, als die drei übrigen, für wärmere Gegenden eingenommen zu seyn, und steigt im Winter gern von den Hochgebirgen in die Thäler herab. Uebrigens ist das Huanaco ein sanftes Thier und läfst sich leicht zähmen, was jedoch selten versucht wird, da es, wie gesagt, zum Lasttragen nicht gebraucht werden kann.

Das Vicunna (Vicunja) ist die kleinste Gattung, etwa so grofs wie eine Ziege, der Rücken weniger höckerig als beim Huanaco, der Hals schlanker und etwa 20 Zoll lang. Der Leib ist mit einer bewunderungswürdig feinen Wolle von lichtbrauner Farbe bedeckt, welche zu einem äufserst feinen Gewebe verarbeitet wird; auch macht man in Lima und anderwärts

sehr feine Hüte aus Vicunna-Wolle. Dieses Thier scheint auf den Cordilleren ungefähr um den achtzehnten Grad der südlichen Breite am häufigsten vorzukommen.

Das Llama wird jetzt nirgends mehr und das Paco nur noch hier und da wild gefunden; das Huanaco kommt nur selten und das Vicunna kaum irgendwo als Hausthier vor. Das Letztere ist dazu viel zu furchtsam und auch sehr häufig einer Art Raude unterworfen, an der es bald stirbt. Es erträgt überhaupt die mildere Temperatur der niedern bewohnten Gegenden nicht, und lebt beständig, auch im Winter, unter Schnee und Eis. Das Huanaco wird, hauptsächlich um des Fleisches willen, mit Hunden gejagt oder mit dem Laso *) gefangen. Zur Jagd des furchtsamen Vicunna, das sich in die höchsten und unzugänglichsten Gebirge flüchtet, vereinigen sich mehre Personen gemeinschaftlich. Sie schleichen sich, wenn sie eine Heerde solcher Thiere am Abhange eines Berges weiden sehen, über dieselben hinauf, dringen dann plötzlich herab und treiben sie in eine Schlucht, wo schon vorher eine Leine mit daran gebundenen Lappen ausgespannt ist. Die darüber erschrockenen

*) Eine Art von Schlingen oder langen Lederriemen, dergleichen man sich auch in andern Theilen von Süd-Amerika zum Thierfangen bedient. Man sehe im 3. Jahrgange dieses Taschenbuches (1825) den Auszug aus Arago's Spazierfahrt um die Welt, S. 132 u. ff. und das dazu gehörige Titelkupfer.

D. H.

Thiere laufen auf einen Haufen zusammen und werden hier ohne Mühe gefangen und dann der Wolle wegen getödtet. Diese wird aber nicht geschoren, sondern man zieht die Haut ab und schickt sie auf den Markt.

Das Fleisch des Llama und des Paco wird oft zu Markte gebracht; es ist aber grob und hart; sehr wohlschmeckend ist das vom jungen Huanaco; das Vicunna-Fleisch kommt dem herrlichsten Wildpret gleich.

Während sich Stevenson in Huamalies aufhielt, erfuhr er den damaligen feindlichen Einfall der Engländer in Rio La Plata; er hielt es, um in der Provinz nicht Unannehmlichkeiten von Seiten der kleinen Behörden ausgesetzt zu seyn, für rathsam, einstweilen nach Lima zurückzukehren. Sobald es die politischen Verhältnisse erlaubten, setzte er von hier aus seine Reise nach den nördlichen Provinzen und nach (dem damaligen) Neu-Granada weiter fort. Wir können aus der Beschreibung dieser Reise nur noch einige Nachrichten über Truxillo (Trujiljo) ausheben.

Diese Stadt liegt auf einer sandigen Ebene, an der Küste, unter 8° 6′ 3″ südlicher Breite; sie wurde durch Pizarro, den Eroberer von Peru, gegründet, der ihr den Namen seines Geburtsortes in Estremadura gab. Ihre Gestalt ist fast eirund. Die Festungswerke wurden auf Befehl des Vicekönigs, Herzogs de la Palata, errichtet; sie bestehen aus einem zehn Fuß

hohen Wall von sonnengetrockneten Ziegeln, mit fünfzehn Bollwerken. Die Strafsen durchschneiden einander in rechten Winkeln von Nordost nach Südwest, und sind meist vierzig Fufs breit. Die Häuser sind wie in Lima gebaut und gewöhnlich nur ein Stockwerk hoch; die Vorderseite ist zuweilen weifs angestrichen, auch hier und da abenteuerlich bemalt. In den Wohnungen der Vornehmern findet man kostbares Hausgeräthe, aber noch nicht im englischen Geschmack; die langen Sofas, die hohen Tische und die wenigen Stühle haben ein ziemlich plumpes Ansehen. Die Wände, Sofas und Tische sind mit rothem Damast bedeckt und die Vorhänge, so wie das Bettzeug bestehen ebenfalls daraus. An den Wänden hangen zuweilen grofse Heiligenbilder mit kostbaren silbernen Rahmen, so wie man überhaupt bei den Reichen sehr viel Silberzeug antrifft. Einige Gewölbe in der Handelsstrafse (Calle del Comercio) sind wohl mit europäischen Manufacturen versehen; aber wegen Mangel an Fenstern nach der Strafse heraus können sie eben so wenig als in Lima, zur Anlockung der Käufer, gehörig ausgelegt werden. Die übrigens gut angelegten, breiten und der netten Häuser wegen hübsch aussehenden Strafsen sind nicht gepflastert und daher sehr schmutzig.

Der Hauptplatz (Plaça mayor) ist sehr grofs und mit einem steinernen Röhrbrunnen in der Mitte geziert. Auf der Ostseite steht die Domkirche, ein hübsches Gebäude mit einem Glockenthurme. Das Innere ist reich verziert, und an grofsen Feiertagen sieht man hier einen Ueberflufs an Silberzeug und

andern kostbaren Gegenständen; aber die Chorseite zerstört, wie in allen übrigen Kirchen des spanischen Süd-Amerikas, den Eindruck, welchen aufserdem der schöne Hochaltar mitten im Schiff hervorbringen würde. Dicht an der Domkirche, nördlich, steht das Sagrario, oder die vornehmste Pfarrkirche. Gegenüber von der Domkirche erblickt man den bischöflichen Palast, ein altes, baufälliges Gebäude. An der Nordseite des Platzes stehen Regierungsgebäude von nicht besonderm Ansehen. Unter den Privatgebäuden ist das des Marquis von Bellavista das bemerkenswertheste.

Aufser den genannten Kirchen sind noch drei Pfarrkirchen, St. Anna, St. Sebastian und St. Stephan, fünf Klosterkirchen, St. Franciscus, St. Dominicus, St. Augustin, La Merced und die der vormaligen Jesuiten, und zwei Kirchen von Frauenklöstern, unbeschuhte Carmeliterinnen und St. Clara, in Truxillo. Im ehemaligen Jesuiten-Collegium besteht jetzt ein theologisches Seminarium; aufserdem giebt es noch eine Schule zu St. Carlos. Die Bethlehemiter besorgen das Hospital.

Die Einwohner von Truxillo bestehen aus einigen Spaniern, weifsen Creolen, Indiern, Negern und gemischten Rassen, zusammen etwa 8000 Seelen. Es giebt unter beiden Geschlechtern aller Klassen viel schöne Leute, besonders unter den Farbigen. Truxillo ist auch sonst noch wegen seines Quixotischen Adels bekannt; man pflegt scherzhafterweise zu sagen, dafs der Leichnam des berühmten irrenden Ritters hier begraben liege. Viele Mulatten bewahren in ihren Häusern das

lebensgroſse Bildniſs, ihres weiſsen Ahnherrn, dessen Blut durch irgend ein Versehen in die schwarze Rasse gerathen ist, und sprechen von ihm mit eben so viel Stolz, als ein englischer Edelmann haben würde, der seinen Stammbaum bis zu Ptolemäus oder Alexander hinaufführen könnte.

Die Tracht der Einwohner von Truxillo hat nichts Besonderes; die Männer tragen sich meist europäisch, mit Hinzufügung eines Mantels oder Poncho; die Frauen sieht man häufig in ihrer Hauskleidung ausgehen; sie tragen selten einen Hut oder eine Haube; der Kopf ist gewöhnlich mit einem Umhängtuch bedeckt. Die höhern Klassen und die Wohlhabendern haben kleine zweirädrige Caleschen (Calesas), die von einem Maulthiere gezogen werden, auf dem der Kutscher reitet. Der allgemeine Spazierplatz (Paseo) für die Damen ist Mansiche, ein kleines indisches Dorf, etwa eine halbe Stunde nördlich von der Stadt, wohin sie an kühlen Abenden auf Eseln reiten. Sie sitzen seitwärts auf einer Art Packsattel, der mit reichgesticktem Damast oder Sammet bedeckt ist. Nicht selten reiten zwei auf einem Thiere, die Eine mit den Füſsen rechts, die Andere links. In Mansiche selbst bewirthen sie sich gegenseitig mit Näschereien (Picantes) und Chicha, und kehren nach Sonnen-Untergang wieder nach der Stadt zurück.

Das Klima von Truxillo ist im Winter oder während der nassen Jahreszeit kälter und im Sommer heiſser, als das von Lima. Der Markt wird reichlich mit Fischen, frisch geschlachtetem Fleisch, Geflügel, Brod, Gemüse und Obst versorgt.

Auch ist Truxillo wegen seines Zucker- und Backwerks berühmt; die eingemachten Muskateller-Trauben gehören unter die gröfsten Leckereien.

Der Handel ist unbedeutend, und die Stadt verdankt ihre Wohlhabenheit gröfstentheils dem Umstande, dafs sie der Sitz eines Statthalters (Governors) und eines Bischofs ist.

Truxillo ist ebenfalls den Erdbeben sehr unterworfen; die stärksten sind die vom 14. Febr. 1619, 6. Jan. 1625 und 20. Oktober 1759 gewesen.

In der Nachbarschaft von Truxillo sieht man noch die Ueberreste der alten Residenz des Chimu (Tschimu), welcher vor der Eroberung diese Gegend beherrschte. In den alten Gräbern (Huacas) sind oft grofse Schätze gefunden worden. Ein Spanier fand im Jahr 1576 in einem derselben so viel Gold, dafs das vorschriftmäfsige Fünftel, welches an den königlichen Schatz in Truxillo abgegeben werden mufste, allein 9362 Unzen betrug.

Der Hafen von Truxillo, Huanchaco (Huantschaco), ist schlecht und wird daher wenig besucht.

Die Bergwerke von Peru, einst so ergiebig an mineralischen Schätzen, sind, wie im übrigen spanischen Süd-Amerika, in den letzten Zeiten sehr in Verfall gerathen und erst neuerlich haben englische Actien-Gesellschaften es unternommen, den aufgelassenen Bau der ältern Gruben fortzusetzen und neue aufzusuchen.

Stevenson hatte auf seiner Reise durch Peru Gelegenheit, mehre Bergwerke zu besuchen. Eine Silbergrube bei Chiquian (Tschikian), in der Provinz Caxatambo, war sonst mit ziemlichem Vortheil bearbeitet worden, jetzt aber verlassen. Das Erz enthielt aufserdem noch Eisen, Arsenik und Schwefel; man rechnete, dafs wenn der Caxon (Kajon), oder 50 Centner, acht Mark Silber gebe, der Eigenthümer nichts dabei verliere, welchem jedoch unser Reisender widerspricht. Nur einige wenige Adern hatten 40 Mark auf den Caxon gegeben. Die Werke werden von Indiern und Mestizen bearbeitet und von den Eigenthümern entweder nach dem Tage bezahlt, oder dieser giebt ihnen an Zahlungsstatt 24 Stunden (von Freitag Abends bis Sonnabend) von jeder Woche, während welcher Zeit ihnen alles Erz gehört, was sie zu Tage fördern. Diefs veranlafst jedoch viele Betrügereien; denn wenn die Bergleute auf eine reiche Ader stofsen, so suchen sie solche bis zum Freitage zu verheimlichen und beuten sie dann für sich selbst aus; es findet sich wirklich sehr häufig, dafs das Erz, was sie für sich graben, 20 bis 30 Mark der Caxon giebt, während das der übrigen Woche nicht über 8 bis 10 Mark hält. Das Erz wird in ledernen Säcken (Capachos) an die Oeffnungen der Gruben gebracht, hier von dem Mayor domo in Empfang genommen, auf Maulthiere oder Llamas geladen, und zur weitern Verarbeitung auf die Stampfmühle (Taona) und das Amalgamir-Werk geschickt *).

*) Das Amalgamiren ist diejenige bergmännische Arbeit, wo das

Auch die Silbergruben in Conchucos gaben damals so wenig Ausbeute, dafs die meisten verlassen waren; wenigstens hatte sich die Amalgamation bisher sehr kostspielig erwiesen, und mehre Versuche, das Erz zu schmelzen, waren nicht gelungen. Längs des Flusses Miraflores giebt es mehre Goldwäschen (Lavadores), wo das schönste Gold aus dem Flufssande gewaschen wird und besonders nach der Regenzeit eine Menge Leute beschäftigt; aber das Verfahren dabei ist nicht das zweckmäfsigste und der Gewinn daher sehr unbedeutend. In dem Kirchspiel Llamellin (Ljameljin) gräbt man viel Schwefel, der nach Lima in die Pulvermühlen verkauft wird.

In einem Berge der Provinz Huamalies, Namens Chonta (Tschonta) waren mehre Zinnober-Adern entdeckt, und in Hoffnung auf reichlichen Quecksilber-Gewinn angestrengt bearbeitet worden; aber bald hatte der Bau wieder nachgelassen, ohne dafs unser Reisender die Ursache davon er-

---

Silber und Gold von dem Erze nicht durch Schmelzen, sondern durch Quecksilber, welches man mit dem fein gestampften und gerösteten Erze vermischt, abgesondert wird. Das Quecksilber hat nämlich eine gröfsere chemische Verwandtschaft zum Golde und Silber, als die übrigen mineralischen Stoffe, welche im Erze mit diesen Metallen verbunden sind. Später wird dann das Quecksilber aus der gewonnenen Mischung wieder abgeschieden und das edle Metall bleibt rein zurück.

D. H.

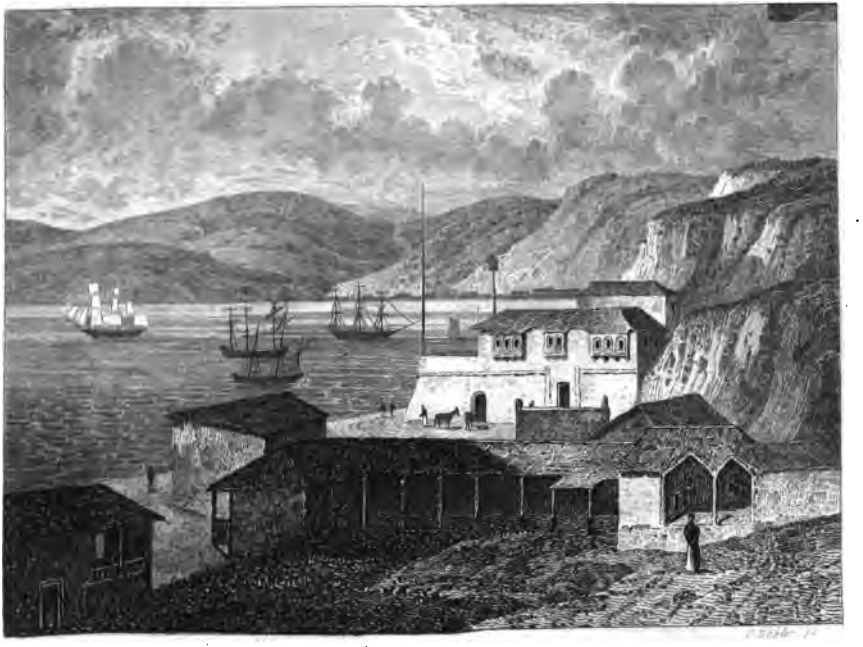
fahren konnte. Die Erzproben, welche er zu sehen bekam, waren sehr reich. Auch mehre Silberbergwerke waren in diesem Bezirk in Thätigkeit und viele Einwohner beschäftigten sich mit Goldwaschen.

Die mineralischen Reichthümer der Landschaft bestehen aufserdem überhaupt aus Gold, Silber, Zinn, Eisen, Kohlen, Schwefel und verschiedenen Marmorgattungen, aber es sind bisher nur wenige Bergwerke hier im Gange gewesen.

Wahrscheinlich werden von jetzt an, wo Naturforscher ungehindert das Innere des Landes durchdringen können, noch manche bisher unbekannte, nicht blofs mineralische, sondern auch botanische und zoologische Schätze entdeckt werden, und Amerika wird noch für eine lange Zeit den Namen einer Neuen Welt verdienen.

fahren
waren sel
Bezirk in
mit Goldwaschen.
Die min
aufse lem
Sch
her

geh
mal
auc
Ame
Wel



VALPARAISO.

Zu Somers Taschenbuch 1827. S. 185

III.

Valparaiso*).

Valparaiso, nächst Santiago (St. Jago) und Concepcion die vornehmste Stadt in Chili, liegt unter 33° 1′ 48″ südl. Breite an einer Bai des Grofsen Weltmeeres, welche die Form eines Halbkreises hat und mit steilen, an 2000 Fufs hohen, blofs gegen Norden offenen und ziemlich dürren Hügeln umgeben ist.

*) Nach Roquefeuil (Brans Ethnogr. Archiv, XXI. Bd. I. Heft), Basil Hall (Ebend. XXV. Bd. 2. Heft), Mifs Graham (Brans Miscellen, 1825. V. Heft), Mathison (Narrative of a Visit to Brazil, Chile etc.), Caldcleugh (Travels in South-America, II. Bd.) und Schmidtmayer (von dessen Reise das Quarterly Review, Nr. LX. S. 441 u. ff. eine Uebersicht gibt.) Ein Aufsatz über Chili selbst soll im nächsten Jahrgange folgen.

D. H.

Die Stadt nimmt den schmalen Raum ein, welcher sich zwischen diesen Hügeln und dem Gestade befindet, und dieser Raum wird überdiefs noch von mehren Schluchten durchschnitten, in deren Vertiefung zur Regenzeit starke Giefsbäche fliefsen. Die Rückseiten dieser Schluchten bilden die eben defshalb meistens krummen und steilen Strafsen. Uebrigens ist die Stadt weit auseinander gebaut und hat zwei Marktplätze. An dem einen liegt das Haus des Gouverneurs und hinter diesem auf einem Hügel ein kleines Fort; am zweiten Markte liegt die Hauptkirche, die aber keine bischöfliche Kathedrale ist. Die Häuser haben, wie anderwärts in diesem Theile von Süd-Amerika, der häufigen Erdbeben wegen, nur ein Stockwerk und ein ziemlich einfaches Aeufseres. Weiterhin vom Regierungsgebäude steht das kleine Arsenal zum Baue und zur Ausbesserung kleiner Fahrzeuge; der übrige Theil der Stadt liegt ostwärts vom Regierungsgebäude, und verläuft sich in die Vorstadt Almendral (Mandelstadt), eine einzige, drei englische Meilen lange Strafse, welche auf einer flachen und sandigen, aber fruchtbaren Ebene dicht am Meere hinläuft und eigentlich gröfser als die Stadt selbst ist. Auch befindet sich hier der Hafen von Valparaiso, der für alle Kriegs- und Handelsschiffe von Chili der Hauptsammelplatz ist. Die Häuser sind hier meist von ungebrannten, blofs an der Sonne getrockneten Backsteinen erbaut, weifs angestrichen und mit rothen Ziegeln gedeckt. Aufser zwei hübschen Kirchen, giebt es in dieser Vorstadt noch zwei Klöster und ein Armen-Hospital und besonders viele Gärten mit Oel-

und Mandelbäumen; von welchen Letztern sie den Namen erhalten hat. Warum aber die Stadt selbst Valparaiso (d. h. Thal des Paradieses) genannt worden, läfst sich weder aus ihrer Beschaffenheit, noch aus ihren Umgebungen erklären. Nach einer langen und gefährlichen Fahrt sieht jeder Seemann eine Küste mit Vergnügen; daher mögen die ersten spanischen Abenteurer, welche nach der gefahrvollen Umschiffung des Cap Horn hier endlich landeten, diesen Hafen mit jenem Namen belegt haben. Die Schiffe liegen im Hafen von Valparaiso vom Oktober bis zum April vollkommen sicher, weniger vom Mai bis zum September, wo die Regenzeit ist und der Nordwind gerade in die Bai weht. Aber dieser Uebelstand wird wieder von dem herrlichen Ankergrunde aufgewogen. In geringer Entfernung vom Eingange des Hafens sind mehre Korallenklippen, welche aber, da man sie deutlich sehen kann, keine Gefahr bringen.

Die benachbarten Hügel bestehen aus Grünstein und der Boden der Stadt, so wie der Umgebungen, aus einem röthlichen Lehm mit einer Menge grofser Geschiebe. Valparaiso ist, wie Chili überhaupt, häufigen Erdbeben unterworfen. Eines der heftigsten war das vom 20. Nov. 1522, bei welchem in Valparaiso allein an 200 Personen das Leben verloren haben sollen.

Das Thermometer zeigte zu Weihnachten, wo Hall im Hafen dieser Stadt vor Anker lag, am Tage 62 bis 64° Fahr. ($13\frac{1}{3}$ bis $14\frac{2}{3}$° Reaum.) und in der Nacht 59 bis 62° Fahr. (12 bis $13\frac{1}{3}$° Reaum.) Wenn die Sonne nebelfrei aufging

und nur nach der Seeseite sich zerstreutes Gewölk am Horizonte zeigte: so durfte man um 1 Uhr einen starken Südwind erwarten, welcher über die Hügel rings um die Stadt herein blies, den Sand in den Strafsen aufwehte und ihn bis auf die Schiffe im Hafen trieb. Bis gegen Sonnen-Untergang nahm die Heftigkeit dieses Windes allmählich ab und in der Nacht legte er sich gänzlich. Vom Aufgange der Sonne bis gegen 1 Uhr bemerkte man höchstens nur vorübergehende, leichte Windstöfse, welche die Oberfläche des Meeres wenig bewegten. Nahm man in der Morgendämmerung Wolken und Nebel in der Luft wahr, so erfolgte gemeiniglich an diesem Tage ein frischer Landwind, der bald aus dieser bald aus jener Richtung wehete, nur nicht aus Süden.

In den Wintermonaten, d. h. wenn die Sonne nördlich vom Aequator steht, wechselt die Witterung sehr. Heftige Nordwinde blasen dann ganze Tage und bringen viel Regen, Ueberschwemmungen, und starke Meeresfluthen, so dafs um diese Zeit das Ankern hier sehr gefährlich wird. Die starke Brandung unterbricht dann alle Verbindung zwischen der Stadt und den Schiffen auf der Rhede. Die Luft ist kalt und neblig, und die Einwohner müssen ihre Wohnungen durch Kohlenbecken (Braseros) erwärmen. In den Häusern der Ausländer hat man Camine und brennt Steinkohlen, welche von dem, 200 engl. Meilen südlicher liegenden Hafen Concepcion gebracht werden.

Nichts kann verschiedener seyn als die Angaben der Reisenden über die Bevölkerung von Valparaiso. Mistrefs

Graham giebt sie zu 15000, Schmidtmayer nur zu 3500 an; Caldcleugh und Mathison rechnen 5000 Seelen, was die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hat. Die meisten Einwohner gehören zu den mittlern und niedern Ständen; die Kauf- und gröfsern Gewerbsleute wohnen natürlich in den Hauptgassen der Stadt und Vorstadt, die ärmern Bewohner dagegen in Hütten (Ranchos, Rantschos), in den höhern Theilen der Bergschluchten.

Mistrefs Graham sah in den Handelsgewölben der hiesigen Kaufleute Seidenzeuge aus China, Frankreich und Italien, brittische Baumwollen-Waaren aller Art, Rosenkränze, Amulete und teutsche Glaswaaren. Inländische Gewebe werden selten in den Läden feilgeboten. In den Läden mit französischen Waaren trifft man grofse Mannichfaltigkeit; 1822 hatte sich bereits eine französische Putzhändlerinn hier niedergelassen. Am zahlreichsten sind englische Kaufmanns-Gewölbe mit Porzellan, sogar aus China, manchem Seidenzeuge und ostindischem Musselin, wenn gleich das Theuerste solcher Waaren nach Santiago zu gelangen pflegt. Ferner findet man hier englische Waaren von Wolle und Baumwolle, so wie von Stahl und Eisen. Schon arbeitet Birmingham (in England) im Geschmack der Süd-Amerikaner, liefert Heiligenbilder, Tabaksbeutel mit Flittergold und viel Buntes, was wir in Europa nicht achten würden. Die Teutschen setzen hier viel grobes Glas ab, besonders kleine Spiegel, die der Chilese so gern in seiner Hauskapelle anbringt, eben so Nürnberger Spielzeug, Kämme und grobes Räucher-

pulver. Endlich traf Mistreſs Graham in Valparaiso schon einige teutsche Handwerker, und unter diesen einen sehr verständigen Hufschmidt und Roſsarzt, dessen schönes reines Haus und Garten allen dort sich ansäſsig machenden Fremden zum Muster dienen konnte.

In jeder Straſse hangen Schilder von englischen Schneidern, Schustern, Sattlern und Gastwirthen; überhaupt ist unter den fremden Sprachen die englische am gangbarsten. Vielen Absatz finden hier bereits die Amerikaner (d. h. die Bewohner der nordamerikanischen Vereinigten Staaten) mit wohlfeilem Hausrath, Mehl, Backwerk und Allem, was zur Schiffsausrüstung gehört.

Das Fleisch kauft man in den Fleischbänken in der Vorstadt, aber auch dort schlachtet man nicht, sondern verkauft bloſs das auf Karren und Pferden vom Lande hereingebrachte geschlachtete Vieh. Alles Fleisch ist hier vortrefflich. Es haben sich auch schon einige brittische Fleischhauer in Valparaiso ansäſsig gemacht, welche zum Theil schon mit Getriade gemästetes Vieh verkaufen. Die hiesigen Talglichter sind aber noch schlecht; sie haben dicke Dochte und der Talg ist weder gereinigt noch gebleicht.

Die Fische sind vortrefflich und im Ueberfluſs; aber weil die Fischer träge sind, so trifft man auf dem Markte nicht immer alle Arten, welche das Meer liefert. Die schmackhaftesten Gattungen sind der Stint, der Congrio, ein langer, gegen den Schwanz flach werdender Fisch mit weiſsem Fleische

und von lachsartigem Geschmacke. Der Goldfisch ist ein angenehmes Essen, mufs aber sehr frisch genossen werden. Aus den südlichen Gegenden bringt man viele Muscheln.

Die Gartenfrüchte und Küchengewächse würden trefflich seyn, wenn sie nicht so aufserordentlich vernachlässigt würden. Selbst im Mai (dem dortigen Winter) fand Mistrefs Graham Aepfel, Birnen, Weintrauben, getrocknete Pfirschen und Kirschen, Feigen, Orangen, Citronen und Quitten. Trefflich sind die Kartoffeln (deren Heimath dieser Erdtheil ist und die zum Theil nahe bei Valparaiso wild wachsen) der Kohl und der Salat; Wurzelgewächse zieht man erst seit einiger Zeit; Kürbisse, Melonen und alle Arten Zwiebeln, Blumenkohl, Erbsen, Bohnen, Sellerie und der wild auf den Bergen wachsende Spargel sind ganz köstlich. Auch die französische Bohne gedeiht hier sehr gut.

Alles Gemüse und Obst wird in viereckigen ledernen Gefäfsen oder in ledernen Netzen zu Markte gebracht; denn das Leder wird hier zu jedem Behufe angewendet; sogar Thüren und Fufsböden macht man daraus.

Die Landleute bringen auch selbstgewebte Regenmäntel (Ponchos) Hüte, Schuhe, grobes Tuch, grobe Erdenwaare, zuweilen auch feines Steingut von Mellipilla zu Markte.

Valparaiso hat nur eine einzige Apotheke, die aber noch so wie vor Jahrhunderten ausgestattet ist.

In Almendral wird viel gemeine Töpferwaare verfertigt. Die kleinen Stücke arbeiten die Weiber und die Kinder, die

gröfsern die Männer. Mistrefs Graham traf eine Töpferfamilie, welche unter einem Wetterdache den Thon bearbeitete, der fein und weich ist, 3 bis 12 Zoll unter der Oberfläche gefunden wird und keine fremden Stoffe enthält. Die Drehscheibe war hier ganz unbekannt; Alles wurde mit der Hand geformt und mit einer sehr glatten Muschelschale geglättet, was zugleich die Glasur ersetzte. Die Stelle des Ofens vertrat eine in den nächsten besten Hügel gegrabene Vertiefung. Als Brennstoff diente die Espinella (Espinelja, d. h. Dörnchen) ein kleines harziges Dorngesträuch.

Was das gesellige Leben betrifft: so lebt der gemeine Mann hier besser als in vielen andern Ländern. Im häuslichen Kreise sind die Einwohner gegen einander höflich, die Kinder betragen sich gegen die Aeltern mit Ehrerbietung und Aufmerksamkeit, und diese behandeln jene gütig und nachsichtig. Dieses zarte Verhältnifs nahm Hall aber nur in der Familie wahr; aufserhalb des Hauses zeigte der Ehemann gegen seine Gattinn, ohne sie grob zu behandeln, dennoch keine feine Sitten, d. h. er nahm auf die Wünsche seiner Ehehälfte wenig Rücksicht und zeigte wenig Neigung, sich ihr gefällig zu beweisen. Weil die chilesischen Damen an die in andern Ländern herrschende Männersitte der besondern Höflichkeit gegen das schöne Geschlecht nicht gewöhnt waren: so wurden sie anfangs durch die Höflichkeitsbezeigungen der Engländer in einige Verlegenheit gesetzt.

Die Erziehung in Valparaiso, sowohl die öffentliche als

die häusliche, giebt beiden Geschlechtern nur eine geringe Bildung; doch stehen die Weiber den Männern darin nach, besitzen aber dafür mehr Selbstbildung und feinere Sitten als die Männer. So rachsüchtig und leidenschaftlich sich die höhere und die Mittelklasse der gebornen Amerikaner, in Hinsicht der Altspanier, ausdrückte, um so milder war, wie dieſs andere Reisende auch von Peru, Columbia nnd Mexiko berichten, das Urtheil der untern Klassen über die vormaligen bevorrechtigten höhern Stände; überhaupt waren diese niedern Volksklassen nur wenig für die neue republikanische Verfassung eingenommen. Die Ursache davon ist, daſs die jetzige Staatsverwaltung in Hinsicht des Wohlbehagens der untern Klassen bisher wenig abänderte, indem ihre Lage auch unter der spanischen Regierung nicht drückend war und sie überhaupt weniger als die wohlhabenden Klassen produciren, was sie unter der jetzigen Regierung theurer verkaufen könnten, als unter der vorigen.

Mſs. Graham bewohnte ein Landhaus, dicht an der Vorstadt Almendral, das einem Pferdehändler gehörte und eine sehr schöne Lage mit einer reizenden Aussicht hatte. Vor dem Hause lag ein Garten mit allerlei Obst und Küchengewächsen. Die kleine Wohnung war inwendig rein, hatte weiſsangestrichene Wände und einen Fuſsboden von Bretern, da bei den häufigen Erdbeben einer von Estrich sich nicht lange halten würde. Die Wohnungen der mittlern Klasse, auch in der Stadt, haben gemeiniglich nur Ein Fenster, und auch dieses nur im Wohnzimmer; es ist ohne Glasscheiben und hat bloſs

ein Gitter von Holzstäben oder eisernen Stangen. Die Nachbarinn der Mfs. Graham war eine Wäscherinn, eine Beschäftigungsart, die in Chili nicht, wie in Europa, von der bessern Gesellschaft ausschliefst. Die Mutter derselben war eine neunzigjährige aber noch muntere Frau, und lud die Engländerinn höflich ein, öfters in ihrem Garten spazieren zu gehen. Mfs. Graham fand hier Roggen, welcher grün zum Viehfutter abgemäht wird, und Kartoffeln. Der hiesige Pflug ist noch eben so roh, als ihn die Spanier vor 300 Jahren einführten. Es ist, wie Mfs. Graham auf Mosaiken der Villa Albani bei Rom bemerkt zu haben versichert, der Pflug der alten Römer. Eine Egge ist für den Landbau um Valparaiso nicht einfach genug; statt derselben bindet man einige frisch abgebrochene, vermuthlich dornige Baumzweige zu einem Bündel zusammen, und legt, damit es schwerer eindringt, Steine oder stellt ein paar Menschen darauf. Kürbisse, Salat und Kohl werden sorgfältiger in Vertiefungen gepflegt, die man mit Spaten von Holz oder Eisen ausgräbt. Die gröfste Mühe macht die Bewässerung, deren jeder Garten acht Monate im Jahre bedarf. Es laufen daher durch die Felder unzählige kleine Kanäle, und die Stunden, in denen jeder Besitzer das Wasser benützen darf, sind, so wie der Gebrauch der grofsen Zufuhrkanäle, durch Polizeigesetze bestimmt.

Auf dem Waschplatze sah Mfs. Graham einen grofsen kupfernen Kessel mit kochendem Wasser, worin ein Cactus-Blatt schwamm; diese Pflanze soll nämlich das Wasser reini-

gen und weicher machen. Dicht dabei stand ein grofses irdenes Gefäfs mit Seifenlauge, aber einer andern als wir in Europa kennen. Es wird nämlich ein Stück von der dicken und rauhen Rinde des Quillai-Baumes in Wolle eingewickelt, genetzt und zwischen zwei Steinen geklopft. Dadurch entsteht ein Schaum wie von der feinsten Seife. Man wäscht in Chili mit dieser Pflanzenseife alles wollene Zeug, und erfrischt damit selbst abgebleichte Farben. Die innere Seite der Rinde ist wie mit kleinen Krystallen besäet und auf der Zunge hat sie den Geschmack der Soda.

An den Karren und Wagen sieht man weder einen Nagel noch irgend ein Stück Eisen. Die Räder haben doppelte hölzerne Felgen, welche durch starke hölzerne Nägel mit einander verbunden sind; wo diese nicht zureichen, besteht die Befestigung aus ungegärbtem Leder, welches getrocknet sehr dauerhaft ist. Alle Karren und Kutschen erhalten einen ledernen Boden, und die Karren werden mit zierlichem Flechtwerk von Rohr oder Stroh überwölbt. Inwendig pflegen die Kutschen mit buntem Zeuge überzogen zu werden, welches man über ein leichtes hölzernes Gestell nagelt. Die Sitze sind an der Seite des Wagens, und am Hintertheile steigt man hinein. Als Zugthiere dienen bald Maulesel, bald Ochsen. Auch alle Waaren werden auf Maulthieren fortgeschafft. Die inländischen Pferde, deren man sich nur zum Reiten bedient, sind zwar klein, aber von anerkannter Schönheit, Dauerhaftigkeit und Muth. Wo der Chilier reiten kann, geht er niemals zu Fufse;

selbst der Bettler erscheint nicht selten als Reiter vor den Thüren und bittet vom Pferde herab um sein Almosen. Am Fufse hat der Reiter grofse, meist kupferne Spornen mit Rädern von drei Zoll im Durchmesser; wenn er reich ist, sind die Steigbügel und die Zierathen des Zaumes von Silber. Der Zügel ist oft so lang, dafs er als Peitsche dienen kann. Der hölzerne Sattel liegt auf einer acht- bis neunfach zusammengelegten wollnen Decke, Teppich oder auf einem Schaffell. Ueber dem Sattel liegt wieder eine nach des Reiters Geschmack gefärbte Thierhaut, und der Reiche legt noch hierauf ein weiches ledernes Sättelkissen mit einem weichen, zierlichen, ledernen Riemen. Auf dieses Reitzeug wird viel Geld verwendet, und ein gesatteltes Pferd sieht aus, als wenn es mit Teppichen beladen wäre.

Die bessern Gebäude in und um Valparaiso haben feste, oft vier Fufs dicke Seitenwände, von ungebrannten Backsteinen, welche 16 Zoll lang, 10 Zoll breit und 4 Zoll dick sind. Der Boden liefert die dazu nöthige Erde überall. Man nimmt sie vom nächsten Hügel, schlägt oder tritt gehacktes Stroh darunter, streicht sie in die Form, und läfst sie dann im Schatten trocknen. Ehe man das Dach aufsetzt, läfst man die Wände hinlänglich austrocknen, legt dann grüne Blätter und Aeste auf die Wand, umwickelt damit auch die Enden der Balken, und überzieht nun das Dach, wenigstens 4 Zoll dick, mit Rohr oder Lehm. In diese Lehmdecke drückt man runde Ziegel, und füllt deren Zwischenräume mit Kalkmörtel aus. Der Kalk

wird aus Muschelschalen gebrannt. Endlich überzieht man das ganze Haus, sowohl von innen als von aufsen, noch mit einer dünnen Lage dieses Mörtels.

Nur auf diese Art aufgeführte Gebäude werden eigentliche Häuser (Casas) genannt; die Hütten der untersten Volksklassen und der Landleute heifsen Ranchos (Rantschos). Ein Rancho wird auf folgende Art gebaut. Man schlägt Stangen in den Grund und befestigt sie durch Querhölzer mit dicken Schnüren von Hanf oder einem andern Pflanzenstoffe. Manche Wände sind blofs mit Myrthenzweigen etc. ausgefüllt, andere mit Lehm, der dann mit Kalk beworfen wird. Die Milde des Klimas macht, dafs man sich um die Wände weniger bekümmert, wenn nur das Dach gut ist. Dieses besteht gewöhnlich aufser dem Sparrwerk aus einer Lage von Zweigen, welche mit Lehm belegt und mit Blättern der Schilfpalme, die in Chilis Thälern so häufig ist, überzogen wird. Andere bedienen sich zum Dachdecken des Rohrs oder einer Gattung langen und feinen Grases.

IV.

Ungarns vornehmste Heilquellen.

Das von der Natur so reich gesegnete Königreich Ungarn hat vor Kurzem an den HH. Karl von Szepeshazy, königl. Vice-Provinzial-Commissär etc. etc., und J. C. v. Thiele, kais. russischem Rathe, zwei tüchtige Männer gefunden, welche im Jahr 1825 zu Kaschau eine in alphabetischer Ordnung abgefafste Beschreibung der vornehmsten Merkwürdigkeiten dieses bei weitem noch nicht genug gekannten Landes herausgegeben haben *). Da die Verfasser unverkennbar mit Liebe,

*) Der vollständige Titel ist: Merkwürdigkeiten des Königreiches Ungarn, oder historisch-statistisch-topographische Beschreibung aller in diesem Reiche befindlichen zwei und vierzig königlichen Freistädte, sechzehn Zipser Kronstädte, Jazygiens, Grofs- und Klein-Kumaniens, der privilegirten Hayducken-Städte, der Berge, Höhlen, Seen, Flüsse, vorzüglichen Gesundbrunnen und des ungrischen Bergbaues; nebst einer Uebersicht des

Fleifs und Geschick gearbeitet, und aus amtlichen, von den Ortsbehörden selbst mitgetheilten, Quellen geschöpft haben: so halten wir es für Pflicht, durch Vorlegung einiger Proben dieses Werkes zu seiner genauern Kenntnifs und Verbreitung beizutragen. Wir wählen dazu eine, aus Mangel an Raum freilich nur gedrängte, Uebersicht aller die ungarischen, im Auslande so wenig bekannten, Heilquellen betreffenden Artikel.

Bartfeld.

Bartfeld (ung. Bártfa) ist eine königliche Freistadt im Saroser (Scharoscher *)) Comitat, am rechten Ufer des Flusses

---

ganzen Königreichs. Nach officiellen, von den Behörden eingesendeten Daten und andern authentischen Quellen, in alphabetischer Ordnung bearbeitet von u. s. w. Zwei Bände. Mit einer Abbildung der Karpathen nach der Natur. Kaschau, 1825. Auf Kosten der Herausgeber.

D. H.

*) Da in dieser Uebersicht eine Menge ungarischer (magyarischer) Namen vorkommen: so halten wir es nicht für überflüssig, die eigenthümliche Aussprache mehrer Buchstaben dieser Sprache hier in der Kürze anzugeben: cz lautet wie das teutsche tz, cs wie tsch, dzs wie dsch, gy wie dj (man spricht also Madjar und nicht Madschar, wie Manche glauben), ly wie j, lly wie jj, ny wie das französische oder italiänische gn, s wie sch, sz wie fs, ts wie tsch, ty wie tj, z wie das sanfte teutsche s, z. B. in Rose, oder wie das französische z; v wie w, y, meist in Verbindung mit Mitlautern, wie j, ausgenommen

Tapoly (Tapoj), 5 teutsche Meilen von Eperies, 9 von Kaschau und drei von der galizischen Gränze entfernt. Sie liegt auf einer Anhöhe, hat mit den Vorstädten 630 Häuser und 4564 teutsche und slawische Einwohner. Die merkwürdigsten Gebäude sind das alte Rathhaus und die noch ältere St. Aegidi-Kirche, ein Werk der ersten Christen in Ungarn. Aufserdem giebt es hier ein Franziskaner-Kloster, ein katholisches Gymnasium, eine Normalschule, ein Salz- und Postamt, zwei Apotheken und zwei Gasthöfe für Reisende. In der Vorstadt haben die Protestanten eine schöne Kirche; auch befindet sich hier ein städtisches Spital mit einer ganz neuen Kirche, das Erziehungshaus des Infanterie-Regiments Czatorinsky, und eine merkwürdige Bretmühle, die binnen zehn Minuten ein Bret schneidet. Die hier in Menge verfertigten Töpferwaaren werden weit und breit in Ober-Ungarn verführt. Die Umgebungen sind nicht reizend; man sieht nichts als einförmige, theils waldige, theils kahle Berge; blofs das Tapolyer Thal, das eine Viertelstunde vor der Stadt anfängt, gewährt dem Naturfreunde angenehme Spaziergänge. Was aber den Namen

---

am Schlufs einiger adeligen Geschlechtsnamen, wie i, z. B. Csanady — Tschanadi; zs wie das französische j. Der Accent über den Selbstlautern bedeutet, dafs diese gedehnt gesprochen werden, z. B. á wie ah oder aa. Man sehe v. Martons Ungarische Grammatik etc. etc. Siebente Auflage, Wien, 1809.)

D. H.

und berühmt gemacht hat, ist das zum Gebiete dieser Stadt gehörige Gesundheitsbad. Dieses Wasser quillt in dem erwähnten angenehmen Thale, nordwärts von der Stadt, am Fuſse des ansehnlichen Steinberges (Kamena Hora) hervor und seine Heilkräfte wurden zuerst vor etwa 60 Jahren entdeckt, wo ein polnischer Edelmann, Thomas von Lisitzky, der von Gicht gefoltert hierher kam und Anfangs ins Bad getragen werden muſste, binnen vierzehn Tagen gänzlich hergestellt wurde. Zu dem kleinen Wirthshause, das sonst das einzige Gebäude hier war, kamen nun allmählich mehre Häuser, und gegenwärtig zählt man deren beinahe 60, wovon 15 adeligen Familien, die übrigen Bartfelder Bürgern gehören. Zur Gottesverehrung dienen eine geräumige Kirche und eine kleine Kapelle. Der sogenannte Saal ist ein der Stadt gehöriges, schönes Gebäude, bestehend aus einem geschmackvoll verzierten, auf 16 Säulen ruhenden und mit einer Gallerie versehenen, runden Salon, an welcher rechts das Kaffehhaus, links das geräumige an 200 Menschen fassende Speisezimmer anstöfst. Es steht auf einer kleinen Anhöhe, von welcher man den ganzen Badeort am besten übersehen kann. Aufserdem gehören der Stadt noch ein Paar lange Gebäude mit 60 Wohnzimmern und eben so viel Badekammern für die Badegäste, so wie ein kleines Wirthsbaus für die Dienerschaft. Da der sandige Boden alle Feuchtigkeit verschlingt, so sind die Gassen sehr reinlich. Zur Nachtzeit werden sie, so wie die Quellen

und Spaziergänge, mit Lampen ziemlich gut beleuchtet. Auch haben einige Hausbesitzer noch besondere Lampen vor ihren Häusern.

Es sind in allem sechs Quellen vorhanden, wovon drei zum Trinken und drei zum Baden gebraucht werden. Unter den drei Trinkquellen fällt dem Ankömmlinge zuerst die mitten im Bade befindliche und mit einem stattlichen, runden, auf 16 hölzernen Säulen ruhenden Dache versehene Hauptquelle in die Augen. Das Wasser sprudelt in solcher Menge aus dem Boden, dafs der Brunnen, wenn er auch ganz ausgeschöpft worden, in 48 Minuten wieder voll ist. Die zweite Quelle ist von der ersten auf 190 Schritte entfernt und liegt, ohne Bedachung, nahe an der Kapelle. Sie wird für die stärkste und an Eisenoxyd reichste gehalten. Die dritte Quelle ist unterhalb der ersten, im Hofe des Stadtphysikus Zelinka, und soll unter allen die meiste Kohlensäure haben.

Der Geschmack des Wassers ist säuerlich, Anfangs prikkelnd, ja beifsend; den Gaumen reizt es so stark, dafs man kaum im Stande ist, ein volles Glas auf einen Zug zu leeren. Beim Hinunterschlucken empfindet man einen tintenhaften Nachgeschmack, was von dem Eisengehalte herrührt. Kurz nach Sonnen-Aufgang und bei schönem Wetter schmeckt es am angenehmsten; auch entwickelt es dann das meiste kohlensaure Gas, so dafs es einen gelinden Rausch (den auch anderwärts bekannten sogenannten Brunnenrausch) verursacht.

In 10 Pfund Wiener Gewicht befinden sich

Luftsäure (kohlensaures Gas)	$96\frac{1}{2}$	Gran.
Schwefelluft (geschwefeltes Wasserstoffgas)	$2\frac{1}{4}$	–
Harzstoff	1	–
Kochsalz	2	–
Glaubersalz	56	–
Bittersalz	23	–
Mineralisches Alkali	41	–
Kohlensaures Eisen	2	–
Eisenoxyd	$5\frac{1}{4}$	–
Selenit	$3\frac{1}{2}$	–
Kohlensaure Bittererde	$2\frac{1}{2}$	–
– Kalkerde	10	–
Schwererde	$\frac{3}{4}$	–
Alaunerde	3	–
Kieselerde	7	–
Zusammen	$229\frac{1}{4}$	Gran.

Das Bartfelder Wasser dient hauptsächlich gegen alle aus schlechter Verdauung und krankhaften Zuständen der Unterleibs-Eingeweide herrührende Krankheiten; auch ist es sehr wirksam gegen Gicht und Rheumatismen. Die ganze Trinkkur dauert sechs, die halbe drei Wochen, und man trinkt täglich etwa 3 Mafs Wasser.

Das Bad ist wohlfeil und kostet in den städtischen und sonst nahe am Kessel gelegenen Gebäuden nur 15 Kreuzer Wiener Währung oder Einlösungsscheine; in entfernteren Häusern, wo das

Wasser weiter getragen werden muſs, 20 bis 32 Kreuzer. Den eigens dazu bestimmten Wasserträgern giebt man für jedes Bad nach Belieben 6 bis 12 Kreuzer. Der Arendator (Pächter) darf für eines der gröſsten Zimmer täglich nicht mehr als 40, für ein kleineres 30, für eine Küche 20, und für eine gesperrte Badekammer 30 Kreuzer fodern. Wer nicht selbst kochen will, geht an die Wirthstafel und erhält hier für 1 fl. bis 1 fl. 50 kr. W. W. acht reinlich und gut zubereitete Speisen.

Zur Unterhaltung dient ein, freilich nur von Holz erbautes und inwendig ziemlich einfach eingerichtetes, Schauspielhaus, worin täglich gespielt wird. Der Eintritt kostet 1 fl. Im Saale werden wenigstens alle Sonntage, wo nicht öfter, glänzende Bälle gegeben, auf denen sich nicht blofs Badegäste, sondern auch die schöne Welt der benachbarten Stadt Bartfeld einzufinden pflegt. Auch werden in diesem Saale zuweilen musikalische Akademien gegeben, so wie auch auf den Strafsen, sowohl bei Tage als bei Nacht, häufig musicirt und um den Hauptbrunnen herum sehr oft türkische Musik gemacht wird.

Zu Lustwandeln dient eine 64 Klafter lange und 4½ Klafter breite, von einem Laubengange durchkreuzte Allee, mit Ruhebänken an der Seite und einer Sonnenuhr am obern Ende. Am Abhange des Waldes hinter den Häusern ist gleichfalls ein über 600 Klafter langer und 3 Klafter breiter Gang ausgehauen, welcher sehr anziehende Aussichten gewährt. Auch führt aus der untern Gasse, vom Hauptbrunnen aus, ein breiter Fufssteig in den nahen schönen Tannenwald. Verliert man sich auf die-

sem Fufssteige rechts hinauf ins Gebirge, so e
Auge die schönste Aussicht nach der Stadt Bart

Im Jahre 1813 ward dieses Bad besucht vo
1814 von 226, 1815 von 235 und 1816 von 36
den letzten Jahren soll sich indefs die Anzah
vermindert haben.

Füred,

ein Dorf im Szalader Comitat, am Platten-See
Veszprém entfernt. Etwa hundert Schritte vo
det sich ein Sauerbrunnen mit einer Badeanst
jährlich von In- und Ausländern zahlreichen
Die Quelle ist ein Eigenthum des Klosters Tiha
rats der Benedictiner vom Martinsberge (Mons
ist in ein rundes marmornes Becken gefafst, zu
fen hinabführen; man hört das Rauschen des
sprudelnden Wassers auf 40 Schritte weit. Ueb
erhebt sich ein tempelartiges auf zwölf toska
ruhendes Gebäude mit einer Kuppel. Beim Aus
selben nach der Seeseite zu, hat man zur Lin
Badegebäude mit einer eignen Quelle, deren
und, mit Seewasser vermischt, zu Bädern berei
obern Stockwerke dieses Gebäudes befinden sich
Das Erdgeschofs enthält 17 Zimmer mit hölzerne
und einen grofsen gemeinschaftlichen Saal mit 30
im Frühlinge und nach der Aerndte, die Bauern d

Gegend oft zu Hunderten baden und ihre gewöhnlichen Kuren mit Aderlassen und Schröpfen vornehmen. Vom Sauerbrunnen rechts zieht sich, gleichlaufend mit dem Badehause, eine 72 Schritte lange Lindenallee hin, bis zu dem queer vorstehenden sogenannten Untern Traiteur-Hause, mit 16 Zimmern. Die Nordseite nehmen einige hölzerne Buden, für fremde Krämer, und eine Kapelle ein, in welcher Messe gelesen wird. Im sogenannten Obern Traiteur-Hause, welches mehr vom See aufwärts liegt, findet man einen recht artigen Ball- und Speisesaal, eine Wirthstafel von oft 100 Gedecken, ein Kaffehzimmer mit Billard und zwanzig Gastzimmer. Die Person bezahlt, ohne Wein und Brod, für 6 Speisen, die aber alle doppelt gegeben werden, 2 fl. W. W. Die drei übrigen Gebäude gehören Privatpersonen, welche von der Klafter Grundfläche dem Kloster jährlich ½ Kreuzer, in recognitionem Dominii (zur Anerkennung der Oberherrschaft) bezahlen. Das ansehnlichste darunter ist das v. Horváthsche, ein regelmäfsiges Viereck, in dem man zusammen über 80 Zimmer, Küchen, Säle, Kammern, Schupfen und Ställe zählt. Das Eszterházysche Gebäude dient gewöhnlich zur Unterkunft der Juden.

Zur gröfsern Zierde hat die Grundherrschaft den Spaziergang durch 4 Alleen mit dem englischen Garten vereinigt, den Weg zu den kalten Seebädern mit zwei Alleen besetzen, den Damm mit einem Geländer versehen und ihn, so weit es die Tiefe des Sees erlaubte, mit schönen Bäumen verzieren lassen. Die Preise der Bäder sind folgende:

— — — untern — . . . 36 - -
— gemeines, von 6 Wannen . . . . . 12 - -
— solches von 20 Wannen . . . . . 8 - -
— Stahlbad . . . . . 1 fl. 15 - -
— ein warmes Seebad . . . . . 1 - 30 - -

Kalte Seebäder kosten nach Verhältnifs 48, 36 und 12 kr. „Der Füreder Brunnen ersetzt ganz die Quelle von Spaa.“

Die Herkules-Bäder

liegen an der östlichen Gränze des Banats, im Bezirke des wallachisch-illyrischen Gränz-Regiments, ungefähr eine halbe Meile von dem Gränzorte Mehadia, daher sie auch Mehadia-Bäder heifsen, zwei Meilen von Orsowa, und zwanzig von Temeswar, in einem engen, von hohen und waldigen Bergen eingeschlossenen Thale, durch welches der Flufs Cserna strömt. Sie waren schon zu den Zeiten der alten Römer bekannt und als wohlthätig berühmt und erhielten ihren Namen wahrscheinlich von ihrer aufserordentlichen Wirksamkeit. Man findet noch heutiges Tages sehenswürdige Ueberreste von Denkmählern römischer Kaiser, Feldherren und Senatoren, welche hier Hilfe und Genesung fanden. Später wurden diese Bäder wahrscheinlich von den barbarischen Völkern, die von Dacien Besitz nahmen, zerstört, und sie blieben bis 1735 unbenützt, wo sie endlich aus ihren Trümmern hervorgezogen und allmählich wieder hergestellt wurden.

Alle diese Bäder, acht an der Zahl, sind zwar von verschiedener Temperatur, jedoch durchgängig so heifs, dafs Niemand über zehn Minuten darin ausdauern kann. Selbst die Wallachen, die doch lange in den heifsesten Bädern verweilen können, müssen das Wasser vor dem Gebrauche ein wenig abkühlen lassen.

Die einzelnen Bäder sind:

1) Die Herkules-Quelle, oder das Räuberbad, mit einer Temperatur von 30 bis 38° Reaumur. Nach plötzlichen Wolkenbrüchen oder anhaltendem Regen wird diese Quelle kalt, steigt aber bald wieder bis zur alten Temperatur. Das Vertrauen zur Heilkraft dieses Wassers ist so grofs, dafs jeder Badegast seine Kur damit beendigen zu müssen glaubt.

2) Das Ludwigs- oder Schindelbad ist unter allen die ergiebigste Quelle und hat eine Temperatur von 33 bis 40° Reaum. Das Wasser mufs 5 bis 6 Minuten in der Wanne abkühlen, ehe darin gebadet werden kann.

3) Das Laue Gliederbad, von 29 bis 30° Reaum., ist gegen Rheumatismen und Gicht äufserst heilkräftig.

4) Das Alte Gliederbad und

5) das Kalkbad befinden sich unter einem und demselben Dache und entspringen dicht neben einander; aber dennoch sind sie in Temperatur, Bestandtheilen und Wirkung sehr verschieden. Das Erstere hat 37 bis 39°, das Letztere 34 bis 36° Reaum.

6) Das Franzensbad, dessen Wärme selten über 30°

gebraucht und zeigt sich besonders in Krankheiten, welche Folgen der Lustseuche sind, sehr wohlthätig.

7) Das Augenbad hat eine Temperatur von 37 bis 39° Reaum. Seine angebliche Wirksamkeit in der Heilung kranker Augen scheint jedoch auf einem Vorurtheile zu beruhen.

8) Das Fieberbad, das heifseste von allen, soll mehre hartnäckige Wechselfieber geheilt haben.

Die Herkules-Bäder werden gröfstentheils von Wallachen und Illyriern der benachbarten Provinzen sehr häufig besucht, welche ein unbedingtes, fast abergläubisches, Vertrauen auf die Wirkung derselben setzen. Leute höhern Standes haben sie wegen Mangel an Bequemlichkeiten in frühern Zeiten wenig besucht; doch seitdem mehre ansehnliche Gebäude zur Aufnahme der Gäste erbaut worden sind, und überhaupt für die Verschönerung dieses Badeortes mit Eifer und Thätigkeit gesorgt wird, finden sich auch diese ein.

Von Seiten der Regierung ist zur Beförderung der gröfsern Aufnahme dieser Bäder ein eigner Civilbeamter als Badverwalter angestellt, welchem auch die Besorgung der Polizeigeschäfte übertragen ist. Auch hat der Hof-Kriegsrath verordnet, dafs dieser Badeort von aller Regiments-Gerichtsbarkeit befreit und unmittelbar dem General-Commando untergeordnet seyn solle.

Kéket,

ein Dorf, drei Meilen von Kaschau, im Abaujvárer Comitate, in einer angenehmen Gegend gelegen und der Familie v. Zom-

bory gehörig, ist besonders in langwierigen Husten und Rheumatismen, Gicht- und Goldader-Zufällen, Lähmungen etc. von bewährtem Nutzen. Noch vor wenigen Jahren war daselbst schlechte Unterkunft zu finden und die Kranken mufsten sich bei den Bauern behelfen. Seitdem man sich aber von der Nützlichkeit des Brunnens mehr und mehr überzeugt, hat der Besuch zugenommen und die Einwohner haben zur Aufnahme der Badegäste schon mehre Gebäude aufgeführt.

Lublo.

Lublo (Lublyo), eine der sechzehn Zipser Kronstädte, auf einer Anhöhe am rechten Ufer der Popper, unweit der galizischen Gränze, hat 2100 katholische Einwohner, welche teutsch und polnisch sprechen und mit Weinen und Leutschauer Meth starken Handel nach Schlesien treiben. Eine Stunde von der Stadt liegt in einem tiefen Thale, von allen Seiten mit Tannen- und Fichtenwäldern umgeben, das Lublauer Bad, welches, wenn die Gebäude in einem besseren Zustande wären, ein zweites Spaa oder Pyrmont vorstellen könnte. Vor etwa 50 Jahren war hier nichts als eine Einöde, in welche sich nur zuweilen der einsame Hirt verirrte. Man entdeckte zuerst den obern Brunnen, aus dem das Wasser zum Baden in der Wanne genommen wird; später kam man auf die eigentliche saure Mineralquelle. Das Bad ist erst seit 17 Jahren in einige Aufnahme gekommen, verdiente aber mehr besucht zu werden.

Es giebt eigentlich zwei saure Quellen, schön in Stein ge-

und der Umfang 1½ Klafter betragen. Doch nur aus einem dieser Brunnen, aus dem obersten nämlich, wird von den Badegästen getrunken. Nach dem Urtheil der Meisten soll das Wasser des unbesuchten zweiten Brunnens zum Trinken nicht so schmackhaft seyn; es enthält mehr Salztheile und ist daher auflösender als das Wasser des obern Brunnens. Beide Brunnen sind kaum zehn Schritte von einander entfernt. Gleich daneben ist ein bedeckter Spaziergang angelegt.

Das Wasser wird in Flaschen weit und breit verführt. Die Flasche von einer Wiener Mafs kostet am Brunnen selbst 40 kr. W. W. Es gehört unter die heilsamsten Mineralwasser, und übertrifft die von Bartfeld und Krinitz (in Galizien). Seine Bestandtheile sind vornemlich Kohlensäure, Eisen, Laugensalz und ein wenig Kalkerde. Es läfst sich weit verführen und hält sich, ohne etwas von seiner Kraft zu verlieren, sehr lange in den Flaschen.

Aufser dem Hause des Grafen Stephan Dessewffy sind hier drei, der Kammer gehörige, Gebäude für die Gäste, eines für den Arendator (Pächter) und Kostgeber, und ein Wirthshaus mit einem Wagenschuppen. Dem Brunnen gegenüber liefs die Kammer vor etwa sechs Jahren ein 30 Klafter langes Gebäude aufführen, das mit einem gedeckten Gange versehen ist, welcher bei Regenwetter zum Spazierengehen dient. Zwischen jeden 4 Zimmern ist eine Küche angebracht und aus den Zimmern tritt man, durch einen Gang, mit drei Schritten, in die

reinen und bequemen Badekammern. Hinter dem Gebäude ist das Judenbad und ihre Wohnung. Unter den Gebäuden dieses Bades befindet sich auch ein Sommer-Tanzsaal, der zugleich zum Speisen dient.

Auf Veranlassung des verstorbenen Zipser Bischofs, Grafen von Révay, ist einige Schritte vom Brunnen auf einer Anhöhe, dicht am Walde, eine hübsche Kapelle errichtet worden.

Wegen der gebirgigen Gegend ist es hier zuweilen sehr kalt, vorzüglich, wenn sich Regenwetter einstellt. Die Morgen sind durchgängig kühl, obgleich oft der schwülste Tag darauf folgt.

Von Ausländern wird das Bad wenig, von Einheimischen stark besucht. An Sonn- und Festtagen pflegt sich hier gewöhnlich die Zipser schöne Welt zu versammeln, die an keinem andern öffentlichen Orte so in Putz erscheint.

Ofen,

die bekannte Hauptstadt Ungarns, hat mehre treffliche Mineralquellen. Wir wollen sie in der Ordnung, wie sie von Süden nach Norden, in den verschiedenen Stadtbezirken auf einander folgen, einzeln beschreiben.

1) Das Blocksbad. Es liegt am Fuse des Blocksberges, und besteht aus einem grosen allgemeinen Bade, drei besondern steinernen und acht Wannenbädern. Der Gebrauch des allgemeinen Bades kostet für eine Stunde 2 kr. Marmorstufen führen in das beinahe vier Fuss tiefe Wasserbecken, und Ruhe-

bänke an den Wänden dienen zum Um- und Auskleiden. Das Baden in den drei kleinern abgesonderten Steinbädern, welche auf ähnliche Weise eingerichtet sind, kostet für die Stunde 12 Kr. Wer die Temperatur dieser natürlichen Bäder zu heifs findet, der bedient sich der Wannenbäder, welche durch Donauwasser gemäfsigt sind. Ein dazu bequem eingerichtetes Zimmer im ersten Stock kostet 21 Kr. Für die das Blocksbad gebrauchenden Militär-Personen ist auf Veranlassung Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Ferdinand ein eignes Haus gebaut worden.

2) Das Neue oder Raizenbad wurde zu den Zeiten Mathias Corvinus das Königsbad genannt, weil es von den ausgedehnten königlichen Lustgärten umgeben war, und soll, nach der Beschreibung alter Historiker, blofs zum Gebrauch der königlichen Familie, eben so prachtvoll als bequem eingerichtet gewesen seyn. Die Temperatur der im Innern des Gebäudes befindlichen Quellen ist gemäfsigter als in allen übrigen Ofner Bädern.

3) Das Bruckbad ist das besuchteste und am zweckmäfsigsten eingerichtete Bad. Das stockhohe Gebäude mit der Aufschrift „Bruckbad“ beherrscht die letzte Uferausdehnung am südlichen Ende der Raizenstadt, und läfst dem vorüberfahrenden Wagen kaum Platz genug, zwischen ihm und den Felszacken des kühn anstrebenden Blocksberges durchzufliegen. Vorzüglich als Alterthum bemerkenswerth ist das hiesige allgemeine Bad, dessen Bauart, mit Ausnahme der drei Abthei-

lungen zu abgesonderten Bädern, von Innen noch ganz dieselbe ist, wie sie 1556 von den Türken begonnen und vollendet wurde.

Das Hauptgebäude hat die Form eines Tempels und ruht auf acht steinernen Säulen, hinter welchen sich ein breiter Gang zum Aus- und Ankleiden befindet. In frühern Jahren glaubte man, wegen des höchst mifsbrauchten Schröpfens und Aderlassens, hier eher auf einer Schlachtbank als in einer Badeanstalt sich zu befinden. Im Jahr 1806 liefs der dermalige Pächter Okenfufs mehre Nebengebäude an der Donauseite des Badehauses, mit 32 abgetheilten Badestuben, Wannenbäder genannt, aufführen, welche aufs bequemste und zierlichste eingerichtet sind und, verbunden mit der günstigen Lage, den Werth dieser Gebäude so erhöht haben, dafs sie schon vor mehren Jahren um einen Pachtschilling von mehr als 33000 Gulden W. W. von Seiten der Stadt im Wege einer öffentlichen Versteigerung verpachtet werden konnten.

4) Das Sprenger-Bad befindet sich am nördlichen Ende der Wasserstadt, in der Nähe des Militär-Garnison-Spitals, und hat ein wenig empfehlendes Aeufseres. Die Temperatur im allgemeinen Bade ist im Winter 34, im Sommer 36° Reaum. Binnen 24 Stunden laufen beinahe 800 Eimer ab.

5) Das Kaiserbad hat unter allen Ofner Bädern die schönste Lage und würde schon deshalb den übrigen längst sehr nachtheilig geworden seyn, wenn es nicht zu weit von den bevölkerten Stadttheilen entfernt wäre. Ein geräumiger

Hof dient den Equipagen zum Aufenthalte; ein zweiter, etwas tiefer liegender, ist für die Badegäste, welche, unter schattigen Bäumen sitzend oder umher wandelnd, den Ruf zu einem leer gewordenen Bade erwarten, oder von dem genommenen ausruhen. Auch dient zur Erholung der daran stofsende geräumige Garten mit seinen verschiedenen Gängen. Ein allgemeines Bad, 7 Zimmer mit Doppelwannen und 19 Steinbäder, sind im Stande, die Wünsche und Bedürfnisse der zahlreichen Badegäste aus allen Klassen zu befriedigen. Hierzu kommen 33 wohleingerichtete und mit allen Bequemlichkeiten versehene Wohnzimmer. Das gegenüber liegende Gasthaus sorgt für Erfrischungen und andere Magenbedürfnisse. Als Seltenheit findet man hier drei türkische Bäder, wovon das eine noch deutliche Spuren vormaliger Pracht an sich trägt.

Die Parader Bäder

liegen im Hevescher Comitate, 4 Stunden von Erlau und 11 Meilen von Pest, und bestehen im Wesentlichen aus dreierlei Quellen von verschiedener Art nnd Wirkung, nämlich aus schwefelhaltigen Säuerlingen, Stahl- und Alaunwassern.

Die schwefelhaltigen Quellen sind ganz farblos und so klar, dafs man beim Baden in dem Behälter jeden kleinen Gegenstand unterscheiden kann; der Geruch ist wie von Schwefelleber oder faulen Eiern, aber in der Entfernung wenig zu spüren; der Geschmack ist angenehm säuerlich und milder

als bei andern Wassern von gleichen Bestandtheilen. Diese Letztern sind: Kohlensäure, Schwefel, Bergasphalt, Kalk- und Thonerde, Salze und etwas Eisen. Das Wasser dient besonders gegen Brust-, Unterleibs- und Haut-Krankheiten.

Die Stahlwasser-Quelle ist eine halbe Stunde von Parad entfernt, hat einen angenehm säuerlichen, mäfsig prickelnden und tintenartigen Geschmack, ist klar und geruchlos, setzt einen ocherbraunen Satz ab und färbt die Behälter, die Gefäfse, worin das Wasser geschöpft wird, und die Wäsche braunroth. Dieses Wasser dient gegen alle aus Erschlaffung herrührende Krankheiten.

Das Alaunwasser ist gleichfalls klar, hat aber eine blafsgrünliche Farbe. Der Geruch ist unmerklich, der Geschmack süfslich, zusammenziehend und zugleich tintenhaft, wie der einer schwachen Eisenauflösung. Wenn man sich in diesem Wasser badet, oder längere Zeit die Hände darin wäscht, so zieht es die Haut, besonders an den Fingerspitzen, in Falten zusammen. Der Hauptbestandtheil ist Alaun; aufserdem findet man noch schwefelsaures Eisen, Bittersalz und Selenit darin. Am wirksamsten beweist sich der Gebrauch dieser Quelle gegen veraltete Ausschläge, Geschwüre, Blutflüsse, Gicht, langwierige Wechselfieber, Skropheln und selbst Wassersucht.

Die Curgäste finden ihr Unterkommen theils im Wirthshause, welches vier mit acht Wannen versehene Badezimmer hat, theils in einigen Nebengebäuden.

Aufser dem medizinischen Gebrauch versorgt die Alaun-

quelle auch noch eine Alaunsiederei mit dem nöthigen Wasser. Die zur Letztern gehörigen Gebäude, das Badhaus des Freiherrn Joseph v. Orczy, das Wirthshaus, eine Getraidmühle und einige andere Wohnungen, bilden das kleine aber niedliche Dörfchen Parad.

Das Pöstyéner Bad

befindet sich eine halbe Stunde von Pöstyen, am rechten Ufer der Waag, im Neutraer Comitat, im Dorfe Teplitz *) und heifst daher auch häufig das Teplitzer Bad. Das Wasser hat eine Temperatur von 48 bis 50° Reaum., und in ein Glas geschöpft, durchaus keinen Geruch; auch der Geschmack hat nichts Besonderes und es giebt, sobald es kalt geworden, ein gutes Trinkwasser. Die Heilkraft dieser Quellen wird vom Doctor Torkos in seinem Schediasma de Thermis Pösthyensis, Posony 1745, und von Kranz in seiner Untersuchung der Mineralquellen, sehr gerühmt und bewährt sich besonders in Lähmungen, Quetschungen und Zusammenziehungen der Nerven, bei Wunden, Rheumatismen, Verhärtungen und Krämpfen, so dafs es nichts Ungewöhnliches ist, Men-

*) Da dieser Name von dem slawischen Worte teply, welches warm bedeutet, herkommt: so sieht man, dafs auch der gleichnamige Badeort in Böhmen eben so und nicht Töplitz, wie es häufig, besonders im Auslande geschieht, geschrieben werden müsse.

D. H.

schen, die mit Krücken dahin kommen, nach einigen Wochen frisch und munter herumgehen zu sehen. Das Bad liegt in einer angenehmen und fruchtbaren Gegend, welche alle Feldfrüchte, besonders Mohn, Hanf, Flachs, Heidekorn und Hirse im Ueberflusse hervorbringt, und durch den sie in vielen Armen durchschlängelnden Flufs und die sie umgränzenden nahen und fernen Gebirge die schönsten Abwechslungen erhält.

Graf Joseph v. Erdödy, als Grundherr und Eigenthümer dieses Bades, liefs im Jahre 1822 die bisherigen zwei unbequemen und nicht zureichenden Badegebäude, nämlich das Wannenbad und das sogenannte Spiegelbad, ganz neu und im besten heutigen Geschmack bequem und dauerhaft aufführen. Das neue Wannenbad hat grofse Fenster und Jalousien, und vorn einen gedeckten Säulengang, unter welchen die Wagen trocken vorfahren können. Das Schlammbad bekam zugleich, so wie das Gehebad, zwei heizbare Nebenzimmer zum An- und Auskleiden, eines für die Männer, das andere für die Frauen. Auch für die Israeliten wurde ein ganz neues Bad eingerichtet. Um den Badegästen mehr Unterkunft zu verschaffen, wurden der Tanzsaal und das Kaffehhaus im grofsen Gasthofe aufgehoben und in das daneben befindliche zu diesem Zwecke neu aufgeführte Gebäude verlegt, wodurch dem Gasthofe zehn bequeme Wohnungen zuwuchsen. Jenes Gebäude neben dem Gasthofe, worin einst Handlungsgewölbe waren, enthält jetzt die Apotheke, das Kaffehhaus mit zwei Billards, einem Spiel- und Gesellschaftszimmer, und die Wohnung des

Kaffehwirths. An das Kaffehhaus stöfst der Tanzsaal mit einem Garderobe - Zimmer und einer Credenz. Am Ende des Saals führen einige Stufen zu einer Erhöhung, welche zum Sitz oder etwa zum Spiel der nichttanzenden Damen dient, auch bei theatralischen Vorstellungen als Schaubühne gebraucht werden kann. Hinter diesem neuen Gebäude ist ein Park angelegt, so grofs als der wegen des nahen Flusses beschränkte Raum nur immer erlaubte. In der Mitte dieses Parks steht eine Schweizerhütte für die Musik.

Die Heilkraft dieses Bades ist schon lange bekannt. Es soll bereits vom Jahre 1515 eine lateinische Beschreibung davon vorhanden seyn und der Ort selbst schon damals der Erdödy'schen Familie gehört haben.

Das Ranker Bad

liegt in der Nähe von Kaschau, in einer sehr reizenden Gegend, und wird nicht blofs von Kranken, die an Unterleib- und Brustbeschwerden leiden, sondern auch von den Einwohnern Kaschaus zum Vergnügen sehr häufig besucht. Das Wasser dient sowohl zum Trinken als zum Baden.

Die rund umher, zum Theil blofs für die Badegäste errichteten Gebäude sind dauerhaft erbaut und mit den nothdürftigsten Einrichtungen versehen; auch haben mehre Herrschaften sich eigene Häuser in Rank gebaut. Im Nothfall findet sich auch in den Bauerhäusern des nahegelegenen Dorfes erträgliche Unterkunft.

Der Pächter ist zugleich Gastwirth und giebt Wirthstafel (Table d'hôte) oder schickt den Gästen das Verlangte auf ihre Zimmer. Da jedoch viele Badegäste eigene Haushaltung führen, und andere zu diesen eingeladen werden: so ist der Gasttisch nicht immer nach Wunsch besetzt. Es gehört bei mehren Bewohnern der nahe gelegenen Städte zum guten Ton, einige Wochen, besonders kurz vorher, ehe man nach Bartfeld geht, in Rank zuzubringen. Der glänzendste Tag ist das Petri- und Pauli-Fest, am 29. Juni, an welchem der letzte und gröfste Ball in einem eigens dazu, zwar nur von Holz, aber doch geräumig erbauten Saale gegeben und von der tanzlustigen Jugend der benachbarten Städte zahlreich besucht wird. Nach dieser Zeit eilt fast Alles nach dem schönern und gröfsern Bartfeld, und Rank wird immer öder, bis es zu Ende Juli in der Regel fast ganz verlassen ist.

Ribáre,

ein Dorf in der Nähe der königlichen freien Stadt Altsohl, im Zoler Comitat, welche zwei Meilen von Neusohl und eben so viel von Schemnitz entfernt ist, hat auf einem benachbarten Hügel, am linken Gran-Ufer, Szljács (daher dieses Bad auch oft das Szljácaer heifst) sechs Heilquellen, von welchen drei zu Bädern eingerichtet und in einem gemeinschaftlichen Gebäude vereinigt sind, worin sich auch mehre mit Wannen versehene Wohnungen für die Badegäste befinden. Die Quelle gegen Südost ist angenehm lau, was von der auf dem Spiegel

rührt, welche auf den blofsen Körper sogleich beim Hineinsteigen ins Bad angenehm und erwärmend einwirkt. Die Quelle hat eine hölzerne Einfassung, ist beinahe 4 Fufs tief und etwa 4 Schritte breit und lang. Auf der einen Seite führt eine hölzerne Treppe hinab. Die Höhe der Gasschicht über dem Wasser richtet sich besonders nach den Veränderungen des Wetters; zuweilen beträgt sie kaum einige Zoll, nicht selten aber auch bis auf zwei und drei Fufs; im letztern Falle ist es unmöglich, sich ohne Gefahr zu ersticken in das Wasser zu begeben; aber auch im erstern Falle mufs man langsam und vorsichtig hineinsteigen und stets mit emporgehobenem Haupte stehen oder sitzen, indem schon ein einziges Einathmen des kohlensauren Gases betäubend ist. Die Quelle hat starken Zufluſs und man bemerkt ein immerwährendes kräftiges Aufwallen. Die zweite und dritte Quelle, in dem nämlichen Gebäude, haben auch hölzerne Einfassungen; jede hat aber einen sechs Mal gröfsern Umfang als die vorige. Die zweite liegt nordwestlich von der ersten, und ist ebenfalls 4 Fufs tief. Die dritte liegt von der zweiten ostwärts nur 3 Schritte entfernt, hat weniger Tiefe und wird auch am wenigsten gebraucht. Die Badenden fangen gewöhnlich mit der ersten Quelle an, und nachdem sie sich hier einige Minuten aufgehalten haben, gehen sie in die zweite, auf der nur selten eine Gasschicht liegt, und aus dieser treten manche noch in die dritte. Einige machen es auch umgekehrt.

Das abfliefsende Wasser dieser drei Quellen sammelt sich

in einem kleinen Bache, welcher gegen die Gran zu fliefst, aber nicht weit von seinem Ursprunge in einem Teiche aufgehalten wird. Jährlich, oder wenigstens alle zwei Jahre, mufs dieser Teich gereinigt werden, denn Alles wird darin (wie in Karlsbad) mit einer braunen kalkigen Masse überzogen, und selbst die Pflanzen, welche am Ufer wachsen, findet man nicht selten gänzlich mit Kalksinter überzogen. Aus dem Teiche fliefst das Wasser in einem hölzernen Kanale einer Mühle zu, dessen Wasserrad ebenfalls von Zeit zu Zeit von dem angesetzten Kalksinter gereinigt werden mufs.

Einige Hundert Schritte von den jetzt beschriebenen Quellen liegen seitwärts in einem Thale, das, von Osten mit Gebirgen eingeschlossen, sich gegen die Gran senkt und öffnet, drei andere Quellen. Die erste, östliche, ist mit einigen alten Baumstämmen eingefafst. Sie ist ein angenehmer Säuerling und dem Geschmacke nach die stärkste, ob sie gleich meistens ruhig ist und nur selten Luftblasen ausstöfst. Ihr Durchmesser beträgt nur fünf Spannen, aber die Tiefe ist sehr beträchtlich. Dreifsig Schritte davon nordwestlich liegt eine zweite, mehr am Abhange gegen die Gran. Sie wird die Tödtende genannt, weil man mehrmals todte Vögel, Hunde und Lämmer daneben gefunden hat, was von der Menge kohlensauren Gases herrührt, die von Zeit zu Zeit, je nachdem sich das Wetter ändert, daraus aufsteigt. Selbst Menschen haben schon, wenn sie sich dieser Quelle unvorsichtig genähert, ihr Leben dabei

und auch der Geschmack ist überhaupt nur wenig säuerlich. Nachdem das Wasser einige Schritte weit geflossen ist, verliert es sich in die Erde und kommt erst in einiger Entfernung, weiter unten im Thale, wieder zum Vorschein. Wenige Schritte nordwärts von dieser immer brausenden Quelle findet man gegen Norden einen kleinen Hügel, der ganz aus Eisenocher zu bestehen scheint. Wenn man ihn auf der Ost- und Nordseite betritt, so giebt er einen dumpfen Klang von sich, als wenn er hohl wäre. In der Mitte hat er eine Vertiefung von einigen Schuhen und hier scheint ehemals eine Quelle gewesen zu seyn. — Die dritte Quelle in diesem Thale ist 50 Schritte südwärts von der ersten entfernt, und bricht sehr stark aus dem Boden hervor. Ihr Geschmack ist angenehm säuerlich.

Alle diese Quellen sind zusammen genommen nicht so wasserreich und stark als die Badequellen, und bilden, etwas tiefer im Thale, einen Sumpf, aus welchem das herrlichste Erlengebüsch üppig hervorwächst. Die Menge von Kohlensäure aber, welche hier ausdunstet, erlaubt Niemanden, sich weit hinein zu wagen. Ueberall liegt hier unter der Dammerde eine Schicht Eisenocher mit Thon vermischt.

Aus dem Gesagten ist leicht zu urtheilen, dafs der Gebrauch des Ribárer oder Szljácser Badewassers zertheilend und stärkend wirken müsse. Besonders gute Dienste leistet es gegen Steinbeschwerden.

Der Szalatnyaer Gesundbrunnen

gehört unter die wichtigsten Mineralwasser von Europa, liegt im Honter Comitat, zwischen den Dörfern Szalatnya, Horvath und Szemered, enthält kohlensaures Eisen, Laugensalze, Glaubersalz, Kochsalz, Kalk und Magnesia, ist ganz farblos und klar, und wird blofs nach einer Erderschütterung auf kurze Zeit ein wenig getrübt.

Der Geschmack ist sehr prickelnd säuerlich, mit einem schwachen Nachgeschmack von Eisen, aber so angenehm, dafs die Bewohner der benachbarten Ortschaften kein anderes Wasser trinken mögen. Selbst die Hausthiere, die es einmal gekostet haben, eilen den Quellen aus beträchtlicher Entfernung zu, um sich an diesem Wasser zu erquicken.

Da dasselbe mit dem Lublauer, Bartfelder, Selter, Biliner und Spaaer Wasser in seinen Bestandtheilen sehr nahe übereinkommt: so hat es fast auch dieselben Wirkungen. Es befördert die Verdauung und den Blutumlauf, stillt Magenkrämpfe, lindert Steinbeschwerden und ist auch gegen Gicht und Rheumatismen von grofser Wirksamkeit.

Zur Unterkunft der Badegäste dient in der Nähe des Sauerbrunnens ein herrschaftliches, vom Fürsten Kohary 1804 errichtetes Gebäude, welches im ersten Stockwerke sechs und im Erdgeschosse drei Zimmer, nebst einer Küche enthält. Auch befinden sich in dem kleinen Nebengebäude sechs kleine für Gäste eingerichtete Zimmer. Der Badepächter giebt die Kost.

Szkleno

ist ein zur königlichen Berg - Cameral - Herrschaft Saxenstein gehöriges Dorf im Barser Comitate, an der Landstrafse zwischen Altsohl und Schemnitz. Es enthält mehre warme Quellen, welche auch die Glashüttner Bäder heifsen und zwar in ihren Bestandtheilen übereinkommen aber an Temperatur sehr verschieden sind. Alle haben ein klares, vollkommen geruch - und geschmackloses Wasser. Die höchste Temperatur findet man im Schwitzbade und in der Quelle am Pfarrhofe, wo Hühner abgebrüht und Eier gesotten werden können. Die mittlere Temperatur beträgt 44° Reaumur. Die Schwere kommt ziemlich der des destillirten Regenwassers gleich (?). Abgekühlt wird das Wasser dieser Quellen zum Trinken gebraucht. Ein Pfund Commerzial - Gewicht giebt 500 Gran feste Bestandtheile, nämlich

225 Gran schwefelsauren Kalk,
75 - schwefelsaures Natron,
35 - salzsaures Natron,
130 - kohlensauren Kalk,
20 - kohlensaures Eisen,
15 - Kieselerde,

Der Gehalt an kohlensaurem Gas ist sehr gering, da das meiste beim Hervorbrechen an der Quelle verdunstet. Man bedient sich dieses Wassers vorzüglich auch zum innern Gebrauche und es wirkt besonders auflösend.

Es finden sich hier folgende sechs Bäder:

1) Das Herrenbad, aus zwei geräumigen und lichten Badstuben bestehend, deren jede das nöthige Wasser aus einer besondern Quelle erhält.

2) Das Prinzenbad, ebenfalls sehr geräumig; es enthält sein Wasser aus einer vom Herrenbade ganz abgesonderten warmen Quelle.

3) Das Kaiserbad, nicht minder geräumig; es wird zum Theil aus der Quelle des Prinzenbades, zum Theil aus einer, von allen übrigen ganz abgesonderten Quelle versorgt.

4) Das Zipserbad, gröfstentheils nur für gemeine Leute bestimmt; es erhält sein Wasser aus einer im Bade selbst entspringenden Quelle.

5) Das Schwitzbad ist ganz in Tufstein ausgehauen und erhält seinen Wasser-Vorrath aus der nämlichen warmen Quelle, welche das Prinzenbad versorgt. Ueber dem Spiegel des Wassers ist eine in Tufstein aufwärts ausgehauene Höhle vorhanden, in welche man aus dem Bade auf Stufen ganz bequem gelangen kann. Je höher man in dieser Höhle hinaufsteigt, desto gröfser wird die Hitze. Mit Recht nennt man sie daher das Schwitzbad oder das Trockene Bād.

6) Das Gemeine Bad, welches auch mit einem besondern Schröpfbade versehen ist. Es hat ebenfalls eine besondere Quelle.

Aufser den, diese sechs Bäder mit Wasser versorgenden Quellen, giebt es noch mehre im Dorfe, worunter vorzüglich

am Pfarrhofe, gleich unterhalb der Kirchholnader entspringende Quelle merkwürdig ist, obschon sie an Ergiebigkeit den andern nachsteht. Sie wird zwar gewöhnlich auch mit in das Prinzenbad geleitet; aber auf Verlangen der Badegäste kann das Wasser auch für sich allein in ein abgesondertes, eigenes Wannenbad geführt werden.

Zur Beherbergung der Badegäste dienen

a) im Herrenbade 15 Zimmer mit 5 Küchen,

b) im Prinzenbade 8 Zimmer mit 2 Küchen,

c) im Kaiserbade 9 Zimmer mit 2 Küchen,

d) im Zipserbade und in der benachbarten ehemaligen Amalgamations-Mühle 6 Zimmer mit 2 Küchen und

e) im Schwitzbade 2 Zimmer.

Die königliche Schemnitzer Bergkammer hat, als Eigenthümerin dieser Bäder, für die Wohnzimmer äufserst geringe Preise festgesetzt. Für das Baden wird gar nichts bezahlt. Nur ist zu bedauern, dafs man bei kühler Witterung keine geheizte Nebenzimmer zum Aus- und Ankleiden findet. Zum Besten der Badegäste besoldet die königliche Hofkammer einen eignen geprüften Wundarzt, dessen Hilfe sich die Gäste bedienen können. Auch findet man in dem mit mehren Zimmern versehenen Wirthshause gute Speisen und Getränke zu billigen Preisen.

Da, wie schon oben bemerkt, die Bergstadt Schemnitz nur zwei, und Kremnitz nur etwas über drei Stunden von

Szkleno entfernt ist, und die Strafse dahin, an welcher Skleno liegt, stets in gutem Stande erhalten wird: so ist es, zur Unterhaltung der Badegäste, ein Leichtes, in diese zwei Haupt-Bergstädte Ungarns zu gelangen, dort alle Merkwürdigkeiten zu besehen und sich insbesondere mit dem gesammten Berg-, Poch-, Hütten- und Münzwesen bekannt zu machen.

Eine andere Sehenswürdigkeit ist auch der ¾ Stunden von Szkleno entfernte Hliniker Mühlstein-Bruch, aus dem alle Jahre viele Hundert Mühlsteine in alle Theile des Königreichs Ungarn verführt werden.

Szobrántz,

ein dem Grafen Christoph Sztaray gehöriger, 8 Meilen von Kaschau und zwei Meilen von Unghvar liegender Marktflecken, im Unghvarer Comitate, hat ein in ganz Ungarn berühmtes Schwefelbad, welches seiner aufserordentlichen Heilkräfte wegen sehr stark besucht wird. Es ist besonders sehr auflösend und blutreinigend und zeigt sich daher bei allen Verhärtungen und Verstopfungen, bei scrophulösen und Hautkrankheiten, bei Nervenübeln, Gicht, Podagra u. s. w. äufserst wirksam. Der Kranke geht, nach Umständen, zwei bis drei Mal täglich ins Bad, in welchem er höchstens eine halbe Stunde verweilt und trinkt aufserdem den Tag über gegen zwei Pfund Wasser, welches aber sehr stark auf den Stuhl wirkt, daher dieser innerliche Gebrauch von schwächlichen Personen ganz unterlassen werden mufs.

Das Wasser ist von Natur kalt, wird aber zum Baden er-

zwar trübe und fast milchfarbig aus, ist jedoch in ein Glas geschöpft, dennoch rein und klar, hat einen unangenehmen, dem von faulen Eiern gleichen Geruch und einen durchdringenden, salzigen, schwefelartigen Geschmack; auch wird der Schwefeldunst schon in ziemlicher Entfernung vom Bade gerochen. Uebrigens bleibt es bei jeder Witterung unverändert.

Die Hauptquelle, welche zum Baden und Trinken gebraucht wird, hat 24 Fufs ins Gevierte, bei einer Tiefe von 10 Fufs, ist sehr ergiebig und liefert vom 15. Mai bis 1. September täglich 120 Bäder, soll sich indessen während der heifsesten Zeit etwas vermindern. Ein Pfund dieses Wassers enthält 20 Gran Kochsalz, 6 Gran Selenit, 4 Gran kohlensauern Kalk, 2 Gran kohlensaure Magnesia, 3 Gran Bittersalz, 1 Gran Glaubersalz, 12 Gran salzsaure Kalkerde und in 100 Kubikzoll gegen 40 Kubikzoll Schwefelleber-Luft.

Aufser dieser Hauptquelle sind noch zwei andere vorhanden, welche bis zum Jahr 1822 in Schlamm vergraben lagen, auf Befehl des Eigenthümers aber abgezapft und gereinigt wurden, und jetzt, wie man behauptet, noch stärker und heilsamer sind als die Erstere. Endlich befindet sich kaum hundert Schritte von der Hauptquelle noch eine vierte reichhaltige, welche einen grofsen Teich bildet und das beste Trinkwasser liefert.

Vierzehn Badekammern, jede zu zwei Wannen für Standespersonen, dann 7 andere zu drei und vier Wannen für geringere Leute, und eben so viel für Juden, sind hier zum Bedarf voll-

kommen hinlänglich. Zur Unterkunft und Bequemlichkeit der Badegäste sind in 7 Gebäuden 48 Zimmer und 4 Küchen vorhanden, in welchem zehn Familien, die eigene Wirthschaft führen, kochen können; aufserdem giebt es auch noch einen christlichen und einen israelitischen Gastwirth. Das ziemlich grofse Wirthshaus hat Stallungen für 40 Pferde und Schuppen für 20 Wagen. Denjenigen Badegästen, welche ihre eigene Haushaltung führen, bieten die Bauernweiber aus der Nachbarschaft allerlei Lebensmittel, besonders Forellen, um einen Spottpreis zum Verkaufe an.

Die Umgebungen des Bades sind angenehm. Es liegt zwischen drei Birkenwäldchen, wovon das eine mit ausgehauenen Wegen und Ruheplätzchen versehen ist. Spaziergänger, die einen etwas weitern Weg nicht scheuen, finden in dem eine Viertelstunde entfernten weitläufigen und im schönsten englischen Geschmack angelegten Garten des Gutsbesitzers von Ribnicz die angenehmste Erholung. Noch Andere machen einen Spaziergang zu dem anderthalb Stunden entfernten, sogenannten Meerauge, einem kleinen See, der zwei Stunden im Umfange und eine sehr schöne Lage hat, oder sie besuchen die in der Nachbarschaft dieses Sees angelegten gräflich-Sztárayschen Eisenwerke zu Fel Remete.

Diese Eisenwerke gehören zu den bedeutendsten und sehenswürdigsten des Königreichs. Der schöne Hochofen, mit einem Schacht von 47 Schuh und durch eiserne Cylinder-Gebläse betrieben, hat einen durch Wasser in Bewegung gesetzten Kohlen- und Erzaufzug, von welchem Erz und Kohlen auf

sogenannten englischen Bahnen in blechernen Behältern über das Mundloch des hohen Schachtes des Hochofens von einem einzelnen Menschen mit einer Hand gestofsen werden. Alles Maschinenwerk bei diesem Hochofen ist, so wie die dabei errichteten Hämmer, von Gufseifsen.

Der Hochofen liefert jährlich von einem armen 27 procentigen Eisenstein, 7 bis 10000 Centner Eisen, welches für das beste in Ungarn gehalten wird. Auf den Hämmern sind in Allem acht Schlagwerke, eine Nagelschmiede auf 4 Essen, zwei Zeugschmieden, zwei Pochwerke, zwei Mahl- und zwei Sägmühlen, und in der Entfernung von einer Viertelstunde eine Pottaschensiederei. Alle diese verschiedenen Werke sind durch schattige Gänge am Ufer des Flusses mit einander verbunden. Aufser dem herrschaftlichen Gebäude, jenem des Pächters und einem andern für die Beamten, nebst einem gemauerten Wirthshause, zählt diese Ansiedlung noch 58 Häuser, in welchen ungefähr 368 Menschen, die meistens bei den Arbeiten angestellt sind, wohnen.

Das Teplitzer Bad

ist das nämliche, welches wir bereits oben unter der Benennung des Pöstyéner beschrieben haben.

Trentsin.

ist eine königliche Freistadt im gleichnamigen Comitat, am linken Ufer der Waag, 13 Meilen von Prefsburg. Sie besteht

aus der innern oder eigentlichen Stadt, zwei Vorstädten und dem zu diesen gehörigen Dorfe Humna. Die Stadt hat 86, die Vorstädte 320 Häuser, zusammen mit 2898 Einwohnern. Zur besondern Zierde dient der Stadt das uralte, auf dem Rücken eines hohen Felsen erbaute Schlofs mit dem merkwürdigen 95 Klafter tiefen Brunnen, der von türkischen Kriegsgefangnen ausgehauen worden ist. Aufserdem sind in der Stadt das Comitatshaus, das Rathhaus, das königliche adelige Convict und die schöne und prächtige, vom Erzbischof Lippay 1652 erbaute und dem Heil. Franz Xaver geweihte Kathedralkirche, die merkwürdigsten Gebäude. In den Vorstädten haben die Protestanten ein Bethaus nebst einer Schule, und die Juden eine Synagoge.

Das Trentsiner Bad gehört unter die ältesten Bäder und soll, nach Angabe des berühmten mährischen Arztes Thomas Jordan v. Klausenburg, wie wohl mehre Bäder, zufällig durch einen Kuhhirten entdeckt worden seyn. Es liegt zwei Stunden von der Stadt und eine Stunde von der Waag, auf der dem Grafen Stephan v. Illesházy gehörigen Herrschaft Dubnitz, im Dorfe Teplitz (welches also nicht mit dem vorhin erwähnten gleichnamigen Badeorte im Neutraer Comitate zu verwechseln ist). Der Ort hat 80 Bauernhäuser, in denen die Badegäste um einen billigen Preis Unterkunft finden. Sodann ist hier ein grofses herrschaftliches Gebäude, die Wohnung des Speisewirths, nebst mehren geräumigen Wohnungen für die Badegäste, und ein grofser Speisesaal. Wem es beliebt, der kann auch auf seinem Zimmer speisen. Den Hintergrund des

Orts bildet das gräfliche Castell, welches die gräfliche Familie während der Kurzeit bewohnt. Der gröfste Theil desselben ist jedoch dem Pächter des vortrefflich eingerichteten Kaffehhauses überlassen; der geräumige Saal wird zu Bällen benützt und das Uebrige ist zu Wohnungen für hohe Badegäste eingerichtet.

Rückwärts vom Castell befinden sich die beiden grofsen Badegebäude und das sogenannte Herrschafts- und Offiziers-Bad.

Links abwärts vom Castell führt eine von beiden Seiten mit Häusern besetzte Strafse zu einem dem geselligen Vergnügen gewidmeten Garten. Tiefer im Thale, welches von der Tepla angenehm durchschlängelt und von hohen Gebirgen eingeschlossen wird, gelangt man, auf einem für Fufsgänger ungemein anziehenden Spaziergang, zu dem ehemaligen Jägerhause, das jetzt in ein Gasthaus umgewandelt ist.

Dem Castell gegenüber befinden sich das Bürger-, das Juden- und das Armenbad (vermuthlich alle drei in einem und demselben Gebäude). An dieses stöfst ein grofses herrschaftliches Gebäude, die Wohnung des Comitats-Commissärs, welcher nebst der Vorspanns-Direction auch die Polizei-Aufsicht führt; auch die Wohnung des Bademeisters nebst noch einigen andern, so wie eine mit allen Nöthigen versehene Spezerei-Handlung, befinden sich daselbst. Die Ansicht schliefst mit der unter hohen schattigen Linden aufgerichteten Bildsäule des Heil. Johann von Nepomuk. Auf dem Platze steht die

kleine Kirche, welche von einem Halbkreise wohlgebauter Buden eingeschlossen wird, in denen mehre auswärtige Handelsleute während der Kurzeit allerlei geschmackvolle Artikel für Damen und Herren zu verkaufen haben.

Man badet hier in Gesellschaft, und zwar unentgeldlich. Die Bestandtheile des von Natur warmen Wassers sind geschwefeltes kohlensaures Gas, Kochsalz, kohlensaures Natron und Kalkerde. Das Herrschaftsbad hat 29 ½, das Offiziersbad 30 ¼, das Bürgerbad 29 ⅓, das Neubad 30 ½, das Judenbad 28 ¾ das Armenbad 28 ½, das kalte Bad 28 ½ und das Brünnel (das blofs getrunken wird und besonders auf die Harnwege wirkt) 32 Grad des Reaumurischen Thermometers. Der Gebrauch dieses Bades erweist sich besonders wirksam bei Lähmungen, Bleichsucht, Hysterie und Gicht.

Das Vichnyer Bad,

auch unter dem Namen des Eisenbacher bekannt, liegt zwei Stunden von Schemnitz. Es besteht aus einem sehr geräumigen, seit einiger Zeit merklich vergröfserten und mit vier abgesonderten Kammern zum An- und Auskleiden versehenen Herrschaftsbade. Aufser diesem giebt es noch vier besondere Badekammern mit Wannen. Alle diese Bäder erhalten ihr Wasser aus einer auf der Anhöhe über dem Badegebäude entspringenden, wasserreichen warmen Quelle. Das Wasser ist da, wo es hervorbricht, vollkommen klar und durchsichtig, geruch- und geschmacklos.

Die Wärme beträgt 32° Reaum; 100 Kubikzoll enthalten 20 kohlensaures Gas. Ein Commercial-Pfund enthält an festen Bestandtheilen 8 Gran; diese bestehen aus

schwefelsaurem Kalk	3,41	Gran,
detto Natron	0,65	–
salzsaurem Natron	0,60	–
kohlensaurem Kalk	1,75	–
detto Eisen	0,95	–
detto Bittererde	0,40	–
Kieselerde	0,20	–

Dieses Wasser gehört im Ganzen unter die stärkenden Mineralwasser und kann auch innerlich gebraucht werden. Für ein einmaliges Baden in dem (gemeinschaftlichen) Herrschaftsbade wird 7 kr. und für ein Wannenbad 24 kr. W. W. bezahlt.

In dem Badegebäude befinden sich für die Badegäste 44 mit der nöthigen Einrichtung versehene Zimmer. Da aber diese nicht hinreichend sind, so finden diejenigen, welche ihre eigne Küche zu führen wünschen, in den benachbarten Privatgebäuden ein gutes Unterkommen, worunter sich besonders die von einem Schemnitzer Bürger und Handelsmann, Namens Plank, ganz neuerbauten, mit mehren Zimmern und niedlicher Einrichtung versehenen, zwei Häuser auszeichnen.

In dem Badegebäude befindet sich auch ein Kaffehhaus, Speise- und Tanzsaal. Auch mangelt es nicht an angenehmen und abwechselnden Spaziergängen. Besonders aber gewährt der, ungefähr 200 Klafter vom Bade entfernte, gegen Eisenbach

gelegene, auf einer sanft aufsteigenden Gebirgslehne zwar nur einfach, aber doch eben so geschmackvoll als nutzbringend angelegte Obstgarten, Stepnitza genannt, eine schöne Aussicht. Er ist mit anmuthigen Ruheplätzen, Grotten und einem vortrefflichen, fast eiskalten, Quellwasser versehen. Man kann von diesem Garten aus nicht nur die ganze, höchst anziehende Umgebung des Bades, sondern auch die Dörfer Eisenbach und Pesserain, und die weite, mit Waldungen, fruchtbaren Obstgärten und Wiesen prangende Gebirgsgegend übersehen.

Merkwürdig ist auch das gleich in der Nachbarschaft dieses Gartens befindliche, aus zertrümmerten und über einander gehäuften Steinmassen bestehende, sogenannte Steinmeer, welches wahrscheinlich einem Bergsturze seinen Ursprung zu verdanken hat.

Aufser dem befinden sich in der Eisenbacher Umgebung auch mehre bedeutende Gold- und Silber-Bergwerke, worunter die St. Anton v. Padua benannte und die Heil. Dreikönigstollner Berghandlung die vorzuglichsten und merkwürdigsten sind. Drei Stunden von Eisenbach entfernt liegt der Marktflecken Zsarnovicz, mit einer ansehnlichen königlichen Silber-Schmelzhütte, welche von wifsbegierigen Badegästen besehen zu werden verdient.

Die Glashüttner (bei Szkleno) und Eisenbacher Bäder sind nur zwei Stunden von einander entfernt.

THADDAEUS HAENKE.

Zu Sommers Taschenbuch 1827. S. 257.

UNIV. OF MICH.

V.

Thaddäus Hänke*).

Thaddäus Hänke wurde am 5. Oktober 1761 zu Kreibitz, im Leitmeritzer Kreise des Königreichs Böhmen, ge-

*) Wir übersetzen die Lebensgeschichte dieses um die Botanik und botanische Geographie hochverdienten böhmischen Naturforschers aus der von Sr. Excellenz dem Herrrn Grafen Kaspar v. Sternberg, k. k. wirklichen Geheimen Rath, Präsidenten des k. böhm. Museums etc. etc. verfafsten Vorrede zu dem vor Kurzem begonnenen Werke: Reliquiae Haenkeanae, seu descriptiones et icones plantarum, quas in America meridionali et boreali, in insulis Philippinis et Marianis collegit Thaddaeus Haenke, Philosophiae Doctor, Phytographus Regis Hispaniae. Cura Musei Bohemici. Fasciculus I. Cum Tabulis XII. aeri incisis. Pragae, apud J. G. Calve,

boren. Sein Oheim, der Pfarrer Eschler zu Robitz, ertheilte ihm nicht nur den ersten Jugendunterricht, sondern bereitete ihn auch mit dem besten Erfolg zu den höhern Studien vor, so dafs er die Hochschule zu Prag beziehen konnte. Hier fand der junge Hänke, mit andern Mitschülern, bald eine sehr freundliche Aufnahme in dem Hause des wackern Arztes, Dr. Johann Meyer, welcher seinen Eifer für Naturwissenschaften belebte und auf mannichfaltige Weise durch Lehre und Umgang zur gröfsern Ausbildung des jungen Mannes beitrug. Nachdem er im Jahre 1782 die Würde eines Doctors der Philosophie erlangt hatte, widmete er sich hauptsächlich der Heilkunde, ohne jedoch Physik und Mathematik zu vernachlässigen, bezog eine Wohnung bei dem Professor der Botanik, Joseph Gottfried Mikan, und beschäftigte sich unter dessen Leitung und Anweisung besonders mit Pflanzenkunde. Er war der Erste, welcher im 18. März 1784 in Böhmen einen Luftball

---

Bibliopolam, M. DCCC. XXV. Die Verdienste des würdigen Verstorbnen konnten nicht leicht eine ehrenvollere Anerkennung finden, als dadurch, dafs die Herausgabe seines botanischen Nachlasses und die Darstellung seines eben so ruhm- als mühevollen Lebens in die Hände eines Mannes fielen, den nicht nur das Ausland als einen der ausgezeichnetsten Gelehrten seines Faches lobpreist, sondern in dem auch die vaterländische Wissenschaft und Kunst einen ihrer grofsmüthigsten Beschützer und eifrigsten Beförderer dankbar verehrt.

D. H.

steigen liefs und der gute Erfolg dieses Versuches wurde allgemein lobpreisend anerkannt.

Sich in den Nebenstunden und Ferien seinen botanischen Studien widmend, durchwanderte er fleifsig die vaterländischen Wälder und Gebirge und bereicherte den k. botanischen Garten zu Prag mit einer Menge seltner lebender Pflanzen. Am 15. Juli 1786 unternahm er, aufgemuntert durch die k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften, in Begleitung einiger Mitglieder derselben, eine Reise in die Sudeten und machte ein paar Jahre darauf seine Beobachtungen über die Flora dieses Gebirges in den Verhandlungen jenes Gelehrten-Vereins bekannt.

Noch im Herbste des nämlichen Jahres begab er sich, zur Vollendung seiner ärztlichen Studien, nach Wien. Empfehlungsschreiben des Dr. Meyer verschafften ihm bei mehren angesehenen Männern daselbst, namentlich bei dessen vertrautem Freunde, Jgnaz von Born, die beste Aufnahme, und seine Beschäftigung mit der Pflanzenkunde brachte ihn bald in sehr genaue Verbindung mit dem Freiherrn von Jacquin, der, wie dessen Sammlungen und Werke ausdrücklich bezeugen, von der Geschicklichkeit des jungen Hänke zur Erleichterung bei seinen eignen Arbeiten häufig Gebrauch machte.

Wenige Tage bereits nach seiner Ankunft in Wien hatte er seinen Bruder Aloys, der als Cavallerie-Offizier in Oedenburg lag, besucht und bei dieser Gelegenheit botanische Wanderungen nach dem Neusiedler See, den gebirgigen Ufern

der Leitha und den ebnern Gegenden des Oedenburger Comitats unternommen.

Im Winter des Jahres 1787 überstand er glücklich eine heftige, damals epidemische Bräune und im Junius erhielt er wegen der sich um die Pflanzenkunde seines Vaterlandes erworbenen Verdienste, von der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften die silberne Ehren-Denkmünze. Noch im nämlichen Jahre, im Juli, bereiste er den Schneeberg in Unter-Oestreich und von hier aus Steiermark und einen Theil Kärnthens.

Im Sommer 1788 unternahm er, in Gesellschaft des Grafen v. Sickingen, eine gröfsere Reise durch Steiermark, Kärnthen, Krain, Friaul, Tyrol und Salzburg, und entdeckte eine Menge neuer Pflanzen, welche er später in des Freiherrn v. Jacquin Collectaneen etc. beschrieb.

Im Jahr 1789 nahm er, mit Bewilligung Kaiser Josephs II., die ihm vom Könige von Spanien angetragene Stelle eines Naturforschers und Botanikers (Fisico-Botanico Comisionado por S. M. Catolica) auf dem damals von der spanischen Regierung, zu einer Reise um die Welt, unter Malaspina's Anführung, ausgerüsteten Schiffe an. Er verliefs Wien am 26. Juni und reiste über Strafsburg und Paris nach Madrid, wo er am 20. Juli anlangte. Er verweilte hier nur acht Tage, um die nöthigen Pässe und Verhaltungsbefehle in Empfang zu nehmen, und begab sich dann sogleich nach Cadiz, wo sein Schiff bereits seit längerer

Zeit auf ihn gewartet hatte. Als er am 31. Juli hier ankam, erfuhr er zu seiner gröfsten Betrübnifs, dafs Malaspina schon den Tag vorher unter Segel gegangen sei. Auf seine Anfrage bei der Regierung, was er jetzt zu thun habe, ward ihm die Weisung, sich an Bord der ebenfalls im Cadizer Hafen segelfertig liegenden, nach dem Rio La Plata bestimmten, Jacht (Colocem), Nuestra Señora del buen Viage (Unsere Liebe Frau von der glücklichen Reise) zu begeben. Hänke traf mit derselben am 25. Nov. glücklich an der Mündung jenes Flusses ein. Voll freudiger Erwartung, seine Gefährten bald einholen zu können, und ämsig mit dem Einpacken seiner Sachen und mit den Anstalten zur Landung beschäftigt, achtete er nicht auf die heftige Bestürzung, welche sich in Folge eines plötzlich herannahenden Sturmes aller Gemüther auf dem Schiffe bemeistert hatte. Indem er das Verdeck bestieg, scheiterte das Schiff. Hänke rettete nichts als seinen Linné, seine Pässe, Vollmachten und Empfehlungen und begab sich damit nach Monte Video, wo die Nachricht, dafs Malaspina schon am 15. Nov. von hier weiter nach den Falklands-Inseln gesegelt sei, den armen getäuschten Mann gänzlich zu Boden drückte. Er lag hier drei Wochen krank, nahm, als er wieder genesen war, seinen Weg nach Buenos-Ayres, und fafste, da er auch hier nichts von Malaspina hörte und dieser nunmehr schon um das Kap Horn nach Valparaiso in Chili gesegelt seyn mufste, den kühnen Entschlufs, von hier aus zu Lande quer durch Amerika vorzu-

dringen und sich über die Cordilleren nach der Hauptstadt Chilis zu begeben.

Im Monat Februar 1790 verliefs also Hänke Buenos-Ayres, durchwanderte die Pampas (Ebenen von Buenos-Ayres) und ging über die Cordilleren. Hier mufste er in Folge einer durch das ungewohnte Klima dieser hohen Gebirgsgegenden entstandenen Unpäfslichkeit eine kurze Zeit verweilen und erst am 2. April erreichte er Santiago, Chilis Hauptstadt. Ueberall hatte er auf dieser Reise Pflanzen gesammelt und aufbewahrt. Er genofs endlich des lange ersehnten Vergnügens, mit dem Kapitän Malaspina, der unterdessen in Valparaiso angekommen war, und dessen Reisegefährten zusammenzutreffen. Alle frühere Beschwerlichkeiten und Unglücksfälle nunmehr gänzlich vergessend, begab er sich sogleich an Bord der Corvette Descubierta (die Entdeckung) und setzte auf derselben am 6. April seine Reise fort. Man landete nach einander in den Häfen Coquimbo, Copiapo, Arica und am 21. Mai 1790 in Callao, von wo aus unser Hänke fünfzehn Kisten mit Naturalien an die spanische Regierung nach Cadiz abschickte. Einige für sich selbst gemachte Sammlungen, welche er dieser Sendung beifügte und an einen Freund und Landsmann in Cadiz adressirte, sind nebst andern erst später und zum Theil in einem durch die Nachlässigkeit der Besorger, ungeachtet diese um die gröfste Aufmerksamkeit von Hänke gebeten worden waren, sehr verdorbenen Zustande bei seiner Familie in Böhmen eingetroffen.

Kaum hatte Hänke Perus Hauptstadt, Lima, betreten, als ihm der Vicekönig Don Pezuela eine Reise in die höchsten Theile des Andengebirges auftrug. Er besuchte die Provinz Huanocco und die hier eingebornen Völkerschaften der Chunchos, Patavos u. a., drang bis zu den Quellen des Amazonen-Stromes vor und verfolgte diesen abwärts bis dahin, wo er schiffbar wird. Wie reich diese mehr als hundert und fünfzig teutsche Meilen umfassende Reise an botanischer Ausbeute gewesen sei, beweisen zahlreiche in seinem Nachlasse vorgefundene, die seltensten Pflanzen enthaltende und alle sorgfaltig überschriebene Packete *).

Am 20. Sept. 1790 verliefs die Expedition Callao und segelte nach Truxillo und Guayaquil. Hänke benützte die Zeit des Aufenthalts zu Streifzügen in das Innere von Quito und bestieg die höchsten Gipfel der Anden, selbst den Chimborasso und den Pichincha. Mehre Packete in seinem Nachlasse enthalten die Früchte dieser Wanderung. Auch von Pflanzen aus den Umgebungen Panama's, wohin im Dezember die Reise fortgesetzt wurde, ist eine Sammlung vorhanden.

Am 2. Februar 1791 landeten die Schiffe im Hafen von Acapulco in Neu-Spanien, nachdem sie vorher den von

*) Die hier und an andern Stellen dieses Aufsatzes erwähnten Pflanzensammlungen sind gegenwärtig ein Eigenthum des k. böhm. Museums.

D. H.

Guatimala berührt hatten. Da ein Hauptzweck der Reise Malaspina's die Aufsuchung einer vermeintlichen Durchfahrt war, welche nach der ziemlich unzuverlässigen Reisebeschreibung des ältern spanischen Seefahrers Maldonado *) von der Küste von Labrador nach dem grofsen Weltmeere führen sollte: so verliefs die Expedition Acapulco am 1. Mai und wandte sich weiter nordwärts nach den Küsten von Californien, Neu-Albion, Neu-Georgien, Neu-Hannover und Neu-Wales bis zum Prinz-Wilhelms-Sund, welche Punkte alle aufs sorgfältigste durchforscht wurden, ohne dafs jedoch nur eine Spur von der angeblichen Durchfahrt Maldonados aufzufinden gewesen wäre. Malaspina wandte sich daher, nach einem kurzen Aufenthalte im Hafen Mulgrave und in der Behrings-Bay wieder nach Süden und ging am 13. August im Noutka-Sund vor Anker. Von hier segelte die Corvette Atrevida weiter nach Acapulco, und die Descubierta, auf welcher sich Hänke befand, landete im Oktober zu San Blas, von wo sie später gleichfalls nach Acapulco unter Segel ging.

Ohne Zweifel hat Hänke, seiner Gewohnheit nach, nirgends, wo die Schiffe landeten, unterlassen, Streifzüge in die Umgebungen anzustellen und Pflanzen zu sammeln. Gleich-

*) In der Urschrift steht durch Druckfehler Maldonalefo.
D. H.

wohl besitzen wir von dieser Reise nichts als einige Packete mit Pflanzen vom Noutka-Sund, den Häfen Mulgrave, Acapulco und der Marquesas.

Im Monat November unternahm Hänke ganz allein eine Reise nach der Hauptstadt Mexico, von welcher er im Dezember wieder nach Acapulco zurückkam. Fünf Packete enthalten die auf dieser Reise gesammelten mexicanischen Pflanzen.

Am 21. Dezember ging die Expedition aus dem Hafen von Acapulco nach dem Grofsen Weltmeere unter Segel. Man besuchte die Inseln Tinian und Guaham und ging am 27. März 1792 bei Manila, der Hauptstadt der Philippinen, vor Anker. Wie thätig Hänke auf den Marianen für seine Wissenschaft gewesen, dafür zeugen zwei Packete mit Pflanzen dieser Inseln.

Hänke und noch ein anderer Naturforscher, Don Antonio Pineda, spanischer Oberst, der sich sehr eifrig mit Zoologie beschäftigte, beschlossen die trockne Jahreszeit zu verschiedenen Fufswanderungen in das Innere der Insel Luzon anzuwenden. Pineda wählte sich die Umgebungen von Bulacan, Hänke die Provinzen Illocos, Panquasing, und Pampanga zum Gegenstande seiner Forschungen, gelangte bis nach Neu-Segovia, besuchte die Häfen Sorzogon und Cavite, und traf im Anfange des Juli, ganz krank von der ausgestandenen Hitze, wieder in Manila ein. Pineda war am 21. Juni zu Badoc in Illocos gestorben. Wir besitzen, als Früchte dieser Wanderungen Hänke's, mehre Packete mit

Pflanzen, namentlich aus den Häfen Sorzogon und Palapa und von dem Vulkan Alboi (?Abbay?).

Am 16. Nov. 1792 schrieb Hänke an seine Freunde: „Heute lichten wir die Anker, um nach den Inseln Mindanao, nach Neu-Holland, Botany-Bay und den Gesellschafts-Inseln zu segeln; den Beschluss der Reise wird La Concepcion de Chili machen“ u. s. w. Weder Pflanzensammlungen noch Briefe sind vorhanden, aus denen man ersehen könnte, dass Hänke alle diese Punkte wirklich besucht habe; nur aus dem vom Madrider Hydrographischen Dépôt bekannt gemachten Tagebuche der Schiffe Atrevida und Descubierta *) erfährt man, dass Hänke wirklich auf den Gesellschafts-Inseln gewesen, nach Neu-Holland aber nicht gekommen sei.

*) Memorias sobre las observaciones astronomicas hechas por los Navegantes Españoles en distintos lugares del Globo. II. Vol. in 4. Madrid, 1809. — Eine Nachricht über die ganze Reise Malaspinas enthält der sechste Band der zu St. Petersburg in russischer Sprache erscheinenden Nachrichten, herausgegeben vom kaiserlichen Admiralitäts-Departement für Schifffahrt, Wissenschaft und Literatur. (Acht Bände. 1807 — 1825). Es befindet sich bei diesem Artikel folgende Anmerkung: „Das Tagebuch der Malaspin'schen Reise, welches nirgendwo gedruckt worden, kam, durch eine Reihe sonderbarer Vorfälle, deren Erörterung hier zu umständlich wäre, nach St. Petersburg, wo es von Sr. Majestät dem Kaiser gekauft und der Bibliothek des Admiralitäts-Departe-

Im Jäner des Jahres 1794 landete Hänke mit seinen übrigen Gefährten glücklich im Hafen von Concepcion (in Chili) und fafste hier den kühnen Entschlufs, in Begleitung dreier Gefährten das Innere Süd-Amerikas, von Patagonien und Paraguay bis Buenos-Ayres, zu durchwandern und in sechs Monaten wieder nach Europa zurückzukehren. Im April kam er nach St. Michael de Tucuman, durchstreifte ganz Chili, überstieg die Gebirgskette Aracana, besuchte den grofsen See Adalgala und traf auf dieser Wanderung mit mehren Stämmen der indischen Ureinwohner zusammen. Nach einem kurzen Aufenthalte in der Stadt Salta und deren Umgebungen begab er sich nach den Städten Jujui (Xuxui) und Potosi und erreichte im Juni desselben Jahres La Paz. Allen Gefahren und Beschwerlichkeiten die gröfste Unerschrockenheit und Ausdauer entgegensetzend, durchstrich unser Hänke auf

---

ment geschenkt wurde. Diefs geschah am 4. August 1820. Darauf machte am 2. Nov. 1823 der Herr Capitain-Commodore von Krusenstern den Vorschlag, das wichtige spanische Manuscript aus der Originalsprache ins Französische und nachher ins Russische zu übersetzen, beide Uebersetzungen mit einander zu vergleichen und dann in Bruchstücken in die „Nachrichten des Departements“ aufzunehmen, da selbige von dem grössten Interesse sind.“ S. Hertha, IV. Band, I. Heft, Geographische Zeitung, S. 49 u. f. Wahrscheinlich finden sich in diesem Tagebuche auch zerstreute Notizen über unsern Hänke.

D. H.

diesen Streifzügen das Anden-Gebirge zu wiederholten Malen nach allen Richtungen. Noch im nämlichen Monate unternahm er eine Reise nach den goldreichen Tiupani-Bergen, drang in die Provinz Mojos (Moxos) bis zu den Flüssen Beni und Rio Grande vor, bewunderte die von Alexander von Humboldt in seiner Reise nach dem Cassiquiare mit den lebhaftesten Farben geschilderte Ueppigkeit und Pracht der dortigen Pflanzenwelt und langte, nachdem er von der Rohheit wilder Völkerschaften, der Gefräfsigkeit reifsender Thiere, den Stichen giftiger Insekten so wie von Regengüssen und Ueberschwemmungen Unsägliches zu erdulden gehabt hatte, am Schlufs des Jahres 1794 glücklich in der Stadt Santa Cruz de la Sierra an. Nach einiger Erholung ging er im Mai 1795 von hier durch den Bezirk Chuquisaca wieder nach Potosi zurück, wo er sich auf Befehl der Regierung verschiedenen wissenschaftlichen Arbeiten unterzog. Im Jahr 1796 begab er sich endlich nach Cochabamba *) und schlug hier, obschon er aus Liebe zum Vaterlande die Hoffnung, bald nach Europa zurückkehren zu können, nicht aufgab, seinen Wohnsitz auf. Er beschäftigte sich mit Physik, Botanik, Chemie, Geographie, Ethnographie, Mathematik, Musik, Ausübung der Heilkunde, ja sogar in freien Stunden aufs eifrigste mit dem Unterrichte des Volkes in der christlichen Religion, und

*) Gegenwärtig zu dem neuen Staate Ober-Peru oder Bolivia gehörig. D. H.

verfafste mehre populäre Schriften über die Bereitung des Salpeters, der Schwefelsäure und des Schiefspulvers*).

Theils auf Befehl der Regierung, theils aus eignem Antrieb besuchte Hänke von Zeit zu Zeit nähere und entferntere Gegenden, und wurde besonders von den indischen Völkerschaften, seines leutseligen und verständigen Benehmens, so wie seiner ärztlichen Kenntnisse wegen, sehr geschätzt und freundlich aufgenommen. Im Jahr 1800 begleitete er eine Truppenabtheilung, welche die in der Landschaft Chiquitos herumstreifenden, noch unabhängigen Indier bekämpfen sollte, bestieg bei dieser Gelegenheit die Cordilleren-Kette von San Fernando, und kam zum zweiten Male nach der Provinz Mojos, von wo er am Schlusse des Jahres 1801 wieder nach Cochabamba heim kehrte. Seine Thätigkeit war fortwährend der immer genauern Durchforschung seines neuen Vaterlandes geweiht und er lieferte die herrlichsten Beiträge zur Natur-

*) Von einer Abhandlung Hänkes, welche sich als Anhang am Schlufs des zweiten Bandes von D'Azara's Voyages dans l'Amérique méridionale etc. befindet und den Titel führt: Introduction à l'histoire naturelle de la Province de Cochabamba et des environs, et description de ses productions, par Don Tadeo Hänke, des Académies des sciences de Vienne et de Prague, habe ich in der Zeitschrift Hesperus, Jahrgang 1819, Aprilheft, Beilage Nr. 18, S. 400 Nachricht gegeben.

D. H.

VI.

Die Goldgruben bei Beresow in Rufsland.

Wir entlehnen die folgenden Nachrichten über diese in der neusten Zeit so merkwürdig gewordenen Goldgruben aus Dr. Erdmann's Beiträgen zur Kenntnifs des Innern von Rufsland, zweiter Theil, zweite Hälfte; mit 7 lithographirten Zeichnungen und 2 Charten. Leipzig, 1826 *). Der Hr. Verfasser, damals Professor zu Kasan, machte im Jahre 1816, im Auftrage der Hochschule zu Kasan, eine Reise durch die Statthalterschaften Wjatka, Perm und Tobolsk, um die daselbst befindlichen Schulen und Erziehungs-Anstalten zu untersuchen. Auf der Rückreise von Tobolsk hielt er sich im

*) Bruchstücke aus dem ersten Theile und aus der ersten Hälfte des zweiten Theiles dieses vortrefflichen Werkes haben wir schon im ersten Jahrgange dieses Taschenbuches, S. 390 und 422, und im vierten, S. 276, 291 und 324, geliefert.

D. H.

Permschen Gouvernement unter andern auch in dem als russische Bergstadt ausgezeichneten, an der östlichen Seite des Ural-Gebirges gelegenen, Jakaterinburg (Katharinenburg) auf, und hatte Gelegenheit, Ausflüge nach dem, 15 Werste davon entfernten, durch seine Gold-Bergwerke berühmten, Flecken Beresow zu machen.

„Der Weg dahin" — erzählt Hr. Dr. Erdmann — „führt nordöstlich, zuerst über ziemlich flaches Land und Niederungen durch Fichten- und Birkenwälder, nach dem 8 Werste weit entfernten See Tschertasch, an dessen westlichem Ufer sich ein sehr ansehnliches Dorf gleiches Namens, die Strafse entlang, hinzieht. Hinter dem See erhebt sich das Land wieder allmählich und streicht mit flachen, breiten Hügelrücken bis an die Pyschma. Hier ist die Lagerstätte der edlen Metalle und mitten auf derselben erblickt man den Flecken Beresow, mit sanft ansteigenden waldigen Höhen umgeben. Von mehren Bergofficianten und 1600 (neun Jahre früher nur von 900) Arbeitern bewohnt, bildet er eine freundliche Colonie mit breiten geraden Gassen. Ein kleiner Bach, die Beresowka genannt, durchströmt ihn von Süden nach Norden und bildet in der Mitte desselben am Hüttendamme einen länglichen Teich. Rings umher, besonders auf der Morgenseite, breitet sich die wellenförmige Fläche aus, auf welcher in einem Distrikte von 56 Flächenwersten (□Wersten) die Goldgruben befindlich sind. Nördlich fliefst die Schilowka vorbei, welche sich in die Pyschma (einen Nebenflufs des Irtisch) ergiefst und hinter

ihr erheben sich Serpentin-Gebirge. Südlich ist das goldhaltige Sandflöz gelagert, von welchem weiter unten die Rede seyn wird. . . . . Wir sahen zuerst die Goldwäschen, deren drei hier unter derselben Direction vereinigt sind: die Alexandrowskische, Perwopawlowskische und die Kljutschewskische.

Die seit dem Jahre 1754 eröffneten Goldgruben, als das Merkwürdigste in der Umgebung, sind nicht von beträchtlicher Tiefe, denn keine hat mehr als 20 Lachter. Indessen setzen die Goldadern weit tiefer fort und werden, wenn man das Wasser hinlänglich wegzuschaffen im Stande seyn wird, auch gewifs weiter verfolgt werden; wiewohl es sich auch hier bestätigt, dafs die Ausbeute an edlem Metall in der Tiefe nach und nach abnimmt. Das Gebirge besteht gröfstentheils aus einer Abänderung des Thonporphyrs mit Steinmark. Die Construction desselben ist von eigner Art und deutet auf drei grofse Revolutionen hin. Die Erzeugung des Goldes war erst das Resultat der letzten unter ihnen. Folgt man der Zeitordnung, so sind zuerst drei lange Quarzgänge, welche von der Schilowka unter der Beresowka wegstreichen, ins Auge zu fassen. Ungefähr eine Arschine (2 alte Pariser Fufs, 2 Zoll und $3\frac{1}{2}$ Linien) mächtig, laufen sie in einer Entfernung von etwa 12 Lachtern ziemlich parallel neben einander. Sie sind von der ältesten Formation und füllen die Urspalten des Gebirges, führen aber kein Erz. Jünger sind die aus verwittertem Granit gebildeten mürben Beresit-Gänge, von welchen jene durch-

setzt und zertrümmert worden. Sie sind sehr zahlreich und von verschiedener Richtung und Mächtigkeit. Im Ganzen streichen sie aber von Süden nach Norden, nicht selten einige Lachter breit. In ihnen wird der Grubenbau betrieben, nur nicht ganz auf die gewöhnliche Weise, indem das Erz nicht unmittelbar in denselben, sondern erst wieder in kleinern Queergängen enthalten ist, die gröstentheils von Südwest nach Nordost streichen und entweder seiger oder doch mit einem scharfen Falle (nach Mittag gerichtet) einschiefsen. Diese kleinen Queergänge nämlich sind die eigentlichen Goldadern und von der neusten Formation. Sie sind von geringer Mächtigkeit, meistens nur 2 Zoll bis 2 Fufs stark, aber sehr zahlreich. Sie laufen in den Beresit-Gängen schief queerüber, allein nie über den Saum (das Saalband) derselben hinaus, verlieren sich gröfstentheils in einer Tiefe von 15 Lachter und sind also offenbar in ihnen selbst gebildet. Sie bestehen aus Quarz mit kubischem Brauneisenstein und Wismuthocker, in deren Gesellschaft sich das Gold am häufigsten eingesprengt befindet. Hier war es auch, wo man sonst das schön krystallisirte, rothe, chromsaure Blei fand, welches gegenwärtig fast verschwunden ist, bisweilen auch Kupfer.“

„Die Anzahl der zu den Beresowschen Hüttenwerken unmittelbar gehörigen Gruben beträgt 70. Die ältern 55 werden in vier Theile getheilt.“ (Wir glauben die Aufzählung der einzelnen Gruben und ihre Benennungen hier übergehen zu dürfen.) „Im Jahre 1803 wurden (12) ähnliche Goldminen

auf der Westseite des Urals in der Nähe der Tschussowaja gefunden, die unter dem Namen der Tschussowskischen jetzt unter derselben Direction bearbeitet werden, aber nicht ergiebig sind.“ . . . . . .

„Was den Gehalt der Erze betrifft, so rechnet man auf 100 Pud nicht mehr als 2 bis 10 Solotnik *) gediegenes Gold, gewann aber im Ganzen jährlich doch 15 bis 16 Pud **). Die Arbeit selbst wird, wie gewöhnlich, mit Eisen und Schlegel

*) Das russische Pfund, deren 40 ein Pud (= 29½ Wiener Pfund) ausmachen, hält 8512 holländische As und wird in 32 Loth, und das Loth in 3 Solotniks eingetheilt. Beim Gold- und Silbergewicht theilt man das Solotnik noch in 96 Dolja.

D. H.

**) „Nach einem sechzigjährigen Durchschnitt gaben 100 Pud Erz ungefähr 5 Solotnik etwas Silber führenden Goldes (Blickgold) und der ganze Ertrag an diesem Metall belief sich, nach demselben Durchschnitt, jährlich ungefähr auf 8 Pud. Uebrigens wechselte der Gehalt des Erzes zu verschiedenen Zeiten so sehr, dafs z. B. im Jahre 1766 100 Pud gegen 11 Sol. Gold lieferten, während man in mehren andern Jahren nur 2 bis 3 Sol. aus derselben Masse gewann. Eben so verschieden war auch die Ausbeute im Ganzen in verschiedenen Perioden. Denn wenn dieselben bald nach der Anlage der Gruben jährlich noch kein ganzes Pud betrug: so stieg sie dafür zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts auf 18 bis 19, ja im Jahre 1810 auf 21 Pud. Seit dieser Zeit nahm sie indessen wiederum ab und sank zum Theil bis auf die Hälfte, wahrscheinlich, weil die Minen mit zunehmender

betrieben, und das Gewonnene durch Kübel zu Tage gefördert. Die Schachten und Stollen, so wie die Fahrten, sind sehr bequem eingerichtet und gut unterhalten; nur fehlt dem Bergmanne die in andern Ländern gewöhnliche zweckmäfsige Bekleidung. Da wir von dem Berghauptmann Völkner die Erlaubnifs bekamen, einige von den nächstgelegenen Gruben selbst zu befahren: so konnten wir uns von dem Gesagten durch den Augenschein überzeugen. Um das Wasser aus den Gruben zu ziehen, hat der hier angesessene Engländer Metscher (? Matcher?) eine Dampfmaschine errichtet, welche die Unterhaltung von 400 Pferden, d. i. einen Aufwand von 2000 Rubel jährlich erspart. Sie bewegt 6 Pumpen in der Tiefe, welche in 24 Stunden $1\frac{1}{2}$ Million Wedro *) Wasser 40 Fufs hoch heben, und eine siebente, welche das nöthige Wasser noch 40 Fufs hoch zum Kessel treibt, wobei die ganze auf Ein Mal bewegte Masse 2000 Pud beträgt. Sie bewirkt beim Auspumpen einen Abzug des Wassers in $1\frac{1}{2}$ Werst Entfernung, fodert aber 270

Tiefe ärmer zu werden beginnen; wiewohl die Bearbeitung im Jahr 1816 noch mit einem Aufwande von 432,287 Rubel 30 Kopeken betrieben wurde.“

Anmerk. des Verf.

*) Das Wedro hat 4 Tschetwerik und das Tschetwerik 2 Osmuschki. Die Osmuschka hält 80 alte französische Cubikzoll und ist fast genau $1\frac{1}{5}$ nied. östr. Mafs, also ein Wedro ungefähr 9 östr. Mafs.

D. H.

Faden (Klaftern) Holz des Jahres. Vermöge des Contracts, welchen Metscher mit der Krone geschlossen, hat er die Erbauung aus eignen Mitteln bestreiten müssen, bekommt aber 5 Jahre lang monatlich 1500 Rubel. Nach Verflufs dieser Zeit gehört das Werk der Krone. Damals war er mit Erbauung einer andern, obgleich kleinern, aber zweckmäfsiger eingerichteten Dampfmaschine beschäftigt. Sie sollte ungefähr halb so viel als jene leisten und 130 Faden Holz consumiren. Eine dritte hatte derselbe, auf dem Wege von Katharinenburg nach Beresow, bei Schertasch, ebenfalls beinahe vollendet. Sie war bestimmt, Wasser aus dem dort befindlichen See in die Höhe zu heben, um es durch Canäle in die Goldwäsche nach Beresow zu leiten; denn leider ist die Beresowka zu arm daran, um die Werke hinlänglich zu versorgen." . . . .

„Von Beresow begab ich mich nach Blagodat, 20½ Werste weiter nördlich, um die daselbst zwei Jahre vorher entdeckten Silbergruben zu sehen. Sie sind nicht tief, aber ebenfalls gut angelegt und unterhalten. Das Silber bricht hier theils gediegen, theils als Silberschwärze, theils als Glanzerz mit Gold, Kupfergrün, Eisenocher und Blei in Quarz, und 1000 Pud desselben liefern beim Ausschmelzen im Durchschnitt über 1 Pud Silber und ungefähr 3 Pfund Gold. Doch ist der Gehalt an verschiedenen Stellen sehr verschieden, indem man aus einer gleichen Quantität armen Erzes bisweilen nur etwa 8 Pfund, aus eben so viel reichen wohl über 10 Pud jener Metalle erhält. Eben so verschieden ist auch das Ver-

hältnifs des Goldes zum Silber. Während nämlich in einem Pfunde des Letztern bisweilen nur ein paar Solotnik des Erstern enthalten sind, finden sich dagegen bisweilen beide Metalle auch wohl in fast gleicher Menge verbunden, und ich selbst sah einen aus 200 Pud Erz geschmolzenen Metallklumpen von $2\frac{1}{2}$ Pfund Gewicht, der wenigstens zur Hälfte aus Gold bestand.“

„Die Ehre der Entdeckung jener wichtigen Minen theilte der damalige Hüttenverwalter (nachheriger Markscheider) Nordström mit einem Verwiesenen, Namens Kamarew. Ersterer wurde nämlich eines Tages befehligt, neue Erzgänge aufzusuchen. Um diesem Befehle zu genügen, wählte er sich zwanzig Arbeiter zu Begleitern auf seiner Entdeckungsreise aus, und unter diesen auch gedachten Kamarew, dessen Gewandtheit er schon früher kennen gelernt hatte. Aufgemuntert durch diesen Beweis von Zutrauen, zeigte der Letztere dem Anführer eine Stelle an, wo er schon sieben Jahre vorher ein Stück reichen Silbererzes gefunden, aber bis dahin verborgen gehalten hatte. Nordström, durch die Ansicht der vorgezeigten Stufe von der Existenz dort liegender Silberminen überzeugt, liefs daselbst sogleich schürfen und entdeckte, sobald er sie gefunden hatte, auch bald das Streichen derselben. Es wurden darauf zwei Schachte angelegt, von denen der erste Golderz, der zweite aber, aufser diesem, auch sehr reiches Silbererz, was man bis dahin im Uralschen Gebirge noch nicht gefunden hatte, lieferte. Durch die im Laboratorium zu Jekaterinburg

angestellten Versuche ergab sich die Wichtigkeit dieser Entdeckung bald genauer, und nun wurde auf Veranstaltung des Ober-Befehlshabers v. Schlenew besonders der letztere jener Schachten weiter getrieben. In einer Tiefe von 4 Lachter erreicht man durch denselben einen zwei Arschinen mächtigen Quarzgang, in dessen Mitte das goldhaltige Silbererz von Bleiocher begleitet liegt, der übrigen Erze zu geschweigen, von denen bereits oben die Rede war. Später wurde die Arbeit weiter betrieben, und ehe drei Jahre verflossen waren, hatte man aus dieser Grube am Schlusse des Jahres 1817 bereits 1 Pud 17 Pfund und $20\frac{1}{8}$ Solotnik Gold, 44 Pud 12 Pfund $69\frac{9}{8}$ Solotnik Silber und 431 Pud 31 Pfund $69\frac{6}{8}$ Solotnik Kupfer nach St. Petersburg abgefertigt, während die zweite Grube nicht weniger reichen Gewinn versprach."

„Endlich darf aber bei der Beschreibung der Uralischen Gold-Bergwerke auch das zwei Jahre vor meiner Ankunft entdeckte goldhaltige Sandflöz nicht mit Stillschweigen übergangen werden, da es, so zu sagen, die Pforte zu einem neuen russischen Peru geworden ist, das gegenwärtig die Aufmerksamkeit von ganz Europa in Anspruch nimmt. Ich werde versuchen, dasselbe zuerst so zu schildern, wie ich es fand, sodann aber die Folgen erwähnen, die sich später an seine Entdeckung knüpften."

„Dieses Sandflöz, am linken Ufer der Beresowka gelegen, war von dem Ober-Befehlshaber von Schlenew, bei einer Bereisung der Hüttenwerke im Sommer des Jahres

1814 ins Auge gefafst und näher untersucht worden. Bei dieser Untersuchung ergab sich, dafs es Goldkörner enthielt, und Herr v. Schlenew liefs daher in diesem und den folgenden beiden Jahren so viel Sand daraus verwaschen, als die Umstände erlaubten. Auf diese Weise hatte man bis zu meiner Ankunft in jenen Gegenden schon über 5 Pud Gold daraus gewonnen, wovon auf die acht ersten Monate des Jahres 1816 allein 4 Pud 4 Pfund und 39 Solotnik fielen. Diefs war die Ausbeute von 812959 Pud gedachten Sandes, freilich nicht grofs in Vergleichung mit der Ausbeute, welche die Erze gaben, weil auf 100 Pud von jenem kaum 2 Solotnik Metall gerechnet werden konnten, dessenungeachtet aber immer sehr vortheilhaft. Denn die Gewinnung des Goldes aus dem Sande war weit leichter und wohlfeiler als aus den Erzen. Es wurde weiter nichts als Ausschaufeln und Waschen des Materials erfodert, und ein einziger Mann konnte des Tages 25 Pud davon zu Tage fördern, da er aus den Gruben nur 2 bis 3 Pud Erz zu liefern vermochte. Ferner foderte das Pochen der Erze viel längere Zeit und vier Mal so viel Wasser, als das blofse Waschen des Sandes, daher die Entdeckung jenes Flözes schon damals von ausgezeichneter Wichtigkeit war. Uebrigens hatte man bereits auch einige gröfsere Goldklumpen darin gefunden und ich selbst sah einen solchen bei Hrn. Völkner von 6 Solotnik Gewicht, mit kubischen Eindrücken auf der Oberfläche.“

„Was die Structur dieses Flözes betrifft, so ist es mit

einer rothen Lehmerde von ½ bis 2 Arschinen Dicke bedeckt. Unmittelbar darunter findet sich eine Schicht feinen Sandes, von welchem aber 100 Pud kaum ⅛ Solotnik Gold enthalten. Tiefer hinab wird der Sand gröber und 3 bis 4 Faden tief liegt eine noch gröbere, mit Kiesel- und Quarzstücken vermischte Schicht ½ bis 2½ Arschinen mächtig. Diese ist die reichste an Gold, denn es zeigt sich hier in gröfsern Körnern und häufiger, während es höher meistens nur als Staub sparsam eingestreut, erscheint. Als Hr. v. Schlenew den 3. April 1816 Bericht über die neue Entdeckung an das Finanzministerium abstattete, schickte er zugleich die beiden gröfsten bis dahin gefundenen Goldkörner ein, von denen das eine 39, das andere 84 Solotnik schwer war. Uebrigens ist das ganze Flöz nirgends über 4½ Faden mächtig und ruht auf einer blauen Schieferart. — Ein ähnliches Flöz wurde im Monat August des Jahres 1817 am rechten Ufer der Melkowka, 750 Faden vom Jekaterinburgischen Hüttendamme entlegen, aufgefunden, aus welchem man bis zum 1. November desselben Jahres bereits 42920 Pud Sand zu Tage gefördert hatte. Die davon auf die Wäsche gebrachten 6400 Pud lieferten 24 Solotnik Gold. — Fast um dieselbe Zeit fand sich eine dritte goldhaltige Lagerstätte von gleichem Gehalte, gegen 10 Werst östlich von Beresow, am Ufer der Tscheremschanka. . . . . Dafs diese Gold-Sand-Lager einer grofsen Uebersschwemmung ihren Ursprung verdanken, ist keinem Zweifel unterworfen. Ob aber das Material derselben von dieser aus den benachbarten Gebirgen los-

gerissen, oder aus der Ferne herbeigeführt, und an dem Gebirgszuge, wie an einem grofsen Damme, abgesetzt wurde: dieſs überlasse ich den Geologen zu entscheiden. Für die erstere Meinung scheinen die in den Flözen vorkommenden Stücke von Quarz und Brauneisenstein, so wie die dazwischen sich hinziehenden Streifen, von Ocher gefärbt, zu sprechen. Für die letztere könnte man die in einer Tiefe von 3 Faden darin gefundenen Knochen grofser Landthiere aus südlichen Zonen, so wie die Verschiedenheit des Goldes aus dem Sande und des aus den benachbarten Bergwerken, als Beweis anführen. Das Erstere nämlich enthält in 92 Theilen nur 5 bis 6 Theile Silber. Das Letztere dagegen 10 Theile. Was die Bearbeitung dieser Fundgruben anlangt, so ist sie einfach und leicht; denn sie besteht eigentlich nur im Ausschaufeln, wozu auch Knaben angestellt werden können, und 12 Arbeiter fördern binnen 24 Stunden gewöhnlich 300 bis 350 Pud in dazu verfertigten (46 Pfund haltenden) Kasten zu Tage. Das Aufgeschüttete wird sodann durch ein grofses Sieb geworfen, um die Kiesel- und Quarzstücke davon zu scheiden, die man in die Gruben zurückwirft (?), während das Feinere in die Goldwäschen abgeführt wird. Nach Berechnung der Kosten kommt das Solotnik auf diese Weise gewonnenen Goldes im Durchschnitt ungefähr auf 3 Rubel zu stehen.“

„In den letzten Jahren ist nun diese Entdeckung, wie bekannt, unendlich erweitert worden, und der daraus gezogene Gewinn zu einer Staunen erregenden Höhe gestiegen. Das

Glaubwürdigste aus den darüber bekannt gewordenen Nachrichten scheint Folgendes zu seyn. Der goldhaltige Sand zeigt sich vorzüglich auf der Ostseite des Uralgebirges in der ungeheuern Strecke von Werchoturje bis an die Ufer des Uralflusses verbreitet; oder genauer: von dem Bogoslowischen Hüttenwerke an bis zur Polkowischen Grube am Flusse Ui, eine Entfernung, die von Norden nach Süden an 1000 Werst beträgt. Man findet hier den erwähnten Sand zu beiden Seiten der Bäche, die aus den Wäldern hervorfliefsen, auf Lehm- und Talkgrunde, begleitet von einer Menge verschiedenartiger Steine, in einer Breite von mehren Wersten. Am reichsten scheint die Gegend zwischen Nischni-Tagilskoi und Kuschtymskoi in einer Ausdehnung von 300 Wersten damit ausgestattet zu seyn, so dafs hier 100 Pud Sand im Durchschnitt 5 Solotnik Gold, an einzelnen Stellen aber auch ungleich mehr und zwar bis über $1\frac{1}{2}$ Pfund, zum Theil in Klumpen von 6 Mark Gewicht, enthalten. Am ergiebigsten sind die Bezirke Lenowka und Lugowka. Ueber dem Sande liegt hier ganz eben eine Torfschicht, und dann schwarze Erde, $1\frac{1}{2}$ Arschinen mächtig. Die oberste Schicht des Sandes selbst enthält in 1 Pud $\frac{1}{4}$ bis $\frac{3}{4}$ Sol., die mittlere $1\frac{1}{2}$ bis 7 Sol. Gold, in der untersten dagegen vermindert sich der Gehalt wieder bis auf 1 oder gar bis auf $\frac{1}{4}$ Sol. Von einer gröfsern Tiefe als 5 Arschinen findet man den Sand nur an wenigen Stellen; die gewöhnliche ist 1 bis 2 Arschinen. Die reichste Aerndte haben bisher die Herren von Jakoblew und Ra-

sturgujew auf ihren Privatbesitzungen gehalten. Ueberhaupt aber wurden im Laufe des Jahres 1823 längs der ganzen Kette des Uralgebirges, 20,686000 Pud Sand gewaschen und daraus 112 Pud 23 Pfund Gold erhalten. Bis zum ersten August gedachten Jahres arbeiteten 7792 Menschen in gedachten Sandschichten; dann aber wurden 11500 Arbeiter, gröfstentheils Kinder, dazu angestellt. Im Laufe des Jahres 1824 hoffte man (laut eines Schreibens von St. Petersburg, d. d. 22. Oktbr.) wenigstens 200 Pud (8000 Pfund) Gold zu gewinnen. Diese bedeutende Masse beträgt gegen 3280 französische Kilogramme, im Werthe von ungefähr 1 Million Ducaten. Erwägt man nun, dafs die jährliche Ausbeute von ganz Amerika zu Anfange dieses Jahrhunderts im Durchschnitte 17291 Kilogramme ausmachte und dafs Brasilien allein 6873 Kilogramme dazu beitrug: so ergiebt sich, dafs Rufsland schon gegenwärtig halb so viel Gold als Brasilien liefert. Wahrscheinlich wird sich dieser Ertrag indessen noch künftig vermehren*). — Was die

*) „Zur Beurtheilung des Verhältnisses zwischen dem Gewinne der Krone und der Privateigenthümer (die nur den zehnten Theil an die Erstere abzuliefern haben, mag folgende Notiz dienen: Vom Jahr 1818 bis zum Jahre 1823 haben die der Krone gehörigen Goldbergwerke 103 Pud 25 Pfund 12 ¾ Sol. reines Gold und etwa 8 ½ Pud reines Silber, die Gruben von Privatpersonen dagegen 259 Pud 24 Pfund 77 ⅞ Sol. Gold und 20 Pud 10 Pfund 90 ½ Sol. Silber geliefert. (Leipziger Zeit. 1825. Nr. 199.) Schade, dafs dieser ungeheure Gewinn die meisten Eigenthümer bewogen hat, ihre

einzelnen, hin und wieder gefundenen Stücke betrifft, so setzte die Gröfse der oben erwähnten bereits in Erstaunen. Allein ihre Wichtigkeit ist in den folgenden Jahren durch ungleich ansehnlichere Massen sehr verdunkelt worden. So schenkte der Gouverneur von Perm, Herr v. Krüdener, schon am Schlusse des Jahres 1823 der Universität zu Dorpat ein Stück Waschgold, wenigstens 800 Rubel an Werth (Ostsee-Provinzen-Blatt, 1824. Nr. 6.). Und als der Kaiser Alexander im Monat Oktober 1824 die Minen und Hüttenwerke im Orenburgschen Gouvernement besuchte, wurden ihm nicht nur zu Slatoust 49 ausgezeichnete Stücke, sondern auch bei dem Bergwerke von Zarewo-Alexandrowskoi unter andern ein Klumpen von 8 Pfund Schwere überreicht. (Leipz. Zeit. 1824. Nr. 284.). Nichts desto weniger übertraf indessen der im April 1825 in den Kron-Bergwerken von Slatoust gemachte Fund alles bisher Erwähnte, denn man förderte binnen 24 Stunden eine Reihe ausgezeichneter Stücke, zusammen von 1 Pud 18 Pfund 39 Sol. Gewicht, unter denen sich eines von 16 Pfund 61 Sol. befand, während die mittlern alle zwischen 5 und 9 Pfund wogen, zu Tage. (Allgem. Zeit. 1825. Nr. 166.)" *)

---

bisher bearbeiteten Eisen- und Kupfergruben, als weniger einträglich, liegen zu lassen."

Anmerk. d. Verf.

*) In dem Zeitraume vom 19. April bis 21. Mai (a. St.) 1825 wurden in dem Bergwerks-Bezirke Slatoust fünf und zwanzig

„Sehr merkwürdig ist ferner die von
zu Kasan, bei Gelegenheit seiner mit dem
now im Jahre 1823 unternommenen Bereis
machte Entdeckung, dafs auch Platina
Metalle in jenen Sandflözen vorkommen. (
von Haude und Spener, 1823, Nr. 132 un
der Physik, 1823, St. 10.). Als ich im

Stücke gediegenen Goldes gefunden, deren
26 Pfund 73 Solotnika betrug. Einzelne Stü
80 Sol., 13 Pf. 6 Sol., 7 Pf. 50 S., 5 Pf. 7
andere 3 Pf. 59 S. bis 2 Pf. 63 S. — S
Bergwerks-Journal, 1825. Nr. 1. Eb
heifst es: Auf den Privatländereien in den Di
burg und Werkothurie (Gouvernement Perm)
Jahre (1824) 35 Schichten goldhaltigen Sa
Durchschnitte geben dieselben 1 Solotnik Gold
bemerkenswerthesten sind diejenigen, welche
dem Gebiete der Hütten 1) von Nischneta
Rathe Demidoff gehörig, 2) von Newian
Peter Yakewleff (der schon oben erwähnte
hörend; endlich 3) von Werkh-Issetsk, dem
kowleff zuständig. Auch hat man Spuren
Ländereien entdeckt, welche der rostoffsche Ka
koff in dem District Kurgan, Gouvernement
sitzt. S. Hertha, IV. Bd. 1. Heft. Geogr
tung, S. 35, und 36.

Paris war, legte Baron Alexander von Humboldt der Akademie der Wissenschaften daselbst in einer Sitzung, der ich eben beiwohnte, eine Probe von dem zuletzt genannten Metalle aus dem Ural-Gebirge vor. Da es indessen noch zweifelhaft war, ob es auch Platina sei: so sollte dasselbe erst noch einer genauern chemischen Prüfung unterworfen werden, deren Resultat ich nicht abwarten konnte. Indessen scheint die Richtigkeit der Entdeckung durch die in Rufsland selbst angestellten Untersuchungen entschieden zu seyn, und ich gebe zum Belege hier die Uebersetzung einer Stelle aus der darüber vom Professor der Mineralogie zu St. Petersburg, Herrn Sokolow, mitgetheilten Notiz, die sich im ersten Bande von Schtschegléws (in russischer Sprache erscheinendem) Anzeiger der neusten Entdeckungen in der Physik, Chemie, Naturgeschichte und Technologie abgedruckt befindet. Sie lautet also:

„„Bald nachdem man angefangen hatte, am Ural Gold auszuwaschen, bemerkte man in den Schlichen Metallkörner von weifser Farbe, die man leicht von den übrigen Begleitern des Waschgoldes, als: Magnet-Eisenstein, Schwefelkies, Bleiglanz, Braun-Eisenstein, unterscheiden konnte. Man liefs sie aber zwei volle Jahre unbeachtet und verschmolz sie mit den übrigen Schlichen. Erst im Jahr 1822 wurden diese Körner in Jekaterinburg untersucht; man erklärte sie aber dort für eine Verbindung und ein Gemenge verschiedener Metalle, unter denen man aber die Platina nicht erkannte. Im Jahre 1823 er-

hielt der Director des Berg-Departements etwas davon aus Sibirien. Er trug dem Herrn Lubarsky, Lehrer der Metallurgie bei dem Bergcadetten-Corps, auf, eine genaue Untersuchung dieser Körner anzustellen. Dieser mittelte in dem Gemenge die Platina, das Eisen, Iridium, Rhodium und Osmium aus. Die geringe Menge, welche Herr Lubarsky zur Analyse verwenden konnte, gestattete ihm nicht, die quantitativen Verhältnisse dieser Metalle zu bestimmen. — Wahrscheinlich fand er auch darin das Palladium nicht, welches ein beständiger Begleiter der amerikanischen Platina ist.“ “

„„Die sibirische Platina zeigt in ihren Körnern dieselbe Verschiedenheit als die amerikanische. Einige davon sind linsenförmig und in Gestalt von eckigen Kügelchen, auch von einer dunklern Farbe als die andern, welche flache Blättchen bilden, mit einer Neigung zu einer regelmäfsigen Gestalt (sechsseitiges Prisma) und einem deutlich blätterigem Gefüge. Die Erstern haben weniger Glanz als die Zweiten. Jene lösen sich in Königswasser auf, auf diese wirken gar keine Säuren. — Die sibirische Platina eignet sich weit mehr zu Untersuchungen, indem die Körner gröfser sind; man kann also eine genauere mechanische Scheidung der chemischen vorausgehen lassen. — Nach meinen Versuchen hat die von allen fremden Gemengtheilen gesonderte Platina ein specifisches Gewicht von 20,5, die rohe Platina aber 17,0. — Die Platina wurde zugleich auf allen Waschwerken des Urals entdeckt, aber nur die vom Neiwinschen Werke untersucht. Die Mineralien-Sammlung des

Bergcadetten-Corps besitzt Platina von den meisten Werken. Die Art der Gewinnung des Goldes in Sibirien läfst keine reiche Ausbeute an Platin-Metall je erwärten. Es wird mit dem Golde ohne weiters verschmolzen. Die im vorigen Jahre in den kaiserlichen Münzhof eingelieferten Goldbarren enthielten sehr viele Körner davon, die auf der Oberfläche der Barren eine Art von Schuppen bildeten.“ “

VII.

Die grofse Gewehrfabrik zu Isch in Rufsland.

Dr. Erdmann, aus dessen Beiträgen zur Kenntnifs des Innern von Rufsland, II. Theil, 2te Hälfte, wir auch diesen Artikel entlehnen, besuchte die grofse russisch-kaiserliche Gewehrfabrik zu Isch, auf seiner Rückreise von Tobolsk nach Kasan, im Herbste 1816.*)

„Diese Fabrik liegt im Sarapulischen Kreise der Statthalterschaft Wjatka, am Flüfschen Isch, in einem angenehmen Thale von mäfsigen Anhöhen umschlossen. Ein ansehnlicher See von mehr als 60 Wersten im Umfange, den der Isch (ein Nebenflufs der in die Wolga gehenden Kama)

*) Man sehe den Anfang des vorigen Artikels: Die Goldgruben bei Beresow.

D. H.

hier bildet, giebt der Gegend Anmuth, den Werken aber das nöthige Wasser. Da, wo das Flüfschen aus demselben tritt, ist die eigentliche Fabrik erbaut, rings umher von den zahlreichen Wohnungen der Officianten, Arbeiter und anderer Einwohner umgeben, so dafs man im Ganzen eine Stadt vor sich zu sehen glaubt. Die Zahl der Einwohner belief sich, ohne das hier stehende Invaliden-Commando, damals auf 8323 Seelen, die Zahl der Häuser aber, ohne die Fabrikgebäude, auf 1710."

„Im Mittelpunkte des Ganzen erhob sich majestätisch ein Quarré (Viereck) von acht, eben so geschmackvoll als zweckmäfsig aufgeführten, steinernen Gebäuden, zu dessen Vollendung noch vier andere kommen sollten, die gegenwärtig ohne Zweifel schon vorhanden seyn werden. Das Hauptgebäude in der Mitte der Façade (Antlitzseite) hatte 4 Etagen (Stockwerke) 50 Saschenen (1 Sasch. = 3 Arschinen) Länge und mit seiner schönen Kuppel und Säule, eine Höhe von 34 Saschenen. Es war damals noch nicht völlig aufgebaut. Rechts und links schlossen sich an dasselbe zwei andere Flügel von 23 Sasch. Länge an, so wie auf der rechten Seite ein höherer von 3 Stockwerken und 32 Sasch. Länge, welcher bereits vollendet war. Ein gleicher sollte die Façade auf der linken Seite beschliefsen, und ihre ganze Länge also 160 Sasch. betragen. Alle diese Gebäude waren zu den mannigfaltigen Werkstätten der Gewehrfabrik bestimmt und zum Theil schon damals in Gebrauch; denn es befanden sich hier bereits Bohr-, Schleif-,

UNIV.
OF
MICH.

Kolben-, Dreh- und Polir-Maschinen in voller Thätigkeit, so wie die Werkstätte der Schäfter. Hinter dieser Façade waren Schmieden, Giefsereien und Magazine aufgestellt, und unter den Erstern gewährte die Rohrschmiede mit 96 Feuern, in 4 parallelen Reihen, einen imposanten Anblick. Sie war blofs aus Stein und Eisen, ohne das geringste Stück Holz, aufgeführt und schon in voller Arbeit. Eben so merkwürdig war das nach englischer Art erbaute Kohlenmagazin, welches, ebenfalls feuerfest aus Stein und Eisen construirt, 19000 Körbe (zu 20 Pud) Kohlen zu fassen im Stande ist. Man führte diese in den obern Raum des Gebäudes, welcher 5 Saschenen über dem Boden erhaben und durch zwei Brücken mit Geländern, die schwebend der Länge nach durch das Ganze liefen, von dem untern geschieden war. Ueber jene Geländer wurden auf beiden Seiten die Kohlen in den untern Raum geschüttet und nach Anfüllung desselben noch 3 Saschenen hoch darüber, also im Ganzen bis zu 8 Saschenen Höhe aufgethürmt. Mit Leichtigkeit konnten sie bei dieser Einrichtung durch die Thore im untern Theile des Magazins zur Arbeit abgefahren werden, während sich der leer gemachte Raum durch das Herabsinken der obern Schichten immer wieder füllte. Uebrigens war für die andere Seite des Gebäudes bereits eine ähnliche Anlage im Entstehen."

„Vor der oben beschriebenen Façade lief ein langer gerader Damm hin, der die Strafse und das Ufer des Sees bildete. Er war an vier Stellen durchbrochen, um das Wasser

aus demselben in die Werke zu leiten. Durch mehre Kanäle fols dasselbe in alle Theile des Ganzen, um nach Willkür zur Bewegung der Maschinen gebraucht zu werden. Die Menge der schon erbauten und projectirten Wasserräder konnte einen Begriff von der Stärke desselben geben. . . . . Da noch nicht Alles ausgeführt war, so wurden die Arbeiten zum Theil noch in den alten hölzernen Gebäuden betrieben.*) Diese befanden sich in der Nachbarschaft und bestanden:

1) aus einem grofsen Gebäude, zur Ausarbeitung der Schlösser und Röhre zu den Feuergewehren;

2) aus einem kleinen Gebäude mit den Schleifmühlen für die Röhre und Bajonette, und mit den Polir-Maschinen der Garnitur, des Beschlages und der Ladestöcke;

3) aus einem Gebäude mit 24 Bohrmaschinen und einer Drahtzieherei;

4) aus einem Gebäude mit 16 Kolbenmaschinen (zum Ausschleifen der Läufe) und der Schneidefabrik;

5) aus einer Schmiede mit 4 Heerden und 16 Feuern, zur Verfertigung verschiedener Arbeiten zur Vollendung der Gewehre;

*) „Nicht lange nach meiner Abreise von Isch war am 10. Nov. 1816 der gröfste Theil der alten hölzernen Fabrikgebäude durch eine Feuersbrunst zerstört, der Gang der Geschäfte indessen nicht unterbrochen worden, indem die neuen steinernen Gebäude bereits die meisten Werkstätten aufgenommen hatten."

Anm. des Verf.

6) aus einer Tischler-Werkstatt;

7) aus einer Blasebälg-Fabrik;

8) aus einer Schmiede, zur Verfertigung der nöthigen Instrumente für das Werk;

9) aus einer Messinggiefserei mit 3 Oefen;

10) aus einer zweiten Giefserei zur Verfertigung des Beschlages;

11) aus einer Eisengiefserei;

12) aus einem Gebäude, um die Schäfte zu trocknen;

13) aus einer Schmiede zur Vollendung mehrer Stücke;

14) aus einer Schmiede mit zwei Schwanzhämmern, zur Ausarbeitung der Läufe;

15) aus einer Kritzeisen-Fabrik, in welcher nicht nur Stangen geschmiedet und Stahl bereitet, sondern auch grobe, zu den Maschinen nöthige Stücke gemacht, und Platten von Eisen und Messing gewalzt wurden;

16) aus einem Schuppen, um Probe zu schiefsen. Es konnten 300 Flinten hier auf ein Mal probirt werden;

17) aus dem Eisen-Magazin, in welchem nicht blofs die verschiedneh Sorten Eisen und Stahl, sondern auch alle daraus verfertigte Instrumente, so wie die untauglichen Flintenläufe und Säbel aufbewahrt wurden. Es war von bedeutendem Umfange, hatte 3 Stockwerke und viele Abtheilungen, in welchen Alles zweckmäfsig geordnet schien.

„Diesen eigentlichen Fabrikgebäuden schief gegenüber zur Rechten, auf dem hohen Ufer des Sees, erblickte man eine

Reihe anderer Krongebäude, als: das Comtoir mit der Kasse, die Hauptwacht und die Polizei. Bei der Letztern befand sich ein Schuppen mit 3 guten Feuerspritzen und den übrigen Feuerlösch-Geräthschaften. Er wurde im Winter geheizt, um das Gefrieren des Wassers zu verhüten, und blieb nie ohne Wächter. Dann folgten die Wohnungen der Beamten und endlich der Thurm der Gefangenen. In einiger Entfernung von diesen Gebäuden auf der Höhe kam man zum Arsenale, in welchem die fertigen Gewehre aufbewahrt wurden. Es konnte über 10000 Stück fassen. — Dann erblickte man das Proviant-Haus, welches aus drei Abtheilungen bestand, die einen viereckigen Hofraum umschlossen. Zwei davon waren zur Aufbewahrung des Mehls bestimmt. In regelmäfsigen Abtheilungen, deren jede genau 240 Kulok*) fafste, lagen hier die Säcke zu beiden Seiten so aufgeschichtet, dafs die Quantität sogleich übersehen werden konnte. Der Raum war zur Aufbewahrung von 400000 Pud hinlänglich. Unter der einen dieser Abtheilungen befanden sich überdiefs zugleich die Keller zur Aufbewahrung von Branntwein, Oel u. s. w. In der dritten Abtheilung waren Buden aufgestellt, wo die nöthigsten Bedürfnisse, als Leinwand,

*) Ein Kulok hat 10 Tschetwerik, deren 8 ein Tschetwert = 9658 franz. Kub. Z., ausmachen, und hält also 12072½ franz. Kub. Z.; es wiegt nach Verschiedenheit der Feinheit des Mehls, 8, 9 bis 10 Pud.

D. H.

Tuch, Leder, Papier, Farben, Stricke, Haushäthe, trockne Lebensmittel u. s. w. den Bewohnern der Fabrik für den Einkaufspreis, mit 2 Procent Auflage, abgelassen wurden. Mitten im Hofe aber stand die Wohnung des Aufsehers und nicht weit davon die Wage zum Proviant. Auf einer andern Seite, etwas tiefer, lag das Hospital. Es bestand aus drei Abtheilungen. In der Mitte befand sich die Apotheke, die Küche und Alles, was zur Oekonomie gehörte. Zur Linken und Rechten aber waren die Krankensäle, auf jeder Seite 9, angebracht. Alles stand durch warme Gänge mit einander in Verbindung und das Ganze war auf 250 Kranke berechnet. — Weiter hinauf, 2 Werst von der Fabrik, war der Gottesacker befindlich. Auf Kosten der Einwohner hatte hier der Baumeister der Fabrik, Dudin, eine kleine steinerne Kirche aufgeführt, deren geschmackvolle Anlage und Ausführung bewies, dafs ihr Erbauer in Italien gebildet worden war. Eine ähnliche gröfsere zum gewöhnlichen Gottesdienste war, statt der vorhandenen hölzernen, von demselben Baumeister ebenfalls bereits projectirt, ein steinernes Schulgebäude aber, wo von 3 würdigen Geistlichen des Orts 139 Kinder in mehren Gegenständen eben so zweckmäfsig als uneigennützig unterrichtet wurden, zu Stande gebracht."

„Jetzt wollen wir uns nach der andern Seite, dem tiefer gelegenen Theile des Ortes wenden, um zu sehen, was der Aufmerksamkeit in demselben würdig seyn dürfte. Diese Seite hatte, vermöge ihrer Lage, einen sumpfigen Boden und war

ehedem mit Holz und Gebüsch bedeckt. Das Bedürfniss und die Bequemlichkeit erforderten, eine Veränderung damit vorzunehmen. Um nämlich den für die Gesundheit zu fürchtenden Schaden zu verhüten, war die nächste Umgebung vom Holze entblöfst, und die Austrocknung der sumpfigen Stellen durch Anlage zahlreicher langer Kanäle unternommen worden. Durch diese Veranstaltung hatte das Ganze nicht blofs an freiem Zugange von Luft, sondern auch an brauchbarem Boden gewonnen. Uebrigens war die Fabrik dessenungeachtet noch hinlänglich mit Forsten versehen; denn es gehörten zu derselben 35000 Desätinen*) Waldung, gröfstentheils aus Kiefern bestehend. Davon wurden aber auch jährlich 16900 Kubikfaden Holz, theils zum häuslichen Gebrauch, theils zu Kohlen consumirt. Von den Letztern erforderten die Fabrikarbeiter allein jährlich 15000 Körbe zu 20 Pud. Auch an Wasser zum ökonomischen Gebrauche fehlte es nicht, indem sich vor den Häusern 228 Privat- und 8 Kronbrunnen, nebst einem schönen Bassin mit Pumpen, befanden. Dessenungeachtet war noch die Herbeileitung einer sehr klaren Quelle, die 2 Werst von der Fabrik entspringt und das schönste Trinkwasser giebt, projectirt.

„Das Personale der Fabrik, die wieder in die Eisen- und in die Gewehrfabrik im engern Sinne eingetheilt

*) Die Desätine hat 80 Saschenen Länge und 40 Breite, folglich 3200 Geviert-Saschenen. D. H.

wurde, bestand überhaupt aus 48 Stabs- und Ober-Officieren, 6 Geistlichen, 68 Unter-Schichtmeistern, 14 Markscheider-Lehrlingen, 3 Kopisten, 2 chirurgischen Lehrlingen, 5 Magazinwächtern, 2 Klassewächtern (? Kassenwächtern?), 18 ausländischen Obermeistern und 2847 Arbeitern. Dazu kamen noch 2 Rotten eines Invaliden-Commandos mit 6 Oberofficieren. Die Arbeiter waren theils bei der Eisen-, theils bei der Gewehr-Fabrik angestellt, und wurden in Zechen, und diese wieder in Meisterschaften eingetheilt, nach den verschiedenen Beschäftigungen."

„Zu der Eisenfabrik gehörten 412 Arbeiter, die in 3 Zechen vertheilt waren. In der ersten (zur Verfertigung des Frischeisens) befanden sich 151, in der zweiten (zur Schmiedearbeit) 99, und in der dritten (für Nebenarbeiten) 162. Sie bekamen Lebensmittel und einen kleinen monatlichen Gehalt."

„Zu der Gewehrfabrik gehörten 2457 Arbeiter, die in 7 Zechen eingetheilt waren. In der ersten (zur Verfertigung der Läufe) befanden sich 341, in der zweiten (zur Bearbeitung der Schlösser) 206, in der dritten (zum Beschläge) 407, in der vierten (zu den Schäften) 206, in der fünften (zu Seitengewehr) 266), in der sechsten (zur Verfertigung der Instrumente) 176, und in der siebenten (zu den Nebenarbeiten) 326. Diese Arbeiter waren theils Meister, welche ihre Arbeiten stückweise bezahlt erhielten und deren Anzahl sich auf 1000 belief, theils Gehilfen und Lehrlinge, welche Monatsgehalt bekamen. Uebrigens stand jede Meisterschaft wieder unter der Aufsicht

eines jener ausländischen (gröfstentheils teutschen) Obermeister, welcher Director seiner Gewerbschaft genannt wurde."

„In der Eisenfabrik wurde aus dem von Wotka kommenden Roheisen Stahl bereitet. Man goſs hier zugleich gröfsere Stücke zu den Maschinen und bereitete die kleinern zu den Fabrikarbeiten vor. Zu den Letztern gehörten besonders die zu den Läufen nöthigen Schienen. Man nahm zu jeder derselben 14¾ Pfund geschmeidiges Eisen, brachte es unter den Hammer, und gab ihm die gehörige Länge und Breite. Das Stück durfte bei dieser Arbeit nicht viel über 1 Pfund verlieren, und mufste nach Vollendung derselben wenigstens noch 13 ½ Pf. schwer seyn. Dann wurde die so erhaltene Schiene in verschiednen Richtungen um einen senkrecht stehenden Baum gebogen, um zu sehen, ob sie gehörige Geschmeidigkeit und keine Brüche habe. Erst, wenn sie diese Probe ausgehalten hatte, wurde sie an die Gewehrfabrik abgeliefert."

„Mit dieser Eisenfabrik stand zugleich eine Messingfabrik in Verbindung, wo das Metall theils geschmolzen, theils zwischen eisernen Walzen in Tafelform gebracht wurde."

„In der eigentlichen Gewehrfabrik war unstreitig die erste Zeche die wichtigste. Die Läufe wurden in derselben folgendermafsen verfertigt. Man nahm eine von den beschriebenen Schienen, machte sie glühend, legte sie um einen eisernen gehärteten Stab, den Dorn, und gab ihr so die Form eines Rohres. War dieſs geschehen, so kam das Stück in die Bohrmühle. Hier wurde es in horizontaler Richtung ab

Mal hinter einander von viereckigen stählernen Bohrern verschiedener Stärke, die mit Hanföl bestrichen waren und reihenweise neben einander lagen, ausgedreht, um das gehörige Kaliber zu bekommen. — Dann kam es in die Schleifmühle, wo zuerst an vier Stellen Kreise eingeschnitten wurden, durch welche man die Dicke bestimmte, die das Rohr äufserlich bekommen sollte. Darauf wurde das Schleifen auf grofsen, vom Wasser getriebenen Steinen fortgesetzt, und so dem Rohre die äufsere Gestalt gegeben. Aus der Schleiferei ging es in die Kolberei über. Hier wurde es in horizontaler Richtung auf den Werkbanken befestigt und festgehalten, während die Kolben, welche aus geraden stählernen Stäben, an den Enden auf zwei Seiten feilenartig zugerichtet, bestehen, sich in horizontaler Richtung mit langsamer Umdrehung um ihre Achse durch den Lauf hin und her bewegten und ihn so allmählich weiter ausschliffen. — Diese Maschinen, bei denen 16 Kolben in 2 Reihen auf jeder Bank befestigt waren, hatten durch den verstorbenen Mechanikus der Fabrik, Sabakin, wesentliche Verbesserungen erfahren. — Endlich wurde dem Laufe durch Abfeilen von Aufsen, Einsetzen der Schwanzschraube, Bohren des Zündloches und Poliren mit Blutstein in einer andern Werkstatt seine Vollendung gegeben. Nur hatte derselbe vorher noch einige Proben auszuhalten. Man untersuchte nämlich, sobald er aus einer Werkstatt in die andere überging, ob er nicht seine gerade Richtung verloren und gekrümmt worden war. Dazu diente eine auf einen Bogen gespannte Saite, die durch

den Lauf gezogen wurde. Während sie die innere Oberfläche des Laufes der Länge nach berührte, wurde der Letztere umgedreht und beobachtet, ob sie dabei an irgend einer Stelle aus ihrer Richtung komme. War diefs der Fall, so schlofs man daraus, dafs die innere Oberfläche an der gedachten Stelle hervorrage, und der Lauf wurde dann durch die drei Haken, zwischen welchen er lag, und von welchen der mittelste ihn nach oben zog, während die beiden äufsern ihn nach unten drückten, vermittelst einer Schraube sogleich gerade gerichtet. Die Hauptprobe hatte derselbe jedoch in Rücksicht seiner Festigkeit zu bestehen. Man lud dazu 200 bis 300 Läufe, ehe sie das Zündloch und die Schwanzschraube bekommen hatten, nach Einsetzung einer Interims-Schraube, mit 6 Solotnik Pulver und einer Kugel von 6 Sol. Schwere, steckte durch eine kleine Rinne der Interims-Schraube ein Zündholz, und legte nun die Läufe in zwei parallelen Reihen zwischen zwei hölzerne Balken mit Furchen, um sie fest zu halten. Die Zündhölzer trafen bei dieser Einrichtung auf eine darunter liegende schmale, mit Pulver gefüllte Rinne, vermittelst welcher sie auf Ein Mal in Brand gesteckt werden konnten. Sobald diefs geschehen war, wurde der Schuppen, worin die Probe vorgenommen werden sollte, geschlossen und das Pulver in der Rinne von aufsen angezündet. So wie das Feuer in derselben hinlief, entluden sich die Läufe mit einem pelotonartigen Geprassel, während die Kugeln in einen davor liegenden Damm von Erde fuhren und die untauglichen Stücke zersprangen. Man untersuchte

jetzt die noch ganzen Läufe und unterwarf sie auf eben diese Weise noch einer zweiten Probe, und, im Falle sie verdächtige Stellen zeigten, auch wohl einer dritten. Nur wenn sie diese Proben ausgehalten hatten, wurden sie, mit einem Stempel versehen, an die Fabrik zur Vollendung zurückgegeben. Im entgegengesetzten Falle aber mufste der Rohrschmidt unentgeldlich ein neues Stück ausarbeiten."

„In der zweiten Zeche wurden die Schlösser gemacht. Um das Hauptblatt derselben zu verfertigen, war hier eine grofse Presse, in Form der Münzpräge-Maschinen errichtet. Unter dieser wurde zuerst aus einer glühenden Eisenplatte das Schild im Groben geformt, dann durch zwei Mal wiederholte Arbeit unter andern Stempeln in die gehörige Gröfse und Gestalt gebracht, hierauf in einer andern Werkstatt durch Bohrmaschinen mit den nöthigen Löchern versehen, gefeilt, gehärtet, auf eichenen Scheiben, mit Leder überzogen, polirt und mit den nöthigen Schrauben, mit Feder, Hahn und Pfanne versehen. Die letztern Stücke sollten künftig ebenfalls in Formen unter dem Stempel geschlagen werden."

„In der dritten Zeche wurden die Ladestöcke und Bajonette verfertigt. Man erhielt Beide vom Schmiedt aus dem Groben gearbeitet, schliff sie, wie die Läufe, auf nassen Steinen, und polirte sie auf Rädern von Eichenholz, mit Leder überzogen, durch Schmirgel. Die Einschnitte im Rohre der Bajonette wurden aber vorher noch auf einer Stampfmaschine, vermittelst eines doppelten Druckes, durchgeschlagen."

„In der vierten Zeche wurden die Schäfte aus Birkenholz geschnitten. Länge und Dicke wurden nach Maſsen bestimmt, und jedes einzelne Stück durch Sägen, Hobeln, Schnitzen und Feilen ausgearbeitet. Ebenheit und Glätte wurde ihnen durch Abschleifen mit gestoſsenem Glase, Farbe durch Scheidewasser, und Glanz durch Baumöl gegeben.“

„In der fünften Zeche wurde die Garnitur bereitet. Sie wurde theils aus Messing in Formen gegossen, geschliffen und polirt, theils aus Platten unter dem Stempel geschlagen. Man durchbohrte sie, wie das Eisen, auf den Bohrmaschinen, und paſste sie dem Ganzen in einer dazu bestimmten Werkstatt an.“

„Die so vollendeten Gewehre bekamen endlich noch Scheiden von Leder zu den Bajonetten und gingen nun aus der Fabrik in das Arsenal. Nach dem vorgeschriebenen Kaliber muſste jedes Stück mit allem Zubehör zwischen 11 Pfund 70 Solotnik und 12 Pfund, der Lauf allein aber 6 Pfund wiegen.“

„Da die Fabrik, wie sich leicht begreifen läſst, sehr vieler Instrumente bedurfte, die nur mit groſsen Kosten von andern Orten erlangt werden könnten: so war zur Verfertigung derselben eine sechste Zeche bestimmt. In dieser wurden nicht nur Bohrer, Feilen, Schneideeisen zu Schrauben, Zangen Schraubstöcke u. s. w. verfertigt, sondern auch fast alle andere Instrumente und Geräthschaften, die zum häuslichen Gebrauche bestimmt sind, als Schlösser, Scheeren, etc. Sie wurden in

einem eignen Magazine gehörig gebauet, aufbewahrt und zu bestimmten Preisen verkauft."

„Die siebente Zeche endlich begriff die Arbeiter, welche zu Nebengeschäften, Transporten von Kohlen, Eisen, Gewehren und Instrumenten, zur Reinigung der Fabrik und der Brunnen, so wie zur Besorgung der Kanäle, gebraucht wurden."

„Zur Unterhaltung dieses Werkes waren von der Krone, laut des den 20. Febr. 1807 bestätigten Etats, jährlich 142460 Rubel angewiesen, als:

zur Besoldung der Beamten, zum Lohne der Arbeiter, zur Erhaltung des Hospitals und andrer Orte	82,460 R.
zur Unterhaltung der Wohn- und Fabrikgebäude, Dämme, Maschinen und Instrumente . . .	60,000 R.
Aufser dieser Summe von . . .	142,460 R.,

welche aus der kaiserlichen Kasse bezahlt wurden, bezahlte das Commissariat noch für jedes gelieferte Stück einen bestimmten Preis, nach der Tulaischen Taxe, d. h. für eine fertige Flinte 12 Rubel 20 Kopeken. — Die Eisenfabrik erhielt übrigens noch 97148 Rubel 50 Kopeken zu Remonte-Eisen."

„Wenn man das beschriebene Werk betritt und in voller Thätigkeit erblickt: so wird man von der Harmonie und zweckmäfsigen Ordnung, verbunden mit möglichster Benützung aller Vortheile und Kräfte, aufs angenehmste überrascht. Kennt

man überdiefs die Geschichte desselben, so erstaunt man noch mehr über das, was bisher geleistet worden. Ein kurzer Rückblick auf dieselbe wird zur Bestätigung des Gesagten dienen.“

„Bis zum Jahr 1807 befand sich hier blofs ein Eisenhammer, welcher das rohe Eisen besonders aus Kuschwa erhielt. Er gehörte bis zum Jahr 1763 der Familie Schuwalow, wurde dann an die Krone verkauft, zu Pugatschews Zeiten zerstört, in der Folge aber wieder hergestellt. Erst auf den Vorschlag des Ober-Berghauptmanns Deraebin wurde im gedachten Jahre 1807 die Gewehrfabrik hier gegründet. Die Krone verlieh derselben zur ersten Einrichtung 1,700000 Rubel und 7000 Rekruten zu Arbeitern, und bestimmte zur jährlichen Unterhaltung die oben angegebene etatsmäfsige Summe von 142460 Rubel.“

„Sobald die vornehmsten Gebäude vollendet und das Ganze zum Theil organisirt war, wurde die Fabrik dem Artillerie-Departement übergeben und der General Buligin als Inspector, der Major Scheidemann aber als Natschalnik (Ober-Aufseher) bestätigt. Indessen lieferte dieselbe auch damals nur eine sehr unbedeutende Anzahl von Gewehren, und hatte im Mai des Jahres 1810 noch das Unglück, die Magazine und einen grofsen Theil der Wohnungen für die Arbeiter durch Brand zu verlieren.“

„In diesem Zustande übernahm sie zu Ende des Monats Dezember 1810 der damalige Inspector, Oberster der Artillerie, Jermolai Jermolajewitsch Gren. Durch ihn bekam

Verfassung, indem er die Zahl der Zechen von 22 auf 7, die Zahl der Officiere von 150 auf 59, und die der ausländischen Meister von 70 auf 18 herabsetzte, und so durch Entfernung überflüssiger Personen und Concentrirung der besten Arbeiter eine vorher nicht gekannte Thätigkeit erzeugte."

„Die Frucht davon war, dafs im ersten Jahre seiner Verwaltung (1811) die Fabrik bereits 3000, und im folgenden Jahre 7000 vorzüglich gut gearbeitete Flinten an die Armee abzuliefern im Stande war. Dabei wurde aus den vielfach ersparten Geldern eine Ueberschufskasse errichtet, und der Plan zu den oben beschriebenen steinernen Fabrikgebäuden entworfen. Der Anschlag dazu betrug zwar eine Summe von 1½ Millionen Rubeln; indessen, ohne auch nur den geringsten Zuschufs dazu von der Krone empfangen zu haben, wurde der Bau getrost aus jenen Ersparnissen unternommen und später glücklich fortgeführt . . . Binnen 4 Jahren waren neue verbesserte Schmieden, Schleif-, Bohr-, Dreh-, Kolben- und Stampfmaschinen mit allem Zubehör in Thätigkeit gesetzt, drei neue Durchstiche, zwei neue Schleusen und eine neue Wasserleitung angelegt, 8 Brunnen und 1 Wasserbassin ausgegraben, die zu nahe Waldung ausgehauen und der sumpfige Boden durch Kanäle urbar gemacht, die Magazine wieder hergestellt und erneuert, der abgebrannte Theil des Orts aber völlig wieder aufgebaut; und diefs Alles ohne Unterstützung aus dem öffentlichen Schatz, blofs durch gute Wirthschaft, mit einer Summe von 400000 Rubel. — Da-

bei war die Zahl der jährlich abgelieferten Gewehre immer mehr angewachsen, so dafs die Fabrik im Jahre 1816 schon 25000 Flinten stellen konnte, und künftig nach Vollendung des ganzen Baues jährlich 50 — 75000 liefern sollte.

VIII.

Weddell's Reise nach dem Südpol.

Wir haben von dieser, in so mancher Hinsicht merkwürdigen Reise zwar schon im vorigen Jahrgange unsers Taschenbuches, S. XXXI. u. ff., eine kurze Nachricht gegeben, halten es aber für Pflicht, aus der im Jahr 1825 zu London erschienenen Beschreibung derselben*), welche bis jetzt noch keinen teutschen Uebersetzer gefunden hat, das Merkwürdigste für unsere Leser auszuheben.

*) A Voyage towards the South Pole, performed in the years 1822 — 1824, containing an examination of the Antarctic Sea, to the 74. degree of Latitude, and a visit to Tierra del Fuego, etc. etc. By James Weddell, Esq. Master in the Royal Navy. 8. IV. und 276 S. Mit mehren Kupff. und Karten.

Weddell, der schon in den Jahren 1819, 1820 und 1821 die Meere der südlichen Halbkugel bereist hatte, unternahm die gegenwärtige Reise mit zwei Schiffen, der Brigg Jane von 160 Tonnen und dem Cutter Beaufoy von 65 Tonnen. Die Mannschaft der Erstern bestand aus 22, die des Letztern aus 13 Personen. Jene wurde von Weddell selbst, dieser von einem Herrn Matthew Brisbane befehligt. Der Zweck der Reise war der Fang von Pelz-Robben (Fur-seal).

Die Schiffe verliefsen England im September 1822 und landeten am 14. Oktober im Hafen von Bona Vista, eine der Capverdischen Inseln, um Salz und frische Lebensmittel einzunehmen. Die Frau Statthalterinn trieb hier einen nicht unbeträchtlichen Handel mit Geflügel und führte unsern Reisenden in hocheigner Person nach dem Hofe des Palastes, wo die nöthigen Einkäufe bei einem Glas Wein und den Tönen einer Guitarre, welche der vierzehnjährige Sohn des Statthalters spielte, zu beiderseitiger Zufriedenheit gemacht wurden. Von Bona Vista ging die Reise ohne besondere Zufälle weiter südwärts und beide Schiffe befanden sich am 2. Jan. 1823 schon unter 51° 55′ südlicher Breite und 65° 7′ 15″ westlicher Länge (von Greenwich). In dieser Gegend sollte die Adlers-Untiefe (L'aigle shoal) liegen, welche Cap. Bristow 1817 entdeckt hatte; da aber Weddell weit und breit nirgends eine Spur davon sah, so sorgfältig er auch darnach forschte: so ist sie wahrscheinlich unrichtig niedergelegt worden. Am 12. Jan. erblickte man die östliche Spitze der Südlichen Orkaden

(South Orkneys), eine Inselgruppe, welche Weddell bereits auf der vorhergehenden Reise entdeckt hatte. Sie liegen östlich von Süd-Shetland, zwischen 60 und 61° Breite, und erstrecken sich von 44½ bis 46½° westl. Länge. Die gröfste, westlichste, erhielt den Namen Pomona oder Mainland (welchen Namen auch die gröfste der Schetländischen Inseln, nördlich von Schottland, führt), die östlichste, etwas kleinere, Melville's-Insel; zwischen diesen beiden liegt die noch kleinere Cruchley's und nördlich von derselben die Dibdins-Insel, welche beide durch die Spencer's-Strafse von Mainland getrennt werden. Nördlich von der Melville's-Insel liegt die kleine Weddell's- und noch weiter nördlich die Sattel-Insel (Saddle I.); südlich von Melville erblickt man die drei kleinen Murrys-Inseln, und südlich von der Spencer-Strafse noch die etwas gröfsern Robertsons-Inseln. Der Anblick dieser Inseln ist, selbst im Sommer, wo möglich noch schrecklicher als der von Süd-Shetland. Die meisten sind mit schroffen und hohen Bergen bedeckt; den höchsten derselben, auf der Sattel-Insel, nannte Weddell, einem seiner Freunde, dem Orientalisten Noble in Edinburgh zu Ehren, die Noble's-Spitze (Noble's Peak); man kann sie bei heiterem Himmel 15 Seemeilen (Leagues) weit sehen. Die Lage des Mittelpunktes der Sattel-Insel ist 60° 37′ 50″ Breite und 44° 52′ 45″ westl. Länge. Die östlichste Spitze der Melville-Insel nannte Weddell das Cap Dundas; es liegt unter 60° 46′ 30″ Breite und 44° 35′ 45″

westl. Länge. In der Nähe dieses Vorgebirges befand sich ein kleines Stück Land, mit kurzem Grase bewachsen, und eine Menge Vögel. Weddell fand an den Küsten dieser Insel auch häufig eine neue Robben-Gattung, den See-Leoparden, (Sea-Leopard oder Leopardine Seal), welcher diesen Namen von den schwarzen und weifsen Flecken erhalten hat, mit denen der oben blafsgraue und unten gelbliche Pelz bedeckt ist. Der Hals ist lang und schmal zulaufend und der Kopf klein. — Es braucht nicht erwähnt zu werden, dafs es hier überall viel Eis gab. Anzeigen von Land, welche man nach Südosten hin zu bemerken glaubte, erwiesen sich bald als eine weit ausgedehnte Kette von Eis-Inseln.

Weddell bemerkt hier, dafs die Capitäne Cook und Furneaux bereits vor 50 Jahren sehr nahe daran waren, nicht nur diese neue Inselgruppe der Südlichen Orkaden, sondern auch die von Süd-Shetland zu entdecken. Furneaux fuhr 45 Meilen (engl.) vom östlichen Ende der letztern Gruppe und 75 westlich von den Erstern vorbei.

Die Gegend zwischen den Südlichen Orkaden, Sandwich-Land und Süd-Georgien durchforschte Weddell sorgfältig, entdeckte aber kein Land weiter. Da er jedoch weiter südwärts dergleichen zu finden hoffte, und ihm, um eines reichlichen Robbenfanges willen, besonders viel an der Entdeckung neuer Küsten gelegen war, die an solchen Thieren viel reicher zu seyn pflegen, als die schon öfters besuchten Gestade: so segelten beide Schiffe weiter nach Süden

und Weddell versprach jedem Matrosen, der zuerst Land sehen würde, eine Belohnung von 10 Pfund St. Alles war jetzt in der angestrengtesten Thätigkeit, aber nichts wurde entdeckt. Zwar glaubte man am Morgen des 10. Febr. einen zuckerhutförmigen schwarzen Felsen zu erblicken; als man sich ihm aber näherte, fand es sich, dafs es ein an der Nordseite mit schwarzer Erde bedeckter grofser Eisberg war. Dieser Umstand brachte Weddell auf die Vermuthung, dafs dennoch Land, und zwar mit einer Menge Erde bedecktes, in der Nähe vorhanden seyn müsse, von dem sich wahrscheinlich dieser Eisberg abgelöst haben möge. Alles weitere Nachforschen war indefs vergeblich. Weddell macht bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, dafs vermuthlich manche Inseln, welche frühere Seefahrer im nördlichen Theile des Atlantischen Meeres gesehen haben wollen, und die man später nicht gefunden hat, nichts weiter als solche mit Erde bedeckte Eisberge gewesen seien.

Am 16. Febr. waren die Schiffe unter 70° 26′ Breite und 29° 58′ Länge; der Wind blies schwach aus Westen und die See war ziemlich ruhig. Fast die meisten Eisberge waren verschwunden und das Wetter wurde von Tage zu Tage immer schöner, so dafs Weddell noch weiter nach Süden vorzudringen beschlofs. Am 18. Abends war das Meer, so weit man sehen konnte, ganz frei von Eis *) und blieb es, mit geringer Aus-

*) „Not a particle of Ice of any description was to be seen," heifst es S. 36. D. H.

nahme, bis zum 20., wo sich die Schiffe unter 74° 15′ Breite und 34° 16′ 45″ Länge befanden. Ein frischer Südwind nicht nur, sondern auch die Erwägung der späten Jahreszeit und des weiten Heimwegs durch ein mit Eisinseln bedecktes Meer, bewog unsern Reisenden hier umzukehren, ungeachtet das schöne Wetter und die eisfreie See (nur drei einzelne schwimmende Berge wurden gesehen) zu einer Fahrt wenigstens nach Südwesten hinlockten. Weddell ist indefs der erste bekannte Seefahrer, der so weit nach dem Südpole vorgedrungen ist. Cook kam nur bis 71° 10′ und Bellingshausen*) bis 68° 57″ 15″.

Da es unserm Reisenden an den nöthigen Instrumenten fehlte, und er überdiefs schon einige Tage früher seine zwei Thermometer zerbrochen hatte: so war es ihm leider! unmöglich, wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen. Das Südlicht (Aurora australis), welches Forster auf seiner Reise mit Cook beobachtete, sah Weddell nicht; er schreibt es der grofsen Dämmerung zu, welche damals die ganze Nacht hindurch herrschte. Auch von den merkwürdigen Erscheinungen der Strahlenbrechung, wodurch in den höhern nördlichen Breiten der Horizont und alle Gegenstände so seltsam verzerrt werden, war in dieser Nähe des Südpols nur wenig zu bemerken. Das von den Walfischen ausgespritzte Wasser

*) S. den Jahrgang 1824 dieses Taschenbuches, S. XXIV.

D. H.

eine etwas vergrößerte Strahlenbrechung zuwege, welche indefs bald wieder verschwand. Der Grund dieser verminderten Strahlenbrechung am Südpol ist wahrscheinlich in dem Mangel an grofsen Eisfeldern zu suchen, dergleichen sich im nördlichen Eismeer so häufig finden. Cooks Bemerkung, dafs das Feldeis (Field ice) nur in der Nähe des Landes und nicht im offnen Meere entstehe, schien durch Weddells Beobachtungen hier bestätigt zu werden. Der Letztere befand sich jetzt unter 74° 15′ Breite (was nach der allgemein angenommenen Meinung, dafs die südliche Halbkugel um 10 Breitengrade kälter ist als die nördliche, mit 84° 15′ nördlicher Breite übereinstimmen würde) und dennoch war das Meer überall von Eisfeldern frei; dagegen war er kurz vorher, unter 61° 30′ Breite, aber nur 100 Meilen (engl.) vom Lande, sehr stark von Packeis besetzt gewesen. Weddell schliefst aus diesem Umstande ferner, dafs auch das Meer bis ganz zum Südpole hin frei von Eise sei, und dafs es einem künftigen Seefahrer leichter seyn werde, diesen zu erreichen, als den Nordpol. Wahrscheinlich erstreckt sich, von Süd-Shetland unter 61° Breite aus, das Land noch weiter nach West-Süd-West, bis jenseits des Meridians, unter welchem Cook bis 71° 10′ Breite vordrang, aber gewifs nicht weiter als bis 73° Breite. Dieses Land (kein Festland, sondern nur Inselreihen) ist unstreitig die Geburtsstätte des Treibeises, welches das südliche Eismeer weiter herab bedeckt und die aufserordentliche Kälte in diesen Gegenden ver-

ursacht. Die Temperatur des Wassers war am 27. Jan., also mitten im Sommer der südlichen Halbkugel, unter + 34° Fahrenheit oder + $\frac{8}{9}$° Reaum., und die Luft im Schatten 37° F. ($2\frac{7}{9}$° R.), in der Sonne 48° F. ($7\frac{1}{9}$° R.).

Weddell gab dem Meere dieser Gegend den Namen König Georgs IV. See. Die Flaggen wurden aufgezogen, eine Kanone abgefeuert, und die Mannschaft beider Schiffe erhob ein dreimaliges Freudengeschrei. Statt der zehn Pfund Sterling, die Niemand hatte verdienen können, mufsten sich die Matrosen mit einem Glas Grog und mit der Ehre zufrieden stellen, die ersten Seeleute gewesen zu seyn, welche dem Südpol so nahe gekommen waren.

Auf der Rückreise wurden unter 71° 25′ Br. die Eisinseln wieder zahlreich und man fand hier mit 240 Faden keinen Grund. Unter 65° 2′ Br. und 40° 45′ Länge sah man am 28. Febr. weniger Eis, als 4 Wochen zuvor, wo die Schiffe ungefähr in derselben Gegend gewesen waren. Am 12. März erreichte man Süd-Georgien und beide Schiffe gingen hier in der Adventure-Bay, an der südwestlichen Küste der Insel, unter 54° 2′ 48″ Breite und 38° 8′ 4″ westl. Länge, vor Anker. So wenig Einladendes der Anblick dieses unwirthbaren Landes, zumal in dieser Jahreszeit, auch haben mochte, so glücklich schätzte sich gleichwohl die Mannschaft, welche seit fünf Monaten beständig zur See gewesen war und bereits den Scharbock zu fürchten anfing, hier landen zu können. Eine Menge grüner Gewächse (vermuthlich Löffelkraut,

aber wider jenes Uebel sehr heilsame Mahlzeiten. Auch fehlte es nicht an Albatrossen, deren Fleisch einen angenehmen Geschmack hat, obwohl es dem von unserm Hausgeflügel nicht gleich kommt.

Süd-Georgien ist seit den Zeiten Cooks, der diese Insel 1771 zuerst untersuchte (entdeckt hatte sie La Roche schon 1675), von grofser Wichtigkeit für Grofsbritannien gewesen. Die ungeheure Menge von See-Elephanten (Phoca elephantina) und Pelzrobben, welche nach seinem Bericht an den Küsten dieser Insel vorhanden waren, lockte jährlich eine beträchtliche Anzahl von Schiffen hin, um den Fang jener nützlichen Thiere zu betreiben, welche leider jetzt gröfstentheils verschwunden sind. In der guten Zeit kamen jährlich nicht weniger als 20000 Tonnen von See-Elephantenthran von hier auf den Londner Markt. Auch die Robbenpelze würden einen sehr einträglichen Handelsartikel ausgemacht haben, wenn die Londner Kürschner sich mit ihrer Zubereitung beschäftigt hätten. Dieser Handel gerieth ausschliefslich in die Hände der Amerikaner, welche reiche Ladungen von diesem Pelzwerk nach China führten und hier 5 bis 6 Dollars für das Stück bekamen. Aufserdem erhielten sie auch durch die Freiheiten, welche sie in Canton vor den Engländern genossen, einen grofsen Vorsprung vor den Letztern. Weddell glaubt, dafs die Anzahl von Robbenhäuten, welche theils von den Britten, theils von den Fremden aus Süd-Georgien geholt wurden, sich auf nicht we-

niger als 1200000 Stück belaufen habe. Die Insel der Einöde (Island of Desolation), über welche gleichfalls Cook zuerst Nachricht gab, ist für England nicht so einträglich gewesen als Süd-Georgien. Beide zusammen mögen, als der Fang noch ergiebig war, jährlich an 2000 Tonnen und 2 bis 300 Seeleute beschäftigt haben.

Süd-Georgien ist etwa 96 (engl.) Meilen lang und im Durchschnitt an 10 breit, aber die vielen Buchten ringsum gehen zum Theil so tief ins Land, dafs die Breite an manchen Stellen sehr unbeträchtlich wird. Dalrymple giebt auf einer alten Karte einen Kanal an, der mitten durch die Insel geht; gegenwärtig ist an dieser Stelle ein Eisberg. Die Berge sind hoch und ihre Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt, aber in den Thälern herrscht im Sommer eine starke Vegetation, meist aus einem hartblättrigen Grase bestehend, das an zwei Fufs hoch wird.

Nur Vögel und Wasser-Säugthiere, aber keine vierfüfsige Landthiere sind die Bewohner dieser Insel. Unter den Vögeln sind die Königs-Pinguine (the king penguin, Aptenodytes patagonica) die bemerkenswerthesten. Sie leben in Heerden beisammen und gehen watschelnd am Strande auf und ab. Bei nebeligem Wetter kann man sie von weitem für Menschen ansehen. An stolzer Haltung werden sie selbst vom Pfau nicht übertroffen, dem sie auch an Schönheit des Gefieders wenig nachgeben *). Während der Mause scheinen sie einander ver-

*) „.... to which in beauty of plumage they are indeed very little

ächtlich zurückzustoßen, nicht, wie Weddell meint, wegen ihres ruppigen Ansehens, sondern wohl aus Kränklichkeit, indem alle Vögel zu dieser Zeit sich weniger wohl und munter befinden. Haben sie aber ihr volles glänzendes Gefieder wieder erhalten, so versammeln sie sich aufs neue in Heerden. Ihr selbstgefälliges Herabblicken auf den schönen Leib und ihre Sorgfalt, jeden Schmutzfleck zu entfernen, gewährt dem Beobachter ein sehr unterhaltendes Schauspiel.

Um den Anfang des Jäners herum paaren sie sich und legen Eier. Während der Brütezeit wird das Weibchen, wenn es nach Futter oder ins Wasser gehen will, vom Männchen abgelöst; eines rollt dem andern, da sie kein Nest haben, die Eier mittelst der Füfse zu und bringt sie dann mit dem Schnabel in die zum Brüten schickliche Lage, nämlich zwischen den Schwanz und die Schenkel, wo das Weibchen eine eigens dazu passende Vertiefung hat. Die Jungen bleiben ein ganzes Jahr unter der Obhut der Mutter, welche sie schwimmen lehrt. Will eines oder das andere nicht ins Wasser, so weifs es die Mutter mit List an irgend einen steilen Abhang am Ufer zu locken und stöfst es dann plötzlich ins Wasser hinab. Diefs wird so lange wiederholt, bis das Junge allein ins Wasser geht.

---

inferior," Es ist merkwürdig, dafs sich an den Polen die Pracht der Tropenvögel wiederfindet. Auch Parry sah auf seiner zweiten Reise im nördlichsten Ende der Hudsons-Bay eine neue Entengattung von wunderschönem Gefieder.

D. H.

Außer diesem Königs-Pingwin giebt es hier noch drei andere Gattungen von Fettgänsen, welche zwar eben so lang (oder vielmehr hoch), aber nur halb so dick sind wie jene; auch haben sie kein so schönes Gefieder. Die Matrosen nennen diese drei Gattungen Stutzer (Macaroni), Esel (Jack-ass) und Steinknacker (Stone-cracker). Der Stutzer hat diesen Namen von seiner angeblich geckenhaften, stutzermäßigen Haltung, die jedoch Weddell nicht bemerkt haben will; der Zweite von seinem Geschrei, welches wie das eines Esels klingt, und der Dritte, weil er, wenn er böse wird, mit dem Schnabel in Steine hackt. Alle drei Gattungen unterscheiden sich auch dadurch von dem Königs-Pingwin, daſs sie sich, am Abhange grasiger Hügel, Nester aus Stengeln und Steinen machen. Während der Erbauung dieser Nester wissen sie oft sehr listig die Bau-Materialien einander wegzustehlen. Sie bleiben mit ihren Jungen nur vier Monate in diesen Nestern, vom Jäner bis in den April, und nehmen sie dann mit ins Wasser, oft 4 oder 5 Meilen weit von der Küste, um sie nach und nach an dieses Element zu gewöhnen, worauf sie dieselben verlassen.

Die Albatroſs-Gattung, welche auf Süd-Georgien vorkommt, hat mit ausgebreiteten Flügeln an 12 Fuſs Breite; auch findet man einzelne von 16 bis 17 Fuſs. Diese Vögel sind aber so dicht mit langen Federn bewachsen, daſs, wenn man diese abgerupft hat, sie nicht viel mehr als halb so groſs aussehen; sie wiegen dann nicht mehr als 12 bis 25 Pfund. Ihre

Art sich zu paaren hat viel Drolliges. Beide Geschlechter nähern sich einander mit anscheinend grofser Förmlichkeit; sie berühren sich wiederholt mit den Schnäbeln, wiegen die Köpfe hin und her und sehen einander lange und aufmerksam an. Diese Vorbereitungen dauern oft an zwei Stunden. In ihren Schnäbeln haben sie grefse Stärke und wenn sie auf dem Neste sitzen, können sie sich eine halbe Stunde lang gegen einen tüchtigen Hund vertheidigen. Ihre Schwimmfüfse sind so grofs, dafs sie, bei ruhigem Wasser, damit auf der Oberfläche desselben herumgehen können, ohne eben viel der Flügel dabei zu bedürfen. Ein Ei wiegt 1¼ Pfund, hat aber in Verhältnifs zu dieser Gröfse wenig Dotter, wohl aber viel Weifs. Die Legezeit ist im Oktober und die Eier geben dann eine erfrischende Speise.

Nächst dem Albatrofs ist eine von den Matrosen Nelly (Eleonore oder Helena) genannte Gattung von Sturmvögeln (Peterel, Procellaria) bemerkenswerth. Ihre Farbe ist ein Gemisch von Grau und Braun. Sie sind äufserst gefräfsig und ihre Begierde nach Walfischspeck oder Thran verleitet sie oft so viel zu sich zu nehmen, dafs sie nicht fliegen können. Man weifs, dafs ein Schwarm von etwa 5 oder 600 solcher Nelly's in 6 oder 8 Stunden 20 Tonnen See-Elephanten-Thran verzehrt hat. Ihr Fleisch ist daher ganz ungenieſsbar und auch die Eier sind weniger gut als die von den vorhin beschriebenen Vögeln.

Auf der Weiterreise von Süd-Georgien fuhr Weddell

bei den Seeraben-Felsen (Shag-rocks) vorüber, wurde aber durch das nebelige Wetter verhindert, sie zu sehen. Sie liegen unter 53° 48′ Breite und 43° 25′ westl. Länge, und sind nach Weddells Meinung höchst wahrscheinlich die Aurora-Inseln, welche im Jahre 1762 von dem spanischen Schiffe Aurora einige Grade weiter westlich von dieser Stelle entdeckt worden seyn sollen, aber von spätern Seefahrern nicht wieder aufgefunden worden sind. Weddell selbst ist 1820 genau über die Stelle gefahren, wo auf den spanischen Karten die Aurora-Inseln niedergelegt sind, hat aber nicht das mindeste Land in dieser Gegend gesehen.

Am 11. Mai gingen unsere Reisenden im Quaker-Hafen, auf der westlichen Falklands-Insel, vor Anker und überwinterten hier bis zum 7. Oktober dess. J., wo sie wieder nach Süden in See gingen. Weddell glaubt, dafs einige Nachrichten über die Falklands-Inseln (oder Malouinen), auf welchen er zwei Mal überwintert hat, hier nicht am unrechten Orte stehen dürften.

Diese unbewohnte Gruppe besteht aus beinahe 90 Inseln, welche zwischen 51° bis 52° 45′ Breite und 57° 20′ bis 61° 40′ westl. Länge liegen. Zwei davon sind von beträchtlicher Gröfse und heifsen eigentlich die Oestliche und die Westliche Falklands-Insel; am gröfsten ist die Letztere, aber an den Küsten so tief eingeschnitten, dafs ihre wahre Gröfse sehr schwer zu bestimmen ist. Die gröfste Länge von Nordost nach Südwest ist 100 (engl.) Meilen und die gröfste

Breite etwa 50. Die Länge der Oestlichen beträgt von Nordost nach Südwest etwa 78 und die gröfste Breite 47 Meilen; die Küsten sind aber so eingeschnitten, dafs an einer Stelle zwei entgegengesetzte Bayen fast an einander stofsen. Die Meerenge zwischen beiden Inseln ist 7 bis 12 Meilen breit; manche von der kleinern Inseln liegen darin. Sie kann von Schiffen jeder Art, besonders mit Hilfe der Edgar'schen Karte, der besten von diesen Inseln, sicher befahren werden. An der nördlichen Küste der Westinsel sind viele Einfahrten; die vornehmste ist die, welche zum Egmonts-Hafen führt, wo die Engländer ehemals eine Niederlassung gegründet hatten, die sie aber schon seit 1774 freiwillig wieder aufgegeben haben. Die Lage war sehr übel gewählt. Man sieht noch Ueberreste der vormaligen Stadt, welche an der südlichen Seite eines 60 Fufs hohen Berges angelegt war, so dafs sie im Winter wenig oder gar keine Sonne haben konnte. Noch vor wenig Jahren konnten sich die Schiffe hier mit Lebensmitteln versorgen. Eine Menge Schweine, welche die Ansiedler zurückgelassen hatten, liefen wild auf der Saunders-Insel herum, sind aber jetzt fast ganz vertilgt. Hochländische Gänse (? Upland Geese), sonst ebenfalls sehr zahlreich, sind nur noch selten anzutreffen. Man kann sich jetzt nur mit Gänsen und Enten, die am Strande von Fischen leben, versorgen, welche aber dem Gaumen bald zum Ekel werden.

Nächst dem Egmonts-Hafen (Port Egmont) ist der der Westspitze (West Point Harbour) der vornehmste An-

kerplatz; er befindet sich am westlichen Ende des südlich vom Berkeleys Sund gelegnen Landes. Am zugänglichsten ist die Neue Insel (New Island) im westlichen Viertel; der sehr bequeme Schiffhafen (Ship Harbour) hat 51° 42′ 36″ Breite und 61° 9′ westl. Länge. Der Mangel an Holz auf den Falklands-Inseln würde ein grofses Uebel seyn, wenn sie nicht einen Ueberflufs an Torf hätten. Unerschöpflich ist der Vorrath an diesem Brennstoff auf der Schiffinsel (Ship Island), deren westliche Hälfte sehr gebirgig ist und eine Reihe steiler Felsen darbietet, welche sich bis 550 Fufs über das Meer erheben. Die östliche Seite dacht sich in mehre Spitzen ab.

New-Island ist durch das traurige Schicksal des amerikanischen Capitäns Barnard merkwürdig geworden. Dieser kehrte im Jahr 1814, wo England mit den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika Krieg führte, von einer Reise nach dem südlichen Eismeere zurück, und traf an der Küste jener Insel mit der Mannschaft eines englischen Schiffes zusammen, welches auf ihrer Fahrt von Port Jackson in dieser Gegend Schiffbruch gelitten hatte. Ihre Zahl mochte sich auf dreifsig belaufen, worunter mehre Reisende, auch Damen, waren. Barnard nahm sie voll Mitleid bei sich auf, behandelte sie mit aller der Gastfreundschaft, auf welche ihre traurige Lage Anspruch machte, und versprach, sie in einem brasilischen Hafen ans Land zu setzen. Gleichwohl begannen die Engländer, des feindlichen Verhältnisses wegen, in dem beide Nationen damals gegen einander standen, Mifstrauen in die Aufrichtigkeit der

Amerikaner zu setzen, und als eines Tages der Capitän mit vieren seiner Leute auf die Jagd ans Land gegangen war, überwältigten die Engländer die übrige amerikanische Mannschaft an Bord, kappten das Kabeltau und fuhren mit dem Schiffe davon nach Rio Janeiro und weiter fort nach Nord-Amerika. Man denke sich das Entsetzen des unglücklichen Barnard, als er an die Küste zurückkam und seine Menschenfreundlichkeit so schändlich vergolten sah! Nicht einmal Lebensmittel hatten sie ihm zurückgelassen. Er mufste sich gleichwohl in sein Schicksal fügen. Zum Glück hatte er, wie an mehren Stellen, auch auf dieser Insel einige Kartoffeln angepflanzt. Die Amerikaner richteten ihre ganze Sorgfalt jetzt auf die Pflege derselben und erhielten dadurch für die nächste Jahreszeit einigen Mundvorrath. Ihr Jagdhund fing dann und wann ein Ferkel und an Albatrofs-Eiern fehlte es auch nicht. Aus Robbenfellen machten sie sich Kleider. Ein steinernes Haus, das sich noch von früherer Zeit auf der Insel befand, war stark genug, den Winterstürmen zu widerstehen und so würde das Loos dieser armen Leute ziemlich erträglich gewesen seyn, wenn nicht die Trennung von ihren Verwandten und Freunden und die Ungewifsheit, ob sie jemals aus dieser Verbannung würden erlöst werden, ihre Aussicht in die Zukunft aufs schmerzlichste getrübt hätten.

Aber Barnard war noch für ein härteres Loos aufgespart. Seine Gefährten, die er übrigens mit der gröfsten Milde, als Genossen seines Unglücks, behandelt hatte, ersahen eines

Tages die Gelegenheit, stahlen das Boot und segelten auf und davon. So von aller Welt verlassen, war er genöthigt, sich nunmehr seine Kleidung aus Robbenfellen selbst zu verfertigen und für den Winter Mundvorrath einzusammeln. Ein oder zwei Mal des Tages stieg er auf einen Berg, von dem er eine weite Aussicht auf das Meer hatte, um zu sehen, ob ein Schiff sich nähere; aber immer kehrte er getäuscht in seiner Hoffnung und in Schmerz versunken zurück. Zum Glück fanden sich die vier Matrosen, welche unterdessen ihr Unvermögen, allein in diesen unwirthbaren Gegenden fortzukommen, eingesehen hatten, nach einigen Monaten wieder bei Barnard ein. Es wurde ihm schwer, Ruhe und Ordnung unter ihnen zu erhalten und einer davon machte sogar einen Anschlag auf sein Leben, ward aber bei Zeiten verrathen. Barnard sah sich gezwungen, ihn mit einem kleinen Vorrath von Lebensmitteln auf eine kleine Insel im Quäkerhafen zu verweisen. Diese Züchtigung war so wirksam, dafs der Matrose nach drei Wochen, als Barnard ihn wieder bei sich aufnahm, bittere Reue bewies und seine schlechte Gesinnung gänzlich geändert hatte. — Alle fünf wurden endlich im Dezember 1815 durch einen englischen Walfisch-Fänger, der nach dem Grofsen Weltmeere segelte, aus ihrer traurigen Lage erlöst. Schon früher war, wie man später erfuhr, ein englisches Kriegsschiff eigens aus dem Hafen von Rio Janeiro nach ihnen abgeschickt worden, hatte sie aber nicht finden können.

Auf der Oestlichen Falklands-Insel ist Port-Louis,

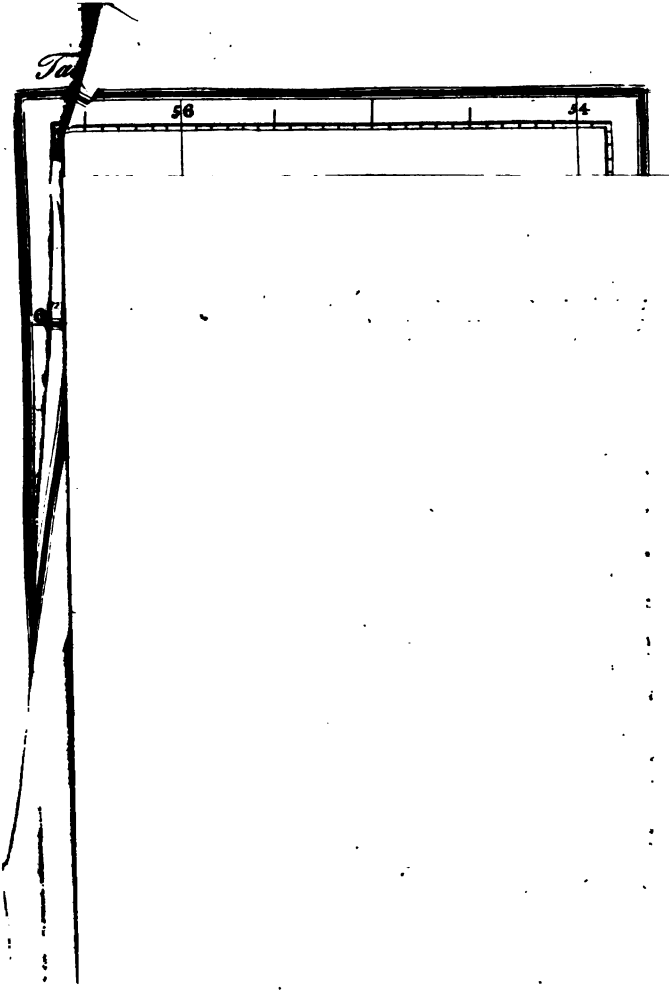
am östlichsten Ende der Insel, an der Spitze von Berkeley's-Sund, der vornehmste Hafen. Er hat 51° 32′ Breite und 58° 3′ 30″ Länge. Der Ankerplatz liegt 12 (engl.) Meilen von den Ueberresten der Stadt Saint Louis, am Eingange des Sundes. Man sieht noch Mauern von etwa 30 Häusern. Sie scheint von französischen Ausgewanderten um das Jahr 1764 angelegt worden zu seyn. Nachdem diese betriebsamen und unternehmenden Leute in der Urbarmachung des Bodens schon beträchtliche Fortschritte gemacht hatten, wurden sie von den Spaniern vertrieben, welche die Inseln, als ihnen zuständig, in Anspruch nahmen, sie aber in der Folge, zum Theil wohl aus Politik, um sich nicht mit andern Mächten zu entzweien, oder auch, weil sie ihnen im Vergleich mit ihren übrigen unermefslichen Besitzungen zu unbedeutend vorkamen, wieder verliefsen. Es ist zu bedauern, dafs eine Niederlassung, welche in diesem Theile des Atlantischen Oceans für die Seefahrer höchst wohlthätig gewesen wäre, so zwecklos zerstört worden ist. Die Gröfse der mit Gras bewachsenen Ländereien und die Menge von schönem Vieh, welches wild auf der Insel herumirrt, zeugen hinlänglich für die Vortheile, mit welchen man sich hier ansiedeln könnte. Der Winter ist sehr mild und das (Fahrenheitsche) Thermometer fällt selten auf den Gefrierpunkt (— $14\frac{2}{9}$° Reaum.). Nur der Südwind, der aber selten weht, ist heftig und kalt; die meisten Winde kommen aus Süd- und Nordwest, von der Küste Patagoniens, und sind daher sehr gemäfsigt. Ueberhaupt scheint das Klima der Falk-

lands-Inseln jetzt gemäfsigter zu seyn als vor vierzig und mehr Jahren, wahrscheinlich weil damals unter dieser Breite von 50° alljährlich unermefsliche Eismassen herumtrieben, welche, indem sie nordwärts zogen, zwischen den Falklands-Inseln und Süd-Georgien durchgingen und sowohl Luft als Wasser beträchtlich erkälteten. Weddell versichert, während der drei Reisen, die er in diese Gegenden gemacht, niemals Treibeis nördlich von Süd-Georgien angetroffen zu haben. Es müssen daher in neuerer Zeit grofse Veränderungen mit dem Südpol-Eise vorgegangen seyn.

An der südlichen Küste von Berkeleys-Sund liegt unter dem Wasser ein niedriger Felsen, auf welchem der französische Commodore Freycinet, als er 1820 von seiner Reise um die Welt zurückkehrte, mit der Fregatte Urania Schiffbruch litt *). Weddell kam damals auch an diese Insel, aber zu spät, wie er versichert, um den Verunglückten noch einige Dienste zu leisten. Der amerikanische Capitän Orne hatte bereits einen Vertrag mit ihnen abgeschlossen, worin er sich verpflichtete, sie für die Summe von 20000 Dollars nach Buenos-Ayres zu bringen.

Als die französischen Ansiedler die östliche Insel verliefsen, blieben mehre Pferde und einiges Hornvieh zurück, welche sich seitdem so vermehrt haben, dafs sie die ganze Insel heer-

*) Wir haben von dieser Reise im zweiten Jahrgange dieses Taschenbuches, (1824) S. XXV., so wie im dritten (1825) S. 85 bis 136, Nachricht gegeben. D. H.



UNIV. OF MICH.

denweise durchziehen. Die Ochsen sind sehr wild und greifen einzelne Jäger an; es vereinigen sich daher, um sie zu erlegen, vier oder fünf Schützen, nähern sich dem Thiere, einer hinter dem andern in gerader Linie, so dafs dieses nur Eine Person vor sich zu sehen glaubt, bis auf Pistolenschufs-Weite und laufen dann, alle zugleich feuernd, plötzlich aus einander. Einzelne Personen werden auch von Pferden angefallen, indem diese einen Kreis um jene schliefsen und sich dann aufbäumen; aber ein Flintenschufs zerstreut sie leicht.

Weddell erzählt umständlich die Besitznahme der Falklands-Inseln durch die Vereinigten Staaten von La Plata, im November 1820, von welcher er Augenzeuge war.

Am 7. Oktober 1823 segelten Weddells Schiffe von hier neuerdings südwärts, nach der erst 1819 entdeckten Inselgruppe von Neu-Süd-Shetland *) und hatten auf dieser Fahrt, mehr als auf den frühern, mit grofsen Eismassen zu kämpfen, die sie oft in Gefahr brachten. Die nördliche Reihe hat 61° bis 63 Breite und 54° bis 63° Länge (westlich von Greenwich) und besteht aus 12 gröfsern Inseln und einer zahllosen Menge über das Wasser emporragender Klippen. (S. die beiliegende Karte.)

*) Man sehe den zweiten Jahrgang, (1824) S. XXII u. f. und mein Gemälde der physischen Welt, III. Band, S. 480 bis 487. Der daselbst angeführte Schiffspatron Bransfield, welcher diese Inseln 1820 besuchte, heifst bei Weddell Barnsfield. Statt der dortigen Karte folgt hier die bessere von Weddell.
D. H.

Südöstlich von dieser Inselgruppe hat man noch anderes Land gesehen, aber es wegen des vielen Eises nicht untersuchen können. Das von der Smiths-Insel gerade südlich liegende ist Dreieinigkeits-Land (Trinity-Land) genannt worden. Weiter östlich liegt eine noch unbekannte Küste und vor derselben die noch nicht untersuchte kleine Hoffnungs-Insel (Hope-Island). Dafs sich jedoch dieses südliche Land nicht weit nach dem Pole hin erstrecken kann, geht aus der Reise des russischen Capitän Bellingshausen hervor, welcher im Jäner 1821 diese Meeresgegend beschiffte und sich den Süd-Shetlands-Inseln von Süden her, nachdem er unter 68° und 69° Breite die Peters-Insel und Alexanders-Küste entdeckt hatte, näherte, ohne eines neuen Landes ansichtig zu werden *).

Man weifs bereits aus den Berichten der ersten Entdecker, dafs die Süd-Shetlands-Inseln fast gänzlich in Schnee und Eis eingehüllt sind. Die abschreckendste und zugleich höchste von allen ist die James-Insel, wo Weddell zuerst landete. Er giebt dem höchsten Berg derselben an 2500 Fufs Meereshöhe. Die Insel ist gröfstentheils unzugänglich und das ganze Jahr mit Schnee bedeckt; nur einige senkrechte Felsenwände, wo er nicht haften kann, sind entblöfst geblieben. Aus den Felsenspalten der kleinen Bridgmans-Insel sah Weddell im Jahr 1821, als er sich ihr bis auf 200 Yards ge-

*) Man sehe den zweiten Jahrg. S. XXV. D. H.

eines Vulkans und erhebt sich wie ein Zuckerhut 400 Fuſs über das Wasser. Auf keiner einzigen Insel findet man Gewächse, einzelne Halmen eines kurzen Grases ausgenommen, das hier und da auf kleinen Plätzen, wo sich zufällig ein wenig Dammerde gebildet hat, angetroffen wird. Es kommt, nebst einer dem Isländischen ähnlichen Moosgattung um die Mitte des Jäners zum Vorschein, wo einige Theile dieser Inseln vom Schnee entblöſst werden. Wegen dieses gänzlichen Mangels an Gewächsen kann auch kein Landthier auf Süd-Shetland wohnen. Nur Wasser-Säugthiere werden in Menge daselbst gefunden. Weddells Mannschaft fing an 2000 See-Elephanten. Noch zahlreicher sind die Pelzrobben (Fur-seals); auch einige See-Leoparden sind gesehen worden. Weddell sagt Einiges über die Naturgeschichte und Lebensweise dieser Thiere, was hier wohl einen Platz verdient.

Das gröfste unter allen ist der See-Elephant. Das Männchen hat an der Nase eine knorpelige Hervorragung von 5 oder 6 Zoll Länge, welche einigermafsen dem Rüssel eines Elephanten gleicht und daher dem Thiere jenen Namen verschafft hat. Die gröfsten See-Elephanten, welche Weddell zu Gesicht bekam, waren Männchen, von nicht weniger als 24 Fuſs Länge und 14 Fuſs Umfang; die Weibchen sind gewöhnlich um ein Drittel kleiner. Jene rüsselähnliche Hervorragung ausgenommen, gleichen die See-Elephanten im übrigen Körperbau fast ganz den gemeinen Robben; nur in Bezug auf die Lebens-

weise unterscheiden sie sich zum Theil von denselben. Die Männchen kommen gegen Ende August oder Anfang September ans Land und ihnen folgen diesen ganzen Monat bis in die erste Hälfte des Oktobers die Weibchen, welche hier Junge werfen und aufziehen. Anfangs sind einzelne Männchen so fett, dafs drei oder vier eine Tonne Thran geben; im Durchschnitt aber rechnet man von beiden Geschlechtern sieben auf die Tonne. Da sie während ihres Aufenthalts an der Küste keine Nahrung zu sich nehmen, so werden sie bis zur Mitte des Dezembers sehr mager und die ganze Familie begiebt sich nun, weil auch die Jungen nunmehr schon ins Wasser gehen können, wieder ins Meer. Um die Mitte des Jäners kommt eine zweite Heerde ans Land, in der Absicht, die Zeit der Härung hier zu überstehen. Im März folgt auf diese eine Heerde junger, aber nun ausgewachsener Männchen, welche sich gleichfalls härt. Erst zu Ende des Aprils begeben sich alle zusammen wieder ins Wasser.

Sehr auffallend ist die Unthätigkeit und aufserordentliche Trägheit der See-Elephanten, so lange sie auf dem Lande leben, während sie im Wasser äufserst lebhaft und gewandt sind. Man weifs, dafs sie die Boote am Landen verhindert haben, wenn die Leute keine Feuergewehre bei sich hatten, und ein mit einer Lanze gestochenes Thier greift das Boot mit der gröfsten Wuth an. Liegt der Sea-Elephant am Ufer, so macht er, vom Tode bedroht, selten einen Versuch, ins Wasser zu springen, sondern er liegt still und vergiefst Thränen,

erhebt den Kopf, blickt seinen Feind an, den Todesstreich. Wenn er vorwärts i Gewalt seiner Kinnbacken Gebrauch macht aller Unbehilflichkeit, seinem Feinde den machen. Sein Gebifs ist wirklich so ungel schon in den letzten Zügen, noch Stei Merkwürdig ist die Beobachtung, die auch zu haben versichert, dafs wenn ein trächti tet wird, sich auf dem Schädel des Jungen tiefungen (Indentations) finden, welche die ter durch das tödtende Werkzeug erhalten

Die Robben (Seal) - Gattung, v besucht, ist blofs der Pelz- oder Falkl (Fur - seal, Phoca Falklandica), dessen sc brauner Pelz einen so wichtigen Handelsartik ist bei den Robben, besonders bei diese Shetlands, merkwürdiger, als das aufserord nifs in der Gröfse zwischen dem Männc Ein grofses, ausgewachsenes Männchen mi spitze bis zum Schwanzende sechs Fufs und rend das Weibchen nur drei Fufs und s Dagegen giebt es aber auch viel weniger M chen und man findet um die Zeit der Paa oft an der Spitze von zwanzig ihm unter Die Männchen der gröfsten Art gehen um d ans Land und auf sie folgen in den ersten

bers die Weibchen, welche sogleich von jenen, nicht ohne blutige Kämpfe, indem jedes Eingriffe in den Harem des andern wagt, in Besitz genommen werden. Jedes Männchen begleitet und beschützt seine Weibchen die ganze Trächtigkeit hindurch, welche zwölf Monate dauert. Selten werfen diese mehr als Ein Junges, welches sie mit grofser Zärtlichkeit säugen und aufziehen. Um die Mitte des Februars sind die Jungen im Stande, ins Wasser zu gehen und nachdem die Mutter sie schwimmen gelehrt hat, läfst sie dieselben an der Küste, wo sie das Auswachsen ihres Pelzes abwarten. Gegen das Ende desselben Monats begeben sich auch die sogenannten Hunde-Robben (Dog-seals) ans Land; diefs sind die Jungen der zwei vorigen Jahre und solche Männchen, welche aus Mangel an gehörigem Alter und Kraft sich noch nicht an die ältern Weibchen wagen dürfen. Sie kommen ans Land, um ihre Pelze zu erneuern, welches bis zu Ende April geschehen ist, worauf sie sich wieder ins Wasser begeben. Von dieser Zeit an sieht man nur äufserst selten noch Robben an der Küste, bis Ende Juni, von welcher Zeit an einige junge Männchen etliche Wochen lang abwechselnd aus dem Wasser und wieder hinein gehen. Endlich erscheint noch am Schlusse des Augusts eine Heerde kleiner junger Robben von beiderlei Geschlecht, zieht sich aber bald wieder ins Wasser zurück.

Die Jungen sind Anfangs schwarz, werden nach einigen Wochen grau, und erhalten kurze Zeit darauf ihren vollständigen Pelz. Nach Buffon sollen die Robben an hundert Jahre

Weibchen im Allgemeinen vier Jahre zu seinem völligen Wachsthum, das viel gröfsere Männchen wahrscheinlich fünf bis sechs Jahr.

Als diese Süd-Schetländischen Robben zuerst aufgesucht wurden, hatten sie keine Vorstellung von der Gefahr, die sie bedrohte, und blieben furchtlos noch ruhig liegen, während ihre Nachbarn getödtet und geschunden wurden. Bald aber kamen sie zur Erkenntnifs und gegenwärtig nehmen sie, wenn Angriffe zu befürchten stehen, ihre Plätze vorsichtig auf Felsen, von welchen sie sich augenblicklich ins Wasser stürzen können. Die Schnelligkeit und Behendigkeit dieser Thiere ist gröfser, als man ihrem plumpen Aeufsern nach vermuthen sollte. Sie entwischen nicht selten ihren Verfolgern, wenn diese auch noch so schnell hinter ihnen her laufen. Das abgeschmackte Mährchen von der Vertheidigung der Robben, indem sie mit dem Schwanze Steine nach ihrem Feinde werfen sollen, scheint unserm Reisenden dadurch enstanden zu seyn, dafs sie, indem sie auf einem mit Steinen bedeckten Boden verfolgt werden, die Hinterfüfse vorwärts ziehen, den Leib dadurch verkürzen und sich nun vorwärts schnellen, wodurch sie allerdings kleine Steine auf einige Ellen weit fortschleudern können. Geruch und Gehör sind sehr scharf und im Betreff des Instincts stehen sie den Hunden nur wenig nach, besonders wenn sie im Wasser sind, was ihr natürliches Element ist. Wie sehr sie sich zähmen lassen, beweisen mehre junge Robben von drei oder vier

Wochen, welche Weddell bis zu zwei Monaten aufzog und die ihm so zugethan wurden, dafs sie ihm aus der Hand frafsen.

Die Pelzrobben der südlichen Halbkugel unterscheiden sich von den Robben der nördlichen nicht blofs durch den feinen Pelz und die geringere Gröfse, sondern auch durch die kleinere und spitzigere Nase. Ihr Schwimmen ist mit einer Art Springen verbunden, wie man es am Braunfisch (Delphinus phocaena) bemerkt.

Die Anzahl der Pelzrobben, welche in den Jahren 1821 und 1822 an den Küsten Süd-Schetlands von den Schiffen verschiedener Nationen gefangen worden, mag sich auf 320000 und die Menge von See-Elephanten-Thran auf 940 Tonnen belaufen. Die Ergiebigkeit des Robbenfanges hätte sich auch für die Zukunft sichern lassen, wenn ein ähnliches Gesetz, wie es bei der Fischerei in Bezug auf die Gröfse der Netzmaschen Statt findet, auch in Betreff des Fanges dieser schätzbaren Pelzthiere erlassen wäre. Man hätte das Tödten der Mütter nicht eher erlauben sollen, als bis die Jungen im Stande gewesen, allein ins Wasser zu gehen, und auch dann hätten nur die alten Mütter getödtet und zugleich eine verhältnifsmäfsige Anzahl von Männchen geschont werden sollen. Dieses Verfahren wird auch wirklich an der Mündung des La Plata beobachtet. Die an Robben sehr reiche Insel Lobos wird vom Stadthalter von Monte Video unter der Bedingung verpachtet, dafs der Fang nur zu gewissen Jahreszeiten betrieben werden darf,

Shetland ist, wie gesagt, diese fast gänzliche Ausrottung der Pelzrobben schon erfolgt. Alles, was sich nur immer an der Küste blicken liefs, wurde bisher getödtet. Die Jungen verloren ihre Mutter, als sie kaum drei oder vier Tage alt waren, und man kann die Zahl derer, welche auf diese Weise jährlich zu Grunde gingen, auf mehr als 100000 anschlagen.

Aufser Pelzrobben und See-Elephanten wurde eines Tages von einem Matrosen der Weddellschen Schiffe noch ein anderes, ihm unbekanntes Thier gesehen, welches an die alte Schiffersage von den Meerjungfern erinnert. Ein Boot mit Mannschaft war nach der Basill-Halls-Insel geschickt worden und der erwähnte Matrose befand sich, um auf Einiges, was gefangen worden, Acht zu haben, an der einen Seite der Insel, während die Officiere und die übrigen auf der entgegengesetzten beschäftigt waren. Als der Matrose sich schlafen gelegt hatte, hörte er gegen 10 Uhr ein Geräusch, wie menschliches Geschrei. Da es um diese Jahreszeit in jenen Breiten nicht Nacht wird, stand er auf, sah sich überall um, konnte aber Niemanden entdecken und legte sich daher wieder nieder. Das Geschrei liefs sich abermals vernehmen, der Matrose stand wieder auf und sah ebenfalls nichts. Er ging indefs, in der Meinung, dafs es vielleicht von einem verunglückten Kameraden herrühren könne, ein Stück am Ufer hin und hörte nun das Geschrei deutlicher, welches ihm aber jetzt wie Gesang vorkam (but in a musical strain). Indem er ringsumher

suchte, nahm er auf einem Felsen, etwa zwölf Yards vom Ufer, ein Geschöpf war, das ihm einigen Schrecken einflößte. Gesicht und Schulter hatten das Ansehen wie beim Menschen und waren von röthlicher Farbe. Ueber die Schultern hing langes grünes Haar herab; der Schwanz glich dem eines Robben, aber das Ende der Arme konnte er nicht sehen. Das Geschöpf setzte, während der Matrose es anstarrte, sein gesangähnliches Schreien fort, verschwand aber, als es ihn gewahr wurde, augenblicklich. Sobald er wieder mit seinem Offizier zusammentraf, erzählte er ihm diese seltsame Erscheinung, fand aber natürlich keinen Glauben. Zur Bestätigung der Wahrheit jedoch machte er, da er ein Katholik war, ein Kreuz in den Sand und küßte dasselbe, um somit seine Aussage eidlich zu bekräftigen.

Als dem Capitän Weddell die Geschichte erzählt ward, lachte dieser ebenfalls darüber, ließ aber doch den Matrosen holen. Dieser wiederholte Alles ganz so, wie es sich zugetragen hatte, und so deutlich und bestimmt, mit Hinzufügung eines neuen Schwures, daß man nicht länger Mißtrauen in ihn setzen konnte. War er durch eine lebhafte Einbildungskraft getäuscht worden, oder war das Geschöpf ein Seelöwe (Phoca jubata, Blumenb.) gewesen? Aber dieses Thier, welches im südlichen Stillen Meere nicht selten ist, würde ja wohl der Matrose gekannt haben?

Weddell wandte sich von den Süd-Shetländischen Inseln wieder nordwärts nach dem Cap Horn und ging hier

St. Martins-Cove, vor Anker, um Holz und Wasser an Bord zu nehmen. An der Südseite dieses Hafens ist eine kleine Felsenhöhle, wo der Compafs aufgestellt wurde, um einige Beobachtungen zu machen. Es zeigte sich aus den Einwirkungen auf die Nadel, dafs dieser Felsen magnetisch war. Die Breite war 55° 53′ 37″ und die Länge (nach dem Zeitmesser) 67° 29′ 45″.

Am 26. Nachmittags wurde der Cutter Beaufoy nach einigen benachbarten Inseln abgeschickt, um Pelzrobben aufzusuchen. Er war kaum fort, als Weddell zwei Kähne mit Eingebornen auf sich zurudern sah. Obwohl ein Theil seiner Mannschaft sich am Bord des Beaufoy befand, so hoffte Weddell dennoch, die Wilden durch eine vorsichtige Behandlung von Feindseligkeiten abzuhalten, und liefs daher seine Leute nicht zurückrufen.

Die Feuerländer näherten sich mit einem lärmenden Gesang, welchen sie mit verschiedenen Geberden begleiteten, die, wie sich später ergab, Freundschaftszeichen waren. Als sie noch acht oder zehn Yards vom Schiff entfernt waren, liefs Weddell sie durch freundliche Winke seiner Leute einladen, an Bord zu kommen; aber sie blieben in jener Entfernung eine volle Viertelstunde, und bezeigten das Erstaunen und die Bewegung, in welche sie das neue Schauspiel versetzte, durch ein unaufhörliches Geschwätz. Endlich liefs die Verwunderung über die fremden Männer ein wenig nach; sie kamen heran, besahen

das Schiff von hinten und vorn und wufsten nicht, sollten sie es für etwas Lebendiges oder Todtes halten. Nachdem sie noch mehr Vertrauen gefafst hatten, kamen sie an die Steuerbord-Seite und zwei Männer wagten sich herauf. Ihrem elenden Aussehen nach hielt es Weddell für das Beste, ihnen sogleich etwas zu essen und zu trinken zu geben; er liefs also Rindfleisch, Brod und Wein bringen. Nur vom Erstern afsen sie ein wenig, aber weder vom guten Madeira noch vom Brode wollten sie etwas geniefsen.

Weddell bemerkte bald, dafs ihnen viel daran lag, die Weiber in den Kähnen zurückzulassen, was ihm, da er die Eifersucht der Wilden überhaupt kannte und sie durch nichts reizen wollte, gerade recht lieb war. Um sie jedoch nicht leer ausgehen zu lassen, liefs er den Weibern ein wenig Wein in einem lackirten Becher reichen. Dieses Gefäfs war in ihren Augen etwas so Schönes und Wundervolles, dafs sie, während der Untersuchung desselben, den Wein verschütteten und listig genug waren, es gar nicht wieder herzugeben. Weddell bestand auch nicht darauf, indem er glaubte, ihnen damit ein nützliches Geschenk gemacht zu haben. Aber am folgenden Tage sah er den Becher stückweise als Zierath am Halse der Weiber hangen.

Die Männer staunten Alles an, was sie nur sahen; am meisten zog das Eisenwerk ihre Aufmerksamkeit an sich; ein grofser eiserner Topf von 200 Gallonen entsetzte sie so sehr, dafs sie ihm gar nicht zu nahe kommen mochten. Da es einen

schenkte Weddell die Wilden damit, worüber sie sehr erfreut waren und bald darauf fortruderten, um sich in ihre an der Spitze des Hafens gelegenen Hütten zu begeben.

Am folgenden Morgen waren sie schon mit Sonnenaufgang wieder in ihren Kähnen, erhoben ein lautes Freudengeschrei und drückten ihre Begierde aus, die Engländer zu sehen und an Bord zu gehen. Weddell hatte befohlen, sie nicht eher herauf zu lassen, als bis die sämmtliche Mannschaft sich auf dem Verdeck befinden würde, was gewöhnlich um vier Uhr der Fall war. In kurzer Zeit liefs sich noch ein dritter Kahn sehen, welcher sich in einiger Entfernung vom Schiff an die Vorigen anschlofs, und da nun Alle zusammen an Bord der englischen Brigg kamen, so sah man deutlich, dafs die Letztern durch ihre Landsleute von der freundlichen Aufnahme, die sie bei den Engländern gefunden, unterrichtet worden waren. Ihre Zahl belief sich jetzt zusammen auf 22 Männer, Weiber und Kinder, und dieser Besuch wurde, da sie alle Furcht verloren hatten, recht anziehend. Weddell führte sie der Reihe nach in die Kajüte, wo sie besonders über den glänzenden Ofen und den Spiegel entzückt waren. Wie gewöhnlich sahen sie sich hinter dem Letztern nach dem zurückgeworfenen Bilde um, welches wahrscheinlich nur deshalb ihr Staunen erregte, weil es so plötzlich und bestimmt vor die Augen trat, da sie ja ohne Zweifel mit dem Zurückwerfen ihres Bildes aus dem Wasser bekannt seyn mufsten.

Sich an die Neigung aller Wilden zum Diebstahl erinnernd, liefs Weddell auch auf seine Gäste ein wachsames Auge haben, aber dennoch erfuhr er bald vom Hoch-Bootsmann, dafs ein Fafs eiserner Ringe entwendet worden sei. Weddell hielt es für rathsam, den Wilden einen Begriff von der Unrechtmäfsigkeit des Stehlens beizubringen und gab daher dem Diebe, als er entdeckt ward, einen tüchtigen Hieb mit einer neunriemigen Peitsche (with a cat of nine tails), indem er ihm dabei zu bedeuten suchte, dafs diefs eine Strafe für das von ihm begangene Verbrechen sei. Diese kleine Züchtigung hatte den gewünschten Erfolg; denn die Wilden getrauten sich nun kaum, ein Stück Eisen ohne Erlaubnifs anzugreifen.

Am 27. Nov., wo das Wetter sehr schön war, fällten die Zimmerleute Bäume und sägten Breter daraus. Diese Beschäftigung unterhielt die Feuerländer höchlich und die zärtlichen Blicke, welche sie auf die Säge warfen, liefsen vermuthen, dafs sie dieselbe bei der ersten Gelegenheit wegzukapern versuchen würden; sie wurde daher des Nachts wieder aufs Schiff gebracht. An diesem Tage kamen blofs Männer und Knaben an Bord; warum die Weiber zurückgeblieben, konnte man nicht erfahren; vermuthlich hatten sie dringende häusliche Geschäfte. Einen hübsch gewachsenen Burschen von vierzehn Jahren hätte Weddell gern bei sich behalten; sobald er ihm aber diesen Wunsch zu erkennen gegeben hatte, sprang er voll Schrecken in seinen Kahn zurück und nie war er wieder zu bewegen, an Bord zu kommen.

Putz oder vielmehr Anstrich (colouring); die gewöhnliche rothe Farbe der Frauengesichter hatte sich in ein glänzendes Schwarz verwandelt und die Männer hatten queer über das Gesicht rothe und weifse Streifen gezogen. So abenteuerlich sie alle aussahen, so schien diefs doch der höchste Grad von Putz seyn zu sollen.

Im Anfange hatten die Wilden Alles von ihrem kleinen Eigenthum, wozu Weddell Lust bezeigte, willig und unentgeldlich hergegeben; jetzt aber, wo sie schon einen Begriff von Tausch erhalten hatten, verlangten sie ein angemessenes Gegengeschenk, besonders etwas Glänzendes, als Knöpfe etc. Am erpichtesten waren sie auf kleine Stücke von eisernen Reifen und diese machten in ihren Augen ohne Zweifel den Hauptreichthum der Engländer aus. Besonders glücklich in diesem Handel war ein junger Mensch von einnehmender Gesichtsbildung, der mit zu Weddells Schiffsmannschaft gehörte. Vorzüglich hatten die Weiber gern mit ihm zu verkehren. Weddell verschaffte sich unter andern auch einen jungen Hund, der wegen seiner Schlauheit merkwürdig war. Dieser Hund, die einzige Rasse, welche die Feuerländer hier kannten, war beinahe so grofs wie ein Dachshund, der Kopf aber glich dem eines Fuchses. Die Wilden sind diesen Hunden, welche auch wirklich sehr nützliche Thiere für sie sind, aufserordentlich zugethan.

Am 29. zeitig früh kam der Beaufoy zurück und wurde

sogleich von den Feuerländern bemerkt, welche sich auf der Stelle an Bord desselben begaben und von der Mannschaft freundlich aufgenommen wurden. Aber sie unterliefsen auch hier nicht, einige kleine Diebstähle zu begehen. Einer davon verdient besonders angeführt zu werden, da er eine Probe von der ungemeinen Nachahmungsfähigkeit dieses Völkchens liefert. Ein Matrose gab einem Feuerländer eine zinnerne Kanne voll Kaffeh, welchen dieser austrank und dann die leere Kanne auf die Seite zu bringen wufste. Als der Matrose nach einer Weile seine Kanne vermifste, wandte er sich an den Wilden und verlangte sie zurück; aber was er auch sagen mochte, der Letztere stellte sich, als ginge ihm die Sache nichts an und wiederholte spottend Alles, was der Matrose sagte, mit denselben Worten. Endlich wurde der Matrose toll, nahm eine drohende Stellung an und rief in zornigem Tone: „Du kupferfarbiger Schurke, wo ist meine zinnerne Kanne?“ Sogleich nahm der Wilde dieselbe Stellung und Miene an, heftete die Augen auf den Matrosen und rief eben so laut: „Du kupferfarbiger Schurke, wo ist meine zinnerne Kanne?“ Die Nachahmung war so gelungen, dafs jedermann lachte, nur der Matrose nicht, welcher fortfuhr den Dieb zu untersuchen und die Kanne richtig unter dessen Arme fand. Er hätte den Mimiker gern ein wenig gezüchtigt, aber Hr. Brisbane liefs es nicht zu, sondern schickte den Wilden in seinen Kahn zurück, mit dem Verbot, nicht wieder an Bord zu kommen.

Am 2. Dezbr. um die Mittagsstunde sah man die Feuer-

rudern, ohne dafs sie vorher irgend eine Absicht zu erkennen gegeben hätten, diese Stelle zu verlassen. Vermuthlich glaubten sie auf diese Weise glücklich entwischen und mit verschiedenen Kleinigkeiten, die sie wahrscheinlich bisher, ungeachtet aller Wachsamkeit, zu entwenden gewufst hatten, in Sicherheit zu entkommen. Weddel liefs sogleich das Boot bemannen und den Wilden nachsetzen. So schnell diese auch ruderten, so wurden sie doch bald eingeholt. Man sah es ihnen an, dafs sie auf eine Untersuchung gefafst waren. Aber wie überrascht waren sie, als Weddell jeden Mann mit einem Stück Reifen und jede Frau mit einem blanken Halbpfennig (Halfpenny) beschenkte. Sie bezeigten sich sehr dankbar für diese Kleinigkeiten und Weddell nahm mit einem herzlichen Händedruck von ihnen Abschied, worauf sie unter dem gewöhnlichen Lärm ihre Fahrt fortsetzten.

Weddell fand die Bewohner dieser Küstengegend auf derselben niedrigen Stufe von Gesittung, auf welchen frühere Seefahrer die Eingebornen dieser äufsersten Spitze von Amerika überhaupt gefunden hatten. Da sie nicht das Mindeste von fremden Manufacturwaaren aufzuweisen hatten: so waren Weddell und seine Gefährten wahrscheinlich die ersten fremden Menschen, welche sie an ihren Küsten zu sehen bekamen. Nach der Sitte fast aller Wilden müssen auch hier die Weiber alle schwere Arbeiten verrichten, werden aber im Uebrigen von den Männern mit grofser Zuneigung behandelt. Von ihrer

Familienliebe erhielt Weddell einen rührenden Beweis, als er eines Morgens unvermuthet in eine Hütte der Feuerländer trat. In der Meinung, dafs er ihre Kinder rauben wolle, schlossen sie dieselben in die Arme und alle mögliche Freundschaftsbezeigungen von seiner Seite konnten sie nicht dahin bringen, die Kleinen wieder laufen zu lassen.

Diese Feuerländer sind von kleinem Wuchse. Weddell mafs zwei Männer von gewöhnlicher Gröfse; der eine hatte 5 Fufs 4 Zoll, der andere 5 Fufs 5 Zoll (engl.). Sie haben platte Nasen, kleine Augen, volle und wohlgeformte Backen, kleine Arme; die Beine sind kurz und schlecht gebaut, was ohne Zweifel von dem Gebrauche herrührt, auf den Waden zu sitzen, in welcher Stellung sie wirklich ein sehr plumpes und tölpisches Ansehen haben.

Die Weiber haben bessere Gesichtszüge als die Männer; manche sind ziemlich hübsch; vorzüglich findet man, nach Weddells Meinung, unter den Weibern mehr Lebhaftigkeit und Beobachtungsgabe. Die einzige Kleidung, welche die Männer tragen, besteht in einem über die Schultern hangenden Thierfelle, welches hinten kaum bis über den halben Rücken herabgeht; einige haben nicht einmal dieses armselige Kleidungsstück. Die Weiber haben in der Regel eine gröfsere Haut über die Schultern und sind auch, selbst schon in zarter Jugend, wie es der Anstand erfodert, um die Lenden bekleidet. Dieses Schamgefühl beweist, dafs dieses Völkchen wenigstens nicht mehr auf der untersten Stufe der Gesittung steht.

liegenden Ildefonsos-Inseln gesegelt waren, kehrte Weddell am 7. nach dem Feuerlande zurück, um hier einen Ankerplatz aufzusuchen. Noch 16 Meilen entfernt, schickte er den Hoch-Bootsmann nach einigen kleinen Inseln ab, welche dazu geeignet schienen. Er kehrte bald mit der Nachricht zurück, dafs er, um eine Landspitze hinum, welcher Weddell den Namen Wendespitze (Turn Point) gab, eine Bucht mit gutem Ankergrunde und grofs genug für mehre Schiffe, gefunden habe. Sogleich wurden Anstalten gemacht, dahin abzusegeln. Es wurde zwölf Uhr, ehe man hinkam, und da es schon dunkel und das Land nur undeutlich zu erkennen war, so befahl er dem Hoch-Bootsmann anzugeben, wenn es Zeit sei, zu ankern. Dieser konnte sich aber selbst nicht wieder zurecht finden und die Schiffe geriethen daher plötzlich so nahe an die Brandung der Küste, dafs man nur noch eben den Anker fallen lassen konnte, um nicht an die Felsen geworfen zu werden. Zum Glück war der Wind schwach und man konnte mit Einziehung der Segel bald wieder in Sicherheit kommen. Weddell war so unwillig über die Unachtsamkeit des Hoch-Bootsmanns, dafs er die Stelle die Bucht des Versehens (Blunder Cove) nannte. Sie befindet sich auf der Nordseite einer kleinen Insel, welche nordwestlich von der Mortons-Insel liegt. Am folgenden Morgen wurde der Beaufoy wieder nach Süd-Shetland abgeschickt, dessen Küsten jetzt mitten im Sommer frei von Eise seyn mufsten.

Da Weddell seinen gegenwärtigen Ankerplatz nicht für sicher genug hielt, so bestieg er ein Walfisch-Boot, um einen bessern aufzusuchen, den er auch ein wenig mehr als eine Meile ostwärts fand. Man war gerade in Begriff, das Senkblei auszuwerfen, als man vier Kähne mit Eingebornen erblickte. Sie waren anfangs ein wenig bestürzt, fafsten sich aber bald, erhoben ein lautes Geschrei und machten verschiedene possirliche Bewegungen, die ihre Freude ausdrücken sollten. Die Engländer näherten sich ihnen auf 12 bis 14 Yards und hielten einige Stücke von eisernen Reifen in die Höhe, welche ihre Aufmerksamkeit fesselten. Gleich den Wilden vom Cap Horn schienen auch diese eifersüchtig in Betreff ihrer Weiber zu seyn, indem die Männer dieselben zurückliefsen und in zwei Kähnen allein herbeikamen. Die Engländer suchten ihnen Vertrauen einzuflöfsen, zeigten auf die Schiffe, und luden sie durch Zeichen ein, mit dahin zu gehen. Hierzu waren die Wilden sogleich bereit und nahmen nun auch ihre Weiber mit. Sie ruderten so gut, dafs sie meist mit Weddell Schritt halten konnten. Das Ansehen dieses Stammes war besser als bei demjenigen vom Cap Horn. Aus ihrem Erstaunen über Alles und dem Umstande, dafs sie auch nicht das Mindeste besafsen, was einen fremden Ursprung verrathen hätte, liefs sich vermuthen, dafs sie, gleich Jenen, noch keine Fremden gesehen hatten.

Die Engländer tauschten gegen Kleinigkeiten verschiedene von den Wilden selbst verfertigte Gegenstände ein. Während der Trennung vom Beaufoy hielt es Weddell für nützlich, noch

zer Kähne abzukaufen. Da derselbe viel Arbeit gekostet
mochte, so mufste Weddell schon etwas Bedeutendes
geben und er bot ihnen daher zwei volle Fässer mit ei
Reifen an. Die Wilden jauchzten vor Freude und in w
als fünf Minuten war der Kahn ausgeräumt und in Besi
Engländer. Man zog ihn an Bord und war verwunder
ziemlich schwer zu finden. Bei der Untersuchung ergal
dafs der Boden mit einer sechs Zoll dicken Lage von
(Clay) überzogen war, welcher nicht blofs als Ballast, s
auch zur Sicherung des Kahnes gegen Feuer diente, d
ständig darin unterhalten wurde. Die Länge war 12 Fufs
und die gröfste Breite 2 Fufs 2 Zoll. Er war aus
Birkenrinde gemacht, allem Ansehen nach von einer Ga
die sich in der Nähe der Küste nicht vorfand, sondern
muthlich erst weiter landeinwärts anzutreffen war. Das
bestand nur aus drei Stücken; eines bildete den Boden
andern die beiden Seiten. Alles war mit zähen Ruthe
sammengenäht. Halbkreisförmige Rippen, mit der
Seite nach unten gekehrt, gaben dem Kahne, in Verbi
mit dem Lehmmörtel, eine solche Festigkeit, dafs er selb
starkem Winde die See halten konnte. Auch die inner
theilungen waren sehr zweckmäfsig eingerichtet. In der
befanden sich die Fischergeräthschaften; in der zweiten
das Weib, welches das Vorderruder führte; die dritte w
Feuerstelle; die vierte enthielt die Vertiefung, worin si

auszuschöpfende Wasser sammelte, und zugleich die Sitze der Männer; in der fünften Abtheilung safs das zum Lenken des Hinterruders bestimmte Weib, und ganz hinten sah man ein Behältnifs, worin verschiedene Sachen von Werth aufbewahrt wurden. Die Wurfspiefse liegen gewöhnlich so, dafs sie hinten über das Schiff hinausragen.

Nachdem die Handelsgeschäfte abgemacht waren, fingen die lieben Feuerländer an hungrig zu werden. Einige Matrosen waren beschäftigt, Fischbein zu spalten, um Besen daraus zu machen. Da es von frischgefangenen Walfischen war und sich noch einiges Zahnfleisch (gum) daran befand: so fielen die Wilden sogleich darüber her und verschlangen es gierig. Andere verzehrten einen Vorrath von Robbenthran, der schon mehre Tage alt und ranzig war. Weddell suchte sie von dieser ekelhaften Mahlzeit wegzubringen und gab ihnen junges Robbenfleisch und Brod, welches sie sorgfältig in ihren Kahn trugen und aufhoben. Auch Wein wurde ihnen vorgesetzt, aber sie nippten nur davon und bezeigten keinen Gefallen daran.

Die gewöhnlichste Wurfwaffe dieser Feuerländer ist die Schleuder, welche sie aus Robben- oder Otterfellen machen. Sie ist drei Fufs lang und von der gewöhnlichen Form. Die Riemen sind nett aus kleinen Därmen geflochten und haben am Ende sehr geschickt gemachte Knoten. Die Spitzen ihrer Lanzen sind von harten Knochen und etwa sieben Zoll lang, scharf gespitzt und auf der einen Seite vier Fufs von der Spitze mit einem Widerhaken versehen; eine andere Art ist längs der

zehn Fuſs lange Schaft ist gerade und glatt gearbeitet. Mit diesen Wurfspiefsen erlegen sie fast Alles, was sie verfolgen. Sie fassen ihn ungefähr in der Mitte an, zielen mit dem rechten Auge längs desselben, werfen ihn dann und treffen sehr genau.

Ehe die Matrosen nach dem Mittagessen an die Arbeit gingen, wollten sie mit den Wilden sich noch ein wenig unterhalten. Ein junger lustiger Bursche fing an zu singen und zu tanzen. Die Feuerländer schlossen einen Kreis um ihn und ahmten sowohl seinen Gesang als seinen Tanz aufs genaueste nach. Aus dem Tanzen wurde bald eine Art von Schauspiel, indem ein Matrose und ein Feuerländer einander niederzuwerfen suchten. Der Letztere hielt sich so gut, dafs er den Matrosen, einen starken Burschen von 23 Jahren, überwältigt haben würde, wenn nicht seine Landsleute, aus Besorgnifs für ihn, sich dareingemischt und Weddell dem Kampfe ein Ende gemacht hätte.

Weddell wünschte zu erfahren, ob diese Wilden eine Art von Gottesverehrung hätten, er rief sie daher zu sich und las ihnen etwas aus einem Gebetbuche vor, indem er dabei flehentlich gen Himmel blickte, und durch verschiedene Zeichen auf Tod und Grab hindeutete. Es zeigte sich bald, dafs sie den Sinn von diesem Allen nicht verstanden, aber sie ahmten Alles nach, was sie sahen und hörten, schnatterten mit, wenn er laut las und erhoben und senkten die Stimme gerade so wie

er. Auch waren sie die ganze Zeit über sehr aufmerksam, sahen ihm fest ins Gesicht und schienen sehr erstaunt. Einer hielt das Ohr ans Buch, indem er glaubte, dafs es spreche, und ein Anderer wünschte es mit in den Kahn nehmen zu können.

Auch ein Dieb fehlte nicht in dieser Gesellschaft; denn als man das Feuerzeug aufs Verdeck gebracht hatte, um zu sehen, wie die Wilden sich Feuer machten, wurde der Stahl entwendet. Man fand ihn bald unter dem Arme eines Feuerländers und Weddell schickte den Dieb mit einer Drohung, die er gut verstand, sogleich in den Kahn. Ihre Art, Feuer zu machen, besteht darin, dafs sie ein Stück Eisenkies (Iron pyrites) und einen Kieselstein (a flinty stone) an einander reiben und die Funken mit einer trockenen moosähnlichen Masse auffangen, welche sogleich lebhaft brennt.

Niemand, der einem Oberhaupte ähnlich gesehen hätte, war unter diesen Wilden zu finden, sie schienen auch zur Aufrechthaltung der Ordnung unter sich dergleichen nicht zu bedürfen. Ihr Betragen gegen einander ist sehr freundlich, und was sie besafsen, schien Allen gemeinschaftlich zu gehören, obschon jeder etwas für sich allein von den Engländern zu erhalten suchte, ohne auf seinen Nachbar Rücksicht zu nehmen; wahrscheinlich um sich zu rühmen zu können, dafs er es erhalten oder zuerst besessen habe.

Weddell segelte am 9. Dezember weiter südwärts nach den kleinen Diego Ramirez-Inseln; die Südspitze der

gröfsten hat 56° 32′ 15″ Breite und 68° 24′ 15″ Länge. Sie scheinen ganz vulkanisch zu seyn und bestehen aus Porphyr-Lava. Gegen Ende des Monats segelte Weddell wieder nach dem Feuerlande zu und ging, in der Absicht, an der Brigg Jane etwas ausbessern zu lassen, in einer Bucht, welcher er den Namen Indier-Bucht (Indian Cove) beilegte, am 26. vor Anker. Als die Ausbesserung begonnen hatte, liefsen sich von weitem wehre Kähne mit Eingebornen blicken, welche ihre Niederlassung auf einer Insel am Eingange der Bucht hatten. Anfangs maren sie mifstrauisch, bald aber näherten sie sich den englischen Schiffen mit dem gewöhnlichen Geschrei und indem sie die Arme ausbreiteten. Ihr Schwanken zwischen Schreck und Freude hörte durch das Benehmen der Engländer bald auf und sie kamen an Bord.

Weddell bemerkte unter diesem Stamme viele Gesichter, welche von den gewöhnlichen der Feuerländer abwichen; sie hatten erhabene, nicht platte, Nasen und waren auch von etwas höherem Wuchse. Weddell muthmafst, dafs diese abweichenden Züge Ueberreste von den Spaniern seyn mögen, welche im Jahr 1579 eine Niederlassung in der Magellans-Strafse gründeten, die indefs nur sieben Jahre bestand. Wahrscheinlich mögen sie sich mit den damaligen Eingebornen vermischt haben und die eben erwähnten Feuerländer mit abweichender Gesichtsbildung sind die Nachkommen der aus dieser Mischung des Blutes hervorgegangenen Varietät. Noch glaublicher wird diefs durch zwei spanische Wörter, welche Wed-

dell von ihnen hörte; nämlich Canoa, der Kahn, und Perro, der Hund. Der Proviantmeister der Brigg Jane, ein Spanier, redete die Wilden mehre Male in seiner Sprache an, fand aber, dafs sie aufser jenen zwei Wörtern nichts weiter von derselben kannten. Weddell fand es übrigens, da sie beständig seine eignen Worte wiederholten, sehr schwer, sich einige Kenntnifs von der Sprache dieser Feuerländer zu erwerben. In den meisten Wörtern bemerkte er die Laute s und sch (sh). Folgende vier Wörter glaubt er richtig verstanden zu haben:

Säyäm (Sayam) Wasser.
Äbäisch (Abaish) Weib.
Schiwu (Shevoo) Billigung.
Nosch (Nosh) Mifsfallen.

Auch will er dabei eine Aehnlichkeit mit gleichbedeutenden Wörtern der hebräischen Sprache wahrnehmen, in welcher Yam Meer oder Wasser und Ausha Weib bedeute; auch kommen die Laute s und sch häufig im Hebräischen vor. Selbst die spanischen Worte Canoa und Perro scheinen ihm hebräischer Abkunft zu seyn; denn Canna bedeute im Hebräischen ein hohles Rohr und Pera überhaupt ein wildes Thier. Vielleicht seien diese und mehre andere hebräische Wörter durch das Arabische, zur Zeit der Mauren, in die spanische Sprache übergegangen u. s. w.

Am 27. schickte Weddell den Beaufoy mit 14 Matrosen von der Jane noch ein Mal nach den Diego Ramirez-Inseln. Vormittags kamen etwa 40 Feuerländer an Bord der Brigg und

als Wächter aufgestellt, um sie vom Stehlen abzuhalten. Aber da sie sich über das ganze Verdeck ausbreiteten, so nutzte diese Wache, obschon alles Bewegliche so viel möglich auf die Seite geräumt war, dennoch wenig. Weddell hatte allen zusammen ein Geschenk mit Robbenthran und einigen jungen Robben gemacht, die etwa drei Wochen alt getödtet worden. Ein alter Mann von ungefähr 60 Jahren war mit diesem Geschenk nicht zufrieden und stahl einem Matrosen einen jungen Robben, den dieser für seine eigne Mahlzeit aufgehoben hatte. Gewöhnlich lachten die vorigen Feuerländer, wenn sie auf einer Dieberei ertappt wurden; aber dieser Alte wurde durch die Entdeckung seines Diebstahls sehr aufser Fassung gebracht, ging beschämt in seinen Kahn und kam nicht eher wieder an Bord des englischen Schiffes, als bis er, bei einem spätern Besuche, den Weddell den Eingebornen in ihrer Niederlassung machte, die Ueberzeugung erhalten hatte, dafs ihm verziehen sei.

Dieser Stamm war auf ähnliche Weise gekleidet, wie die vorigen. Sie hatten entweder blofs ein Fell über die Schultern, oder gingen ganz nackt; man hätte denn eine Schicht rother Okererde, mit welcher der ganze Leib überzogen war, für eine Art Bekleidung nehmen wollen. Die Engländer hatten, da sie schon gegen die vorigen Feuerländer sehr freigebig waren, nur noch wenig von allen Kleidungsstücken übrig, die sie hätten unter sie austheilen können. Weddell schenkte dem einen ein weifses Flanellhemd, welches dieser schnell anzog und damit

vor Freuden unter seinen Gefährten herumsprang. Da sie sämmtlich grofsen Werth auf dieses Geschenk legten, so zog es einer nach dem andern acht bis zehn Minuten lang an; als sie sich aber darüber satt gefreut hatten, zerrissen sie es in Streifen und vertheilten diese unter sich zu gleichen Theilen; ein Beweis, dafs auch unter ihnen alles Eigenthum gemeinschaftlich war.

Da gerade einige Fässer mit Wasser gefüllt werden sollten, so versuchte Weddell, die Feuerländer bei dieser Arbeit zu verwenden. Nachdem es ihnen gezeigt worden, verrichteten sie das Geschäft so gut als die Matrosen selbst. Eben so liefsen sie sich, wo es vieler Hände bedurfte, mit zum Hinaufziehen der Fässer etc. gebrauchen, und bewiesen sich bei allen diesen Arbeiten sehr ämsig; nur war ihr Singen dabei sehr betäubend; denn als sie einen Matrosen bei der Arbeit hatten singen hören, so glaubten sie, diefs gehöre mit dazu, und fingen nun alle in demselben Tone mit zu brüllen an. Die Weiber und Kinder safsen unterdessen in den Kähnen und erhielten, damit ihnen die Zeit nicht lang wurde, zuweilen kleine Geschenke. Um zu erfahren, was die Musik für einen Eindruck auf diese Wilden machen würde, spielte Weddell etwas auf seiner Geige. Sie schienen Gefallen daran zu finden, aber noch mehr gefiel ihnen die teutsche Flöte (the German flute) und am allermeisten der Gesang. Ein junger Bursche auf dem Schiffe, der eine sehr hübsche Stimme hatte, versetzte die Weiber ins höchste Entzücken. Weddell zeigte den Feuerländern auch einige Bilder,

am längsten verweilten sie noch bei solchen, die die glänzendsten Farben hatten.

Weddel sah, dafs einer der Wilden böse Augen hatte; er machte eine dünne Salbe und bestrich ihn damit. Der Mann begriff, was diefs heifsen sollte, und glaubte nun, dafs er sogleich auf ein Mal gesund werden würde; diefs war nun freilich nicht der Fall; aber nach drei Tagen, als das Waschen mehre Male wiederholt worden, befand er sich fast ganz hergestellt. Weddell hatte ihm auch die Haare über den Augen abgeschnitten, damit sie dieselben nicht reizen möchten. Sogleich kamen auch alle Uebrige, welche glaubten, dafs dieses zur Erhöhung der Schönheit beitrage, und wollten sich auch die Haare so abschneiden lassen. Weddell that ihnen gern den Gefallen und puderte sie dann mit Mehl ein. Diefs gefiel besonders den Weibern aufserordentlich; Weddell fand es aber bald zu kostspielig, indem seine Mehlvorräthe eben nicht sehr bedeutend waren.

Weddell machte sie auch mit den zerstörenden Wirkungen des Feuergewehrs bekannt. Beim Abfeuern einer Kanone (great gun) stiefsen die Weiber ein heftiges Geschrei aus und die Männer warfen Blicke des Entsetzens auf die furchtbare Waffe.

Ein kecker und listiger Kerl zeigte sich bald als einen verwegenen Dieb. Er hatte einen Weg zur grofsen Stenge gefunden und versuchte das an derselben befindliche Eisenwerk loszumachen. Weddell winkte ihm, herabzusteigen, aber er

stieg nicht eher herab, als bis ihm Weddell mit einer Sackpistole drohte. Als er aufs Verdeck kam, blickte er den Capitän rachsüchtig an und warf ihm einen alten Lappen ins Gesicht. Weddell beschlofs, diesem Betragen Einhalt zu thun, und griff daher nach seiner Vogelflinte, welche eben zur Hand war; der junge Wilde entfloh sogleich nach dem Vordertheile des Schiffes und seine Gefährten folgten ihm, vor Furcht laut schreiend, ebenfalls dahin; auch die Weiber erhoben ein fürchterliches Geheul. Weddell beruhigte sie endlich, indem er den Burschen in den Kahn schickte und seine Flinte weglegte. Diese ganze Geschichte hatte die Wilden versimmt und ihr Vertrauen zu den Engländern etwas erschüttert; sie zogen sich daher früher als gewöhnlich in ihre Niederlassung zurück.

Da sich während der Abwesenheit des Beaufoy nur acht Personen an Bord der Jane befanden, worunter noch überdiefs zwei Schiffsjungen waren: so hielt es Weddell, auf den Fall eines feindseligen Benehmens von Seiten der Wilden, für nöthig, seine Leute sämmtlich zu bewaffnen, und befahl daher, dafs jeder stets einen kurzen Säbel und eine Flinte oder Pistole bei sich tragen solle.

Am 30. Dzbr., früh um 4 Uhr, sprangen 40 bis 50 Feuerländer an Bort der Jane, trotz der Mannschaft, welche sich auf dem Verdecke befand. Der Unterschiffer eilte sogleich zu Weddell und meldete diesem, dafs die Wilden gekommen wären, das Schiff in Besitz zu nehmen. So gegründet dieser Verdacht war, so zeigte sichs doch bald, dafs man sich nicht

den Händen, aus Verdeck hinaufstieg, entflohen sogleich einige Wilde, die eben zur Kajüte hinabsteigen wollten, und auch die Uebrigen auf dem Verdeck brachte Weddell bald zur Ordnung. Hätte er indefs den Matrosen erlaubt, sich, wie sie Lust bezeigten, an den Wilden zu vergreifen, so würde es vermuthlich zu einem kleinen Scharmützel gekommen seyn. Nach und nach fand sich die ehemalige gute Laune wieder ein und da Weddell von dem Vergangenen weiter keine Erwähnung machte, so stand bald Alles wieder mit einander im besten Vernehmen.

Weddell machte auch bei diesen Wilden einen Versuch, zu erfahren, was für religiöse Begriffe sie hätten. Er las ihnen etwas aus einem Gebetbuche vor und machte dabei entsprechende Zeichen. Sie geriethen allerdings in eine feierliche Stimmung, indem sie sich äufserst verwundert anblickten und nur ganz leise mit einander sprachen; aber dennoch ging daraus nichts hervor, woraus sich auf eine bei ihnen gebräuchliche Art von Gottesverehrung hätte schliefsen lassen.

Für allerhand kleine Geschenke, die Weddell den Wilden von Zeit zu Zeit machte, erhielt er eine Menge Gegenstände von ihrer eignen Arbeit, als Halsbänder, Körbe, Bogen und Pfeile. Die Halsbänder waren sehr geschickt aus kleinen kegelförmigen, mit dem schönsten Schmelz (Email) überzogenen Muscheln gemacht. Bei der Oeffnung waren sie durchbohrt und so eine neben der andern an eine aus Därmen gemachte

Schnure gereiht, welche, obschon nicht stärker als eine dünne Peitschenschnur, dennoch aus fünf Riemchen zusammengeflochten war, und zwar so nett und kunstreich, dafs man nicht begreifen konnte, wie sich dergleichen mit der Hand habe machen lassen. Die Körbe waren aus starkem Grase und ebenfalls sehr geschickt geflochten; zwischen die der Länge nach gehenden Halmen waren die Blätter der Quere nach eingewoben; oben hatten sie einen Griff. Die Bogen sind gewöhnlich 3 Fufs 8 Zoll lang und von einem weichen aber festen Holze gemacht. Die Sehne ist von Seehunds-Haut oder auch von geflochtenen Därmen. Die Pfeile sind von hartem Holz und schön geglättet; sie haben etwa 25 Zoll Länge, und eine scharfe dreieckige Spitze von Kieselstein, welche oben in einer Spalte befestigt wird. Hat der Pfeil getroffen, so kann zwar der Schaft aus der Wunde gezogen werden, aber die steinerne Spitze bleibt stecken. Aufserdem sah Weddell noch eine andere Waffe bei diesen Feuerländern, bestehend in einem ähnlich zugespitzten Kieselsteine, welcher in einem neun Zoll langen Handgriffe befestigt war. Vermuthlich war es eine Art Dolch.

Weddell konnte nicht erfahren, ob diese Feuerländer-Stämme zuweilen in Krieg mit einander geriethen. Doch sah er an drei Personen Spuren von erhaltenen Wunden.

Als der Beaufoy am 31. Dez. wieder von seiner Fahrt angekommen war, machten Weddell und Brisbane den Indiern einen Besuch in ihrer Niederlassung, nachdem sie sich

theilung gehörig empfangen, welche sie nach dem aus einigen Hütten bestehenden und mit etwa 100 Seelen bevölkerten Wohnplatze führten.

Was hier zuerst auffiel, war die Abwesenheit der Weiber und Kinder; unstreitig waren sie absichtlich in die Wälder geschickt worden. Rings um die Insel brannten Feuer, was wie eine Art von Freudenbezeigungen über den Besuch der Europäer aussah, aber im Grunde wohl nur ein Zeichen für die andern Feuerländer war, die jetzt in zwei Kähnen aus dem obern Theile des Sundes herbeikamen. In einer Hütte befand sich eine zahme Seemöwe (Sea-gull), welche munter herumsprang. Weddell hatte aus Vorsicht das Boot und die bewaffnete Mannschaft in der Nähe gelassen, so dafs sich beide Befehlshaber furchtlos unter die Wilden mischen konnten. Weddell gab sein Verlangen nach einigen Muscheln zu erkennen; sogleich beeiferte man sich um die Wette, ihm die besten zu braten und vorzusetzen. Zu ihrem und noch mehr der Fremden grofsem Erstaunen tödtete er zwei Seemöwen mit einem einzigen Flintenschufs. Was ihre Verwunderung besonders erregte, war, dafs er sich niemals beim Laden des Gewehres zusehen liefs, und dafs er nach dem Abfeuern die Mündung an den Mund setzte, bei welcher Gelegenheit sie gewöhnlich davon liefen, indem sie sich einbildeten, er spreche mit dem Gewehre und befehle ihm, dafs es schiefsen solle. Weddell hielt diese Täuschung für erlaubt, damit nicht der Besitz eines

Feuergewehrs, in den sie einmal gerathen könnten, verderblich für sie werden möge.

Auch die Matrosen mischten sich unter die Wilden und sangen und tanzten mit ihnen. Als aber zwei in den Wald gehen wollten, wurden die Wilden für ihre Weiber besorgt, und Weddell mufste die Matrosen zurückhalten.

Weddell sah keine Kranke in dieser Niederlassung, einen Mann ausgenommen, der vom Schlagflufs gelähmt war. Soweit es sich beobachten liefs, gab es nur zwei Drittel so viel Weiber als Männer. In Hinsicht des Alters sah Weddell drei Männer, welche ihrem runzligen Ansehen nach etwa 50 bis 60 Jahre zählen mochten; 24 schienen etwa 40, und 27 zwischen 20 und 30 Jahr alt zu seyn. Der Rest, 26, bestand aus jungen Leuten und Kindern beiderlei Geschlechts.

Am 1. Jäner 1824 landeten die Feuerländer am Vorderende der Bucht und zündeten die Wälder an. Da der Rauch, bei der Richtung des Windes, gerade auf die englischen Schiffe zog, so liefs Weddell eine Flinte über ihre Köpfe hin abfeuern, um sie davon abzuhalten. Aber sie achteten nicht darauf und fuhren mit Anzünden fort. Weddell befahl nun eine Kanone in solcher Richtung abzuschiefsen, dafs ihnen zwar nichts geschehen, aber doch das Pfeifen der Kugel deutlich gehört werden könne. Diefs hatte die gewünschte Wirkung; die Wilden flohen in ihre Kähne und ruderten, so schnell sie konnten, davon. Obschon er ihnen bei diesem Anzünden des Gebüsches keine schlimme Absicht beimafs, ja dasselbe wahrscheinlich

eine Freudens- oder Ehrenbezeigung seyn sollte: so mufste sie doch, da der Rauch unerträglich war, ernstlich davo abhalten. Am folgenden Morgen kamen die Feuerländer wie der, wie gewöhnlich, an Bord und betrugen sich, als ob gi nichts vorgefallen wäre.

Um 10 Uhr desselben Tages lichtete die Jane die Anke und verliefs die Indier-Bucht, um sich nordwärts, nac der Küste von Patagonien, zu begeben. Der Beaufoy blie zurück und sollte erst im März nachfolgen. Eine Menge Ein geborner, — Weddell zählte 11 Kähne und in jedem nich weniger als 7 Personen — gaben ihm das Geleite und schienen sich höchst ungern wieder nach ihrer Heimath umzuwenden Weddell erfuhr in der Folge von Brisbane, dafs sie sich, so lange der Letztere noch hier blieb, stets ruhig und freundschaftlich gegen ihn und seine Leute betragen hatten.

Weddell macht hier noch einige allgemeine Bemerkungen über die von den ersten spanischen Entdeckern, nach dem brennenden Vulkan, den sie darauf erblickten, mit dem Namen Feuerland (Tierra del Fuego) belegte Inselgruppe.

Die gröfste Länge derselben von Osten nach Westen, längs der Magellans-Strafse, beträgt etwa 360 engl. (= 78 geogr.) Meilen, und die gröfste Breite von der Strafse nördlich bis zum Cap Horn gegen 160 engl. (= 34½ geogr.) Meilen. Diese ganze Landstrecke ist, besonders gegen die Küsten der Strafse hin, ziemlich stark bevölkert. Die meisten Inseln sind an den Küsten mit einer Gattung kleiner Birken, von etwa 24 Fufs

Höhe und 8 bis 10 Zoll Durchmesser bedeckt. Sie sind aber meist verkrüppelt und nur selten findet man einen geraden Stamm von 10 oder 12 Fuſs Länge. Weddell baute ein Boot aus solchem Birkenholz, welches nach gehöriger Austrocknung zu diesem Zwecke recht brauchbar war. Im Innern des Landes sieht man mehre Berggipfel, die dem Anscheine nach das ganze Jahr mit Schnee bedeckt sind; der höchste schien jedoch nicht über 3000 Fuſs Meereshöhe zu haben. Zur Zeit des längsten Tages enfaltet sich die Pflanzenwelt hier ziemlich kräftig und die Landschaften gewähren bei schönem Wetter und ruhiger See einen sehr reizenden Anblick.

Der Vulkan, den so Viele bei der Fahrt um das Cap Horn gesehen haben, war damals, als Weddell sich hier aufhielt, nicht sichtbar; aber er sammelte eine Menge blasiger weicher Lavastücke ein, welche derselbe ausgeworfen hatte. Basil Hall sah ihn, als er 1822 das Cap Horn umschiffte, brennen, und im Jahr 1820 bemerkte auch Weddell, bei seiner ersten Reise hierher, über dem Feuerlande eine sehr starke Röthe am Himmel, welche unstreitig von einem Ausbruche jenes Feuerberges herrührte.

Ueber das Klima dieser Gegend ist von den Seefahrern sehr verschieden geurtheilt worden. Es hangt grofsentheils von der Richtung des Windes ab. Wenn dieser aus Süden, von dem eisigen Neu - Süd - Shetland, kommt, so fällt das Thermometer oft mitten im Sommer auf + 38° (Fahr. = + 2$\frac{1}{2}$°

Reaum.); bei Nordwinden ist die Sommerwitterung oft der von England gleich.

Von vierfüfsigen Säugthieren sah Weddell nur Hunde und Fischottern, und glaubt auch, dafs es südwärts von der Magellans-Strafse keine andern gebe.

Was die Bewohner dieser Länder betrifft: so sind fast alle Reisende darüber einstimmig, dafs sie auf den untersten Stufen der Gesittung stehen. Man hat ihnen sogar alle Bildungsfähigkeit überhaupt absprechen wollen. Allein nach dem zu urtheilen, was Weddell über die Bewohner der südlichen Küsten des Feuerlandes zu beobachten Gelegenheit hatte und was wir so eben erzählt haben, scheint es ihnen keineswegs an geistigen Anlagen zu fehlen und ihr roher und elender Zustand dürfte wohl nur eine Folge ihrer gänzlichen Abgeschiedenheit von der übrigen Welt und der eigenthümlichen Beschaffenheit ihres Wohnortes seyn. So sind sie z. B., aus Mangel an thierischen Lebensmitteln im Innern des Landes, genöthigt, sich vom Fischfang zu nähren und daher ihre Wohnsitze an den Küsten aufzuschlagen, wo die Leichtigkeit und Einförmigkeit dieser Beschäftigung, so wie die Kälte und Dunkelheit eines langen Winters, die Entwickelung geistiger Anlagen unmöglich begünstigen können. Ob die Eingebornen an der Succefs-Bay, welche Cook 1769 besuchte und ebenfalls in einem sehr rohen und elenden Zustande fand, ihre Lage seitdem verbessert haben, konnte Weddell nicht erfahren, da er auf der Rückreise hier nicht vor Anker ging.

Diese Rückreise wurde am 7. Jän. angetreten. Am 24. landete man bei der Mündung des Flusses Santa Cruz, an der Ostküste Süd-Amerikas, unter 50° 12′ 16″ Breite und 68° 14′ 30″ westl. Länge. Die Küste ist ganz von Bäumen entblöfst. Nur einige Sträuche mit kleinen schwarzen Beeren wurden gefunden, welche reif nicht übel schmecken und gegen den Scharbock dienen. Nirgends sah man Spuren von Eingebornen und von Landthieren nur Llamas, welche aber zu schüchtern waren, als dafs man sich ihnen bis auf Schufsweite hätte nähern können.

Weddell ist nicht geneigt, den Berichten früherer Reisenden über die riesenhafte Gröfse der Patagonier Glauben beizumessen. Er selbst hatte keine Gelegenheit, mit ihnen zusammen zu treffen; aber im Jahr 1820 sahen seine Offiziere wohlgewachsene Männer von sechs Fufs Höhe *). Ungleich den Feuerländern waren sie sehr auf gebrannte Wasser erpicht, und auch grofse Liebhaber von Spielzeug und Eisengeräthschaften. Ein Mann von Weddell's Schiffe kaufte einem Pata-

*) Auch Gautier, der 1820 an den Küsten von Patagonien war, giebt den Eingebornen 6 Fufs Länge; meint aber, die Uebertreibungen in Hinsicht dieses Volkes seien daher entstanden, dafs die Patagonier jedes Mal, so oft sie mit europäischen Schiffen in Verkehr gerathen, die längsten Männer als Unterhändler auswählen, welche leicht noch einige Zoll über 6 Fufs haben können. Man sehe den 2. Jahrg. dieses Taschenbuches, S. LX.

D. H.

gonier in der St. Mathias-Bay ein junges Llama für ein altes Messer ab. Dieser Patagonier war von mittler Statur und gutem Wuchse, näherte sich zu Pferde voll Vertrauen den Engländern und zeigte, dafs er das Llama mit einer Schlinge gefangen habe.

Am 3. April kam Weddell an der Mündung des La Plata an und landete im Hafen von Monte-Video, wo er sich, der Ausbesserung des Schiffes wegen etc., bis zum 4. Mai aufhielt. Diese in der neusten Zeit durch den Krieg zwischen Brasilien und den La Plata-Staaten merkwürdig gewordene Stadt liegt am nördlichen Ufer des La Plata, etwa 70 (engl.) Meilen von dessen Ausflusse ins Atlantische Meer. Sie ist während der Revolutions-Kriege sehr zurückgekommen; eine Menge Häuser liegen in Trümmern, andere, die man in grofsem Styl zu bauen angefangen hatte, sind unvollendet geblieben. Viele Strafsen sind fast gänzlich unbefahrbar geworden. Unter den höhern Klassen der Einwohner herrscht viel Wohlstand; die niedern sind der Faulheit nnd dem Trunke ergeben, was durch die Wohlfeilheit der Lebensmittel begünstigt wird. Drei Tage Arbeit in der Woche bringen so viel Erwerb, dafs die übrigen vier in Müfsiggang und Zerstreuung hingebracht werden können. Die Landbewohner in der Nähe von Monte Video (die Gautschos *)) sind grofs und von blühender Ge-

*) Man sehe den 3. Jahrgang, S. 132 u. ff.

D. H.

sichtsfarbe. Sie kommen zuweilen nach der Stadt, werden aber nicht als die ehrbarste Menschenklasse betrachtet. Die Damen von Monte Video sind von ziemlich kleinem Wuchse und sehr lebhaft. Vielleicht ist der Gebrauch, kleine Schuhe zu tragen, daran Schuld, dafs sie schlechte, plumpe Füfse haben; aber ihre fast griechischen Gesichter sind sehr schön, und machen sie, in Verbindung mit den schwarzen Augen und ihrem feinen und gefälligen Benehmen, sehr anziehend. — Die Kirchen haben ihren ehemaligen Glanz verloren und manche zeigen im Innern fast nur noch die leeren Wände.

Die in Monte Video ansäfsigen englischen Kaufleute werden sehr geschätzt. Weddell wohnte einem öffentlichen Gastmahle bei, welches sie am Geburtstage des Königs von England gaben. Die Gäste versammelten sich, etwa 50 an der Zahl, um sechs Uhr. Aufser dem brittischen Consul, Sir Murray Maxwell, waren auch verschiedene angesehene spanische und portugiesische Beamte und Offiziere gegenwärtig. Beim Gesundheittrinken zerbrachen die Spanier Teller und Gläser. Besonders ein alter Herr fand so grofses Wohlgefallen an diesem Gräuel der Verwüstung, dafs er bei jedem Toast zwei gläserne Desert-Teller an einander schlug und die Scherben dann hinter sich warf.

Auch einem spanischen Gastmahle, welches auf dem Landhause eines Herrn John Dios de Solis, sieben (engl.) Meilen von der Stadt, gegeben wurde, wohnte Weddell bei. Die Gesellschaft begab sich dahin in zweiräderigen Karren, die von

zwei Pferden gezogen werden; auf einem ritt der Treiber. Die Strafse war in unbeschreiblich schlechtem Zustande und das Fuhrwerk drohte alle Augenblicke umzuwerfen. Um zwei Uhr setzte man sich zur Tafel. Die Gesellschaft bestand aus Spaniern, Amerikanern, Franzosen und Portugiesen, etwa 60 an der Zahl. Die Tafel war trefflich besetzt. Besonders lobt Weddell ein Roastbeef, welches mit der Haut gebraten war und auch so aufgetragen wurde. Am Ende ging, des reichlich genossenen vortrefflichen Weines wegen, Alles drunter und drüber und Niemand konnte mehr sein eigenes Wort hören. Gläser und Teller flogen nach allen Richtungen und zum Beschlufs stieg ein Spanier auf den Tisch und gab eine mimisch-plastische Darstellung antiker Kunstwerke zum Besten. Weddell stieg in seinen Karren und machte, dafs er nach Hause kam.

Die Ausfuhr von Monte Video besteht vornehmlich in Pferden und Ochsen-Häuten und Hörnern. Seit ungefähr 15 Jahren aber hat die Menge des Viehes sehr abgenommen und dieses ist folglich sehr im Preise gestiegen. Man zeigte den Engländern einen Haufen Knochen von Pferden, welche vor fünfzehn Jahren das Stück zu zwei Schilling ins Schlachthaus gebracht worden waren. Gegenwärtig kostet ein gutes Pferd zwei Pfund. Ochsen giebt es im Innern des Landes gewifs noch eine grofse Menge, aber in der Nähe der Stadt sind sie sehr selten. Ein fetter Ochse, den man vor 12 Jahren blofs um der Haut und des Talgs willen schlachtete, kostet jetzt gegen 18 Piaster. Alle Küchengewächse sind übertrieben theuer

und überhaupt alle Landeserzeugnisse sind im Preise sehr gestiegen.

Am 4. Mai lichtete Weddell die Anker und kam nach einer Fahrt von 59 Tagen glücklich in Falmouth an.

Aus dem Appendix zu Weddell's Reise heben wir noch Folgendes aus:

Die Abweichung der Magnetnadel betrug: in Bonavista, unter 16° 5′ nördl. Breite und 22° 59′ westl. Länge = 15° 20′ westlich; am Cap Horn, unter 55° 59′ 21″ südl. Breite und 67° 13′ 45″ westl. Länge = 23° 29′ östlich; auf den Ildefonsos-Inseln, unter 55° 48′ 38″ südl. B. und 69° 20′ 50″ westl. L. = 26° 42′ östlich; an der Küste von Süd-Georgien unter 54° 2′ 48″ südl. Br. und 38° 8′ 4″ westl. L. = 11° 15′ östlich; auf den Südlichen Orkaden (South Orkney's), = 16½ 1′ östlich; auf der James-Insel, in Neu-Süd-Shetland, unter 62° 52′ 45″ südl. Br. und 62° 26′ 30″ westl. L. = 27° 30′; am Cap Sheriff, und auf der Jamesons-Insel, ebendaselbst, = 28°; auf dem Schiff unter 73° 17′ südl. Br. und 35° 54′ 45″ westl. L. = 5° 35′ östlich, und unter 74° 15′ Br. und 34° 16′ 45″ L. = 11° 20′ östlich.

Den Thermometer-Stand in den höhern Breiten der südlichen Halbkugel zeigt folgende Tafel:

Tag 1823	Breite	Länge	Thermometer (Fahr.) Mittlere Temperatur der Luft	d. Wassers	Winde
Jan. 3	55° 15′	63° 48′	39° 30′	49° 30′	S. bei O.
4	53 24′	60 24′	40 0	47 0	S. S. W.
5	53 49	58 1	50 0	49 0	S.
6	53 54′	56 24′	40 0	46 0	S.
7	54 59	54 28′	43 0	44 0	S. S. W.
8	56 9	53 0	40 30′	43 0	W. S. W.
9	57 30	50 41	41 0	42 0	S. S. W.
10	58 15	48 8	39 0	40 0	S. S. W.
11	59 37	46 1	38 0	33 0	S. S. W.
13	60 40	45 0	34 0	33 0	S. bei W.
19	60 40	45 0	33 30′	33 0	S. bei W.
24	62 35	42 2	36 0	33 30′	S. S. O.
25	63 2	40 51	36 0	34 0	N. W.
26	64 33	40 13	36 0	34 0	N. bei W.
27	64 58	39 40	37 0	34 0	O. S. O.
29	61 18	40 32	34 0	34 0	S. W.
30	60 31	42 48	37 30′	35 0	N. bei O.
31	59 50	40 52	36 0	35 0	N. bei O.
Febr. 2	60 19	38 21	35 0	34 0	W.
3	60 59	36 58	37 0	35 0	W. S. W.
4	60 44	33 27	34 0	34 0	S.W. bei W.

Tag 1823	Breite	Länge	Thermometer (Fahr.) Mittlere Temperatur der Luft	Mittlere Temperatur d. Wassers	Winde
Febr. 5	61° 44′	31° 16′	37° 0′	36° 0′	W. bei S.
6	62 51	30 42	40 0	36 0	W. bei S.
7	64 15	30 46	39 0	37 0	W. bei N.
8	65 24	35 28	34 0	36 0	W.
10	66 24	32 32	35 0	34 0	S.

IX.

Anderson's Reise nach der Ostküste von Sumatra.

Unter dem Titel: Mission to the East Coast of Sumatra in 1823, under the Direction of the Government of Prince Wales's Island *). By John Anderson, Esq. etc. Edinburgh and London, ist im Laufe dieses Jahres (1826) das Tagebuch eines Handels-Agenten erschienen, welcher im Jahr 1823 von der obersten Verwaltungsbehörde der brittischen Prinz-Wallis-Insel abgeschickt wurde,

*) Oder Pulo Pinang; eine kurze Beschreibung dieser Insel, nach Briefen eines reisenden Engländers, enthält der 1ste Jahrgang dieses Taschenbuches, S. 326 — 336.

D. H.

um die Ostküste von Sumatra zu bereisen, neue Verbindungen mit den Oberhäuptern der Eingebornen anzuknüpfen, und einen genauen Bericht über die Beschaffenheit der ganzen Küste zu liefern. Obschon England, als politische Macht, alle seine vormaligen Besitzungen auf Sumatra an die Niederländer abgetreten hat, so steht es doch immer noch, mittelst der Prinz Wallis-Insel, in Handelsverbindungen nicht nur mit der Ostküste, sondern auch mit dem auf dem nördlichen Ende gelegenen Königreiche Achem (Atschim). Anderson's Reisebericht ist übrigens eine schätzbare Ergänzung zu Marsden's berühmtem Werke über Sumatra, indem selbst diesem Schriftsteller die östliche, besonders nordöstliche Küste dieser Insel nur im Allgemeinen und ziemlich unvollkommen bekannt war. Wir folgen bei dem nachstehenden kurzen Berichte über Anderson's Werk einem im Quarterly Review, Nr. LXVII. (1826) S. 99 u. ff. enthaltenen Aufsatze.

Die Ostküste von Sumatra, welche die westliche Seite der Malacca-Strafse bildet, und sich von der Pedro-Spitze unter 5° 35′ nördlicher, bis zur Lucepara-Spitze unter 3° 15′ südlicher Breite ausdehnt, ist im Ganzen niedrig und sumpfig, und mit einer fast ununterbrochenen Reihe von Mangle-Bäumen (Rhizophora Mangle) eingefafst. Dieses niedrige und ebene Küstenland erstreckt sich an einigen Stellen 50, an andern 140 (engl.) Meilen tief ins Innere der Insel, bis an die grofse Urgebirgskette, welche fast mitten durch dieselbe hinläuft und die Quellen unzähliger Flüsse enthält, die nach allen Seiten

dem Meere zueilen und zum Theil, wie der Rocan und Siack, von beträchtlicher Gröfse sind. Eine ungeheure Menge von Sand und Schlamm wird durch diese Flüsse ins Meer geführt und länge der Küste abgesetzt. Die dadurch entstehenden Sandbänke und Untiefen reichen an manchen Orten bis 10 Meilen weit ins Meer hinein, so dafs die Schifffahrt in der Malacca-Strafse von Jahr zu Jahr, selbst für kleinere Fahrzeuge, immer schwieriger und gefährlicher wird. Ueberhaupt ist die ganze niedrige Küste selbst durch diese Anschwemmungen gebildet worden und man kennt einzelne Stellen, wo das Land seit den letzten 200 Jahren an 15 bis 30 (engl.) Meilen meereinwärts zugenommen hat. Es läfst sich voraussagen, dafs diese Anschwemmungen, in Verbindung mit dem Korallenbau, nach und nach die Malacca-Strafse ganz ausfüllen und unschiffbar machen werden.

Ein Land in dem Aequator, so nahe am Meere und gänzlich aus angeschwemmtem Boden bestehend, mufs äufserst fruchtbar seyn. In der That ist auch das, was von der ungeheuern Gröfse einiger Gewächse von Sumatra berichtet wird, für uns Bewohner der gemäfsigten Erdstriche fast unglaublich. Wenn auch manche von unsern Eichen und Fichten sich mit den gröfsten Bäumen der Wälder von Sumatra messen können: so sehen wir uns doch aufserhalb der Tropenländer vergebens nach einer Blume um, welche, wie die Rafflesia, drei Fufs im Durchmesser hätte, oder nach einer efsbaren Knollenwurzel, die 400 Pfund wöge, oder nach Melonen, Kürbissen und an-

dern Früchten aus dieser Pflanzenfamilie, welche ein Gewicht von 200 Pfund hätten, oder nach einer Muschel, an der sich wie an der Riesenmuschel (Chama Gigas) 24 Mann satt essen könnten, oder endlich nach einer Schwamm-Gattung, so grofs und regelmäfsig, und fast auch so schön geformt, als die Barbarinische Vase.

Auch das Thierreich entfaltet sich hier in üppiger Kraft. Die Elephanten von Sumatra sind so grofs wie die von Ceylon; die Tiger, Nashorne und Büffel übertreffen sogar an Gröfse die des benachbarten Festlandes. Diese Thiere richten in den Pflanzungen grofse Verwüstungen an; besonders werden die Elephanten-Heerden für die Bananen und das Zuckerrohr sehr verderblich. Die Eingebornen scheinen sich nicht auf die Kunst zu verstehen, sie in Fallgruben zu fangen, noch unternehmen sie, wie anderwärts, förmliche Jagden auf diese schädlichen Thiere. Nur gelegentlich verwunden sie dieselben von einem hohen Baume herab, oder vergiften sie mittelst Arsenik, welches sie in zerspaltene Zuckerrohr-Stengel legen. Der Tiger wird in Schlingen oder Fallen gefangen, oder ebenfalls mit Arsenik-Wasser vergiftet, welches man in der Nähe eines Thieres, das er getödtet, aber noch nicht aufgezehrt hat, hinstellt. Die Bären sind so auf Cocosnüsse begierig, dafs sie die Bäume zerstören, um ihrer habhaft zu werden. Die Büffel sind fetter und besser gehalten, als sie Anderson je auf dem englischen Markte sah. Auch das gemeine Hausgeflügel ist hier so grofs, dafs es, auf der Erde stehend, die Brosamen

vom Tische wegpicken kann. Unter den zahlreichen Ameisen-Gattungen giebt es eine, so grofs und dick wie eine Biene.

Es ist noch ungewifs, ob das Flufspferd (Hippopotamus) in den Flüssen von Sumatra vorkomme. Marsden scheint nicht daran zu zweifeln, dafs dieses Thier den malayischen Bewohnern der Insel bekannt sei, indem sie ein Wasserthier unter dem Namen Kuda ayer, d. h. Flufspferd, kennen. Cuvier dagegen meint, dafs sie dasselbe mit dem Dugong, einer Wallrofs-Gattung, verwechseln. Anderson macht keine Erwähnung vom Nilpferd, beschreibt aber die Krokodile von Sumatra als äufserst grofs und raubgierig. Sie erheben den Kopf nicht selten ein paar Fufs über das Wasser und schnappen die Leute aus den Kähnen weg. Anderson erzählt einen Fall von einem Boote, auf dem sich aufser der Mannschaft drei Pferde und 6 Ziegen befanden. Dieses wurde von einem ganzen Schwarm Krokodile förmlich angegriffen. Die Pferde geriethen in eine so grofse Unruhe, dafs das Boot umschlug. Sogleich wurden alle Thiere von den Krokodilen verschlungen und nur die drei oder vier Malayen retteten sich, indem sie in ein anderes Boot sprangen.

Gleichwohl läfst sich dieses wilde Thier zähmen. „Nahe bei der Mündung des Flusses“ (Baujang) — erzählt Anderson — „hält sich ein Alligator *) von so ungeheurer Gröfse

*) Vermuthlich ist das Krokodil von Sumatra eine eigene Gattung. Unter Alligator versteht man eigentlich das amerikani-

auf, dafs sein Rücken, wenn er aus dem Wasser emporragt, wie ein grofses Felsenstück aussieht. Man füttert ihn mit den Köpfen und Eingeweiden der grofsen Glattrochen (Scatefish, Raja Batis), welche hier gefangen werden. Ich sah ihn, als ihn die Malayen zum Fressen riefen. Er schien volle 20 Fufs lang. Da ich mich gerade in meinem kleinen Boote befand, so wollte ich mich entfernen; aber die Malayen versicherten mich, das Thier sei ganz harmlos, und patschten ihm, zum Beweis, mit ihren Händen auf den Kopf. Dieser Alligator leidet keinen andern in seiner Nähe und die Malayen beweisen ihm fast göttliche Verehrung."

Die vielen schädlichen Thiere, vor welchen die Bewohner von Sumatra sich zu hüten haben, werden übrigens reichlich durch den Reichthum des Landes an den köstlichsten Früchten und Gewächsen aufgewogen. Die Dörfer sind überall mit Wäldchen und Anpflanzungen von Kokosnüssen, Betelnüssen, Bananen, Mangopflaumen, Granatäpfel, Ananas, Tamarinden, Brodfrüchten, Citronen, Pomeranzen und Pisangs umgeben, von welchen Letzten Anderson nicht weniger als vierzehn Arten

---

sche Krokodil oder den Kaiman (Crocodilus sclerops), welcher sowohl vom Nil- (Cr. niloticus), als vom Ganges-Krokodil oder Gavial (Cr. gangeticus) specifisch verschieden und in der Alten Welt bis jetzt noch nicht gefunden worden ist. Das Ganges-Krokodil ist den Menschen nicht gefährlich und lebt nur von Fischen.

D. H.

aufzählt. Die Luft ist mit den köstlichsten Düften der zahllosen Blumen erfüllt, welche theils in Gärten gezogen werden, theils in den Gebüschen wild wachsen. Nichts kann üppiger seyn als die Reisfelder auf Sumatra. Die Halmen sind 6 bis 8 Fuss hoch und die Körner in den Aehren fast nicht zu zählen.

Da es indefs an regelmäfsigen Strafsen fehlt, so hat der Reisende mit einer Menge Hindernissen zu kämpfen. „Auf dem Wege durch die Wälder hatten wir viel von einer kleinen Art unzähliger Blutegel (? Leeches) auszustehen, welche von den Bäumen (?) herabfielen, und unbemerkt durch die Kleider drangen, so dafs von ihren Bissen unsere Füfse mit geronnenem Blute gänzlich bedeckt waren. Auch wächst in den Wäldern, längs der Fufswege, ein Strauch, dessen Blätter Aehnlichkeit mit Tabaksblättern haben. Wenn sie die Haut berühren, so entsteht ein heftiges Jucken und später eine Blase oder Beule (Eruption), welche unter einem Monate nicht vergeht und die peinlichsten Schmerzen verursacht.“

Aufser diesen Blutsaugern (welche wohl von unsern Blutegeln verschieden seyn dürften, da diese in Sümpfen leben) tragen noch eine Gattung grofser rother Ameisen und Mückenschwärme das Ihrige bei, den Weg durch die Wälder von Sumatra so beschwerlich als möglich zu machen. Ueber die Hitze beklagt sich jedoch Anderson weniger, als man erwarten sollte. Die Morgen und Abende sind im Ganzen kühl und angenehm; das (Fahrenheit'sche) Thermometer steht bei Sonnenaufgang nicht

höher als 70 bis 75° (18° bis 19½° Reaum.) und erhebt, selbst zur Zeit der gröfsten Tageshitze, selten 87° (22° R.). Auch hat die Küste regelmäfsige See- und Landwinde. Die Einwohner sind im Ganzen gesund und waren, ehe die schreckliche Cholera morbus hierher kam, keinen besondern Seuchen unterworfen. Die gemeinsten Krankheiten sind Fieber, namentlich Wechselfieber (Fevers and agues).

So üppig und kräftig sich die Thier- und Pflanzenwelt auf Sumatra entfaltet hat, so ausgeartet und verwahrlost sind die Menschen. Ihr kleiner Wuchs mag Folge der Abstammung seyn; aber ihre Entnervung, ihre Trägheit und gänzliche Unfähigkeit zu jeder Anstrengung, sind gewifs nicht dem heifsen Klima, sondern hauptsächlich dem häufigen Gebrauche des Opiums zuzuschreiben. Die Fruchtbarkeit des Bodens und die Milde des Klimas erleichtern allerdings den Bewohnern ihr Geschäft, sich die nöthigsten Lebensbedürfnisse zu erwerben. Der gröfste Theil der Arbeit fällt auf die Weiber, meist Sklavinnen, welche den Reis ausdreschen und Kleidungsstücke verfertigen, während die Männer unter den Lauben (Verándas) vor den Häusern oder im Schatten der Bäume sitzen und sich mit Opium berauschen. Vornehmlich diesem Giftgenufs ist nach Anderson auch die dünne Bevölkerung der Insel zuzuschreiben, ungeachtet auch die immerwährenden Kriege, die Vielweiberei und der Gebrauch, die Kinder als Sklaven zu verkaufen, das Ihrige dazu beitragen. Die Orte, wo der Genufs des Opiums am meisten herrscht, haben die wenigsten

Kinder; die meisten fand Anderson in den Dörfern von Sirdang, dessen Einwohner sich aber auch durch grofse Nüchternheit und Enthaltsamkeit von Opium auszeichnen.

Die natürliche Folge jener Schwelgerei und Trägheit ist der Gebrauch von Sklaven zur Bearbeitung des Landes und zur Verrichtung anderer mühevollen Geschäfte. Man verschafft sich die Sklaven entweder durch Kauf oder durch Stehlen, oder indem man sie als Zahlung für irgend eine Schuld annimmt. Die Malayen sind vielleicht die gröfsten Spieler auf dem ganzen Erdboden und wenn einer mehr verloren hat, als er bezahlen kann, so verkauft er sich selbst an den Gewinner. Die meisten Sklaven sind Mädchen und Kinder beiderlei Geschlechts, welche von ihren unnatürlichen Aeltern verkauft worden sind, um spielen und sich in Opium berauschen zu können. Wie schrecklich es auch klingen mag, so versichert Anderson doch, dafs der (regelmäfsige und durch eigne Schiffe betriebene) Sklavenhandel, als er noch hier bestand, von unermefslichem Nutzen für Pinang war. Blofs von Assahan wurden jährlich an 300, meist weibliche, Sklaven nach Malacca und Pinang ausgeführt. Hier hatten sie es, als Frauen der Chinesen, sehr gut (comfortably) und wurden durch ihre Kinder allmählich an den Boden gefesselt; und da die weibliche Bevölkerung von Pinang noch weit davon entfernt ist, der männlichen gleich zu kommen: so nennt Anderson die Aufhebung des Sklavenhandels in diesen Gegenden ein ungeheures Opfer, das der Menschenliebe gebracht worden. Dieser Handel hatte auch

in der That wenig mehr als den Namen und die Form. Das Loos der Verkauften wurde wesentlich verbessert. Die Weiber wurden achtungswerthe Gattinnen und die Männer konnten, wenn sie nur einigermafsen betriebsam waren, sich bald loskaufen; manche kamen sogar zu bedeutendem Wohlstande. Trotz der Wachsamkeit der Behörden werden von den schlauen Chinesen sowohl in Malacca als in Pinang und Sincapore noch immer Sklavinnen eingeschmuggelt und es wäre, so lange noch jene Ungleichheit zwischen der männlichen und weiblichen Bevölkerung dieser blühenden Niederlassungen fortdauert, zu wünschen — meint der Berichterstatter im Quarterly Review — „dafs keine Nachgiebigkeit gegen die in einer Entfernung von 10000 Meilen ausgesprochnen Gefühle einer *falschen* Humanität diesen Schleichhandel erschweren oder verhindern möge."

So grofs die Trägkeit der Malayen von Sumatra im Allgemeinen ist: so ist sie es doch nicht in Beziehung auf den Handel. Wenige Punkte der Erde können, nach Andersons Versicherung, zahlreichere und mannichfaltigere Artikel zur Ausfuhr darbieten als die Ostküste von Sumatra. Sie bestehen in Gold, Kampher, Elfenbein, Wachs, weifsem und schwarzem Pfeffer, Benzoe, Zimmt, Rotang, Schwefel, Tabak, Aloe, Farbholz, Ebenholz, Schiffbauholz, Iju-Seilen zu Schiffstauen, Fischrogen, Haifisch-Häuten, Rohr, Matten, mancherlei Hülsenfrüchten (Pulse of various sorts), Reis, Drachenblut, Seidenzeugen und Pferden, ungerechnet noch eine Menge ande-

rer Artikel von geringerer Bedeutung. Es war ein Hauptzweck der Sendung unsers Verfassers, unter den Einwohnern von Sumatra ein Verlangen nach brittischen und indischen Manufacturen zu erregen, und er scheint denselben bis auf einen gewissen Grad erreicht zu haben. Er fand sie bereitwillig, ihre schätzbaren Erzeugnisse gegen englische Zitze, Musselins, Cambrics und irische Leinwand, feines Scharlachtuch und verschiedene andere Waaren auszutauschen. Den vornehmsten Gegenstand des Handels mit Sumatra macht jedoch der Pfeffer aus, von welchem äufserst beträchtliche Vorräthe nach Pinang und Malacca kommen. Er ist von vortrefflicher Beschaffenheit und schon längst auf den Märkten von Europa und Amerika nach Verdienst geschätzt worden.

Was sonst den Charakter der Malayen betrifft: so rühmt Anderson sehr die freundliche und gastfreie Aufnahme, welche er überall fand. Wenn sie den Mund nicht durch Betelkauen entstellten und wenn die Weiber nicht hier und da den häfslichen Gebrauch hätten, grofse Löcher in die Ohren zu machen und sie bis auf die Schultern herabzuziehen: so könnten manche, nach seiner Meinung, hübsch genannt werden. Das Volk überhaupt schien im Allgemeinen glücklich, zufrieden und gutmüthig zu seyn. Auch sind die Malayen nicht ungebildet (illiterate); alle Kinder lernen lesen und Stellen aus dem Koran hersagen. Anderson war Zeuge, wie ein Mann vor einer Versammlung von 200 Personen mit lauter Stimme aus einem Buche vorlas, welches die Thaten Alexanders des Gro-

fsen enthielt; er wollte dadurch die Krieger des Sultans zum Muthe und zur Nacheiferung entflammen. Es fehlt nicht an zahlreichen Werken über Geschichte, Gesetzgebung und Religion; auch Gedichte und Mährchen sind sehr beliebt, und von der Musik sind die Malayen sogar leidenschaftliche Liebhaber.

Bei jedem Dorfe ist am Ufer des Flusses ein Badeplatz, mit starken Pfählen zum Schutze gegen die Krokodile umgeben, und für die Weiber und Kinder bestimmt. Gewöhnlich wurde bei der Annäherung unsers Reisenden jemand vorausgeschickt, um sie davon zu benachrichtigen, oder der Steuermann des Bootes schrie mit einer Stentorstimme: Boah! worauf die Weiber sich schleunig entfernten.

Im Innern von Sumatra, nahe am Flusse der Gebirge, leben in mehren Städten und Dörfern rings um einen grofsen See, die Battas, ein Volk, dessen Charakter von dem der Malayen sehr verschieden ist. Körperbildung, Sprache und Sitten beweisen, dafs sie weder tatarischen (mongolischen) noch malayischen Ursprungs sind, sondern von den Hindus abstammen. Anderson will sich überzeugt haben, dafs diese Battas Menschenfresser seien. Unter den Soldaten des Sultans von Delli fiel ihm ein Batta auf, der ein besonders wildes Ansehen hatte. Er suchte Gelegenheit, sich mit ihm zu unterhalten, und der Soldat erzählte unaufgefodert, dafs er schon sieben Mal Menschenfleisch gegessen habe. Auch ein paar andere Battas, im Dienste des Sultans (er soll deren an 400 haben), versicherten das Nämliche und sagten, der Haupt-Beweggrund,

warum sie sich vom Sultan hätten anwerben lassen, sei die Begierde nach Menschenfleisch gewesen. In Batabara traf Anderson mit einem andern nicht minder wild aussehenden Kerl zusammen, welchen er ebenfalls über jenen scheufslichen Gebrauch befragte. Dieser sagte ihm, das Fleisch von jungen Leuten sei weich und wässerig; am angenehmsten schmecke das von einem Manne, dessen Haare bereits grau zu werden anfangen. Noch schrecklicher ist das, was Anderson vom Radschah von Tanah Jawa erzählt: „Dieser Radschah" — sagt er — „einer der mächtigsten und unabhängigsten Battafürsten, lebt blofs von Menschenfleisch und bekommt Magenschmerzen, wenn er nicht jeden Tag dergleichen essen kann. Wenn keine Kriegsgefangene oder Verbrecher zu haben sind, so schickt er Sklaven in die entferntern Gegenden aus, welche ihm von Zeit zu Zeit Jemanden bringen müssen. Das Fleisch wird in breite Stücke zerschnitten und unter Bambusstäben einige Tage in der Erde aufbewahrt, wodurch es weich wird. Nach dem Urtheile der hiesigen Feinschmecker (Epicures) sind die Füfse, Hände, Ohren, Lippen und Augen, so wie der Nabel und die Zunge die leckersten Theile. Wenn ein Batta in den Krieg zieht, so hat er immer Salz und Citronensaft bei sich. Wer bei der Erstürmung eines festen Platzes sich zuerst eines Feindes bemächtigt, hat das Vorrecht, ihm mit den Zähnen sogleich ein Stück Fleisch aus dem Leibe reifsen zu dürfen. Gleich darauf wird der Kopf abgeschnitten, und das Blut, indem man es von oben in den Mund tröpfeln läfst, begierig getrunken."

Der Berichterstatter im Quarterly Review ist geneigt; Alles, was Anderson über die Menschenfresserei der Battas, blofs vom Hörensagen, nicht als Augenzeuge berichtet, für nichts als Mährchen zu halten, die die verschmitzten Malayen und die Battafürsten dem leichtgläubigen Reisenden aufgeheftet haben, um sich auf seine Kosten lustig zu machen. Alles, was er von den Battas erzähle, z. B. die Reinlichkeit ihrer Dörfer und Häuser, das anständige Benehmen der Männer, die Bescheidenheit und Schamhaftigkeit der Weiber, etc. so wie die Fruchtbarkeit des ganzen Landes, der Ueberfluſs an Kühen, Schweinen, Ziegen, Geflügel etc., machen es höchst unwahrscheinlich, daſs dieses, auch im Uebrigen gar nicht ungebildete, Volk einem so abscheulichen Gebrauche unterworfen seyn solle. Nach Marsden und Raffles essen die Battas allerdings zuweilen Menschenfleisch, aber sie thun diefs nicht aus Hunger oder Gefräſsigkeit, sondern es ist eine Art von Feierlichkeit, wodurch sie ihren Abscheu vor gewissen Verbrechen zu erkennen geben wollen. Zuweilen, jedoch nur höchst selten, mag allerdings ein Einzelner seinen Gegner, den er umgebracht, aus wilder Rache oder Grausamkeit, verzehren; aber in der Regel trifft dies Loos nur Kriegsgefangene, meist Verwundete, und gewisse zum Tode verurtheilte Missethäter, namentlich Ehebrecher. Im letzten Falle wird das unglückliche Schlachtopfer, nach vollendeter Untersuchung, auf öffentlichem Markte den Händen der beleidigten Partei übergeben. Man bindet ihn nun an einen Pfahl und tödtet ihn aus der Entfernung

mit Wurfspiefsen. Bei der ersten tödtlichen Wunde fallen Alle über ihn her, schneiden mit ihren Messern noch warme Stücke Fleisch ab, tauchen sie in Citronensaft, Salz und rothen Pfeffer (den der Radschah schickt, welcher das Urtheil bestätigt), braten sie dann ein wenig über einem eigens dafür zubereiteten Feuer und verschlingen diese schreckliche Mahlzeit mit wildem Entzücken.

X.

Die Balearischen Inseln.

Unter dem Titel: Excursions dans les Iles Baléares, par M. J. Cambessèdes, Correspondent de la Société d'histoire naturelle de Paris", enthält das Aprilheft 1826 der Nouvelles Annales des Voyages etc. S. 5 bis 37, einen Aufsatz, welchen wir für zu bemerkenswerth halten, als dafs wir ihm nicht einen Platz in unserm Taschenbuche einräumen sollten.

Die Balearischen Inseln *) — erzählt unser Verfasser — hatten durch ihre Lage zwischen Europa und Afrika

*) Der Verfasser nimmt diese Benennung im weitern Sinne; im engern Sinne heifsen bekanntlich nur Majorca (Mallorca), Minorca und Cabrera die Balearischen, — Iviza und Formentera aber die Pithyusischen Inseln.

D H.

schon längst meine Aufmerksamkeit erregt. Ich nahm mir vor, ihre Pflanzen mit denen unserer südlichen Küsten zu vergleichen und den Gewächskundigen ein Verzeichnifs dessen zu liefern, was diesen Inseln eigenthümlich ist. Zu dem Ende schiffte ich mich Anfang März 1825 in Cette ein und landete nach einer Fahrt von 45 Stunden im Hafen von Soller, einer kleinen Stadt am nördlichen Ufer von Majorca. Drei Monate nach einander habe ich nicht blofs diese Insel, sondern auch Minorca und Iviza durchforscht. Während ich über die Vegetation derselben ein besonderes Werk ausarbeite, halte ich es für nothwendig, einstweilen aus meinem Reise-Tagebuche folgende kurze Nachrichten über die Punkte mitzutheilen, welche ich besucht habe.

Der Archipel der Balearen besteht bekanntlich aus fünf gröfsern, bewohnten, und einigen kleinen unbewohnten Inseln. Man kann sie, wie ich glaube, als die Fortsetzung einer spanischen Gebirgskette betrachten, welche sich, nachdem sie Valencia durchzogen, beim Cap S. Antonio, bei Denia, an der Küste endigt.

Majorca, die vornehmste dieser Inseln, hat beinahe die Gestalt eines unregelmäfsigen Vierecks, dessen Seiten aber vom Wasser zernagt (rongés) worden. Die gröfste Länge, vom Cap Formenton im Norden bis zum Salinen-Cap im Süden, beträgt 14 gemeine Lieues; die Breite, vom äufsersten Ende der Dragonera im Westen bis zum Cap Pera im Osten, übersteigt nicht 20 Lieues.

Wenige Länder sind von der Natur mehr begünstigt worden. Von der Dragonera zieht sich, ohne Unterbrechung, bis zum Cap Formenton eine Gebirgskette, welche die Insel vor den heftigen Nord- und Nordwest-Winden schützt. Südlich von diesem Gebirge wachsen die herrlichsten Orangenbäume und erfüllen fast das ganze Jahr hindurch die Luft mit dem köstlichen Geruch ihrer Blüthen.

Die merkwürdigsten Gipfel dieser Kette sind die Puigs (Spitzberge, Koppen) Torrella, Major und Galatzo. Der Erste liegt im Norden der Insel, etwa drei Lieues von der kleinen Stadt Soller; seine Höhe beträgt, nach meinen barometrischen Messungen, 1463 Meter und 9 Decimeter *) (= 4506½ Par. Fuſs). Der Zweite, etwa eine Lieue südöstlich vom Ersten, hat nur 1115 Meter und 4 Decimeter (= 3433⅔ Fuſs) Höhe, und der Dritte, am äuſsersten südwestlichen Ende der Kette, mifst 989 Meter 3 Decimeter (= 3045½ Fuſs). Von dem letztern Punkte laufen auch die Ketten der Dragonera, von Andraix und Calvia aus, welche sich einerseits bis zum Cap Figuera, andrerseits bis Palma verlängern. Ueber-

*) Der Meter ist der hunderttausendste Theil eines Meridiangrades, welcher für immer zu 57008⅔ alte pariser Toisen angenommen worden ist, und enthält 443, $\frac{2959}{1000}$ alte Pariser Linien, oder 3 Fuſs, und 11$\frac{2959}{1000}$ (11$\frac{3}{10}$) Linien alten Pariser Maſses. Wo es nicht auf die äuſserste Genauigkeit ankommt, kann man den Meter zu 3 Fuſs 1 Zoll annehmen. Ein Decimeter ist ein Zehntelmeter.

D. H.

haupt kann man jene drei Puigs als die Knoten des Hauptgebirges von Majorca ansehen. Die geringern Höhen, durch welche sie zusammenhangen, steigen selten über 600 Meter (= 1847 Fufs). Von den Koppen Torrella und Major läuft nach Nordosten eine Reihe von Bergen, welche sich, bevor sie bei Pollensa ankommt, gabelförmig theilt und einerseits das Cap Formenton, andrerseits das Cap del Pinar bildet. Zwischen diesen zwei Vorgebirgen liegt der Hafen von Alcudia, der ehemaligen Hauptstadt Majorca's.

Aufser diesen Hauptgebirgen giebt es noch bei Arta, am östlichen Ende der Insel, eine Hügelmasse (Réunion de côteaux), deren höchster Punkt, der Puig Ferrutx, nicht mehr als 538 M. 8 Dec. (= 1658 Fufs) mifst.

Alle diese Gebirge, so wie auch die von Minorca und Iviza, scheinen hauptsächlich aus Alpen-Kalkstein, und auf den höchsten Punkten aus einem dichten und weifslichen Kalkstein zu bestehen, der wahrscheinlich zur Jura-Formation gehört*). Sie sind im Allgemeinen von Pflanzenwuchs entblöfst; wo aber die mindeste Feuchtigkeit sich mit dem von Natur fruchtbaren Boden verbindet, da sprofst die herrlichste Vegetation empor. Die Thäler sind mit Oel- und Johannisbrod-Bäumen bedeckt, welche sehr grofs und stark wer-

*) Nach Brongniarts Bestimmung, dem der Verfasser Proben mitbrachte.

D. H.

den. Ein völlig gesunder Oelbaum bei Valldemosa, welchen ich drei Fuſs über dem Boden maſs, hatte 20 Fuſs 8 Zoll im Umfange. Der Johannisbrod-Baum versteigt sich nicht leicht über den Fuſs der Gebirge; aber den Oelbaum findet man bis 500 Meter hoch. Aleppo-Fichten (Pin d'Alep), mit grünen Eichen untermischt, werden von der Küste an bis 700 Meter hinauf angetroffen. Die Eiche kommt noch höher fort und wird bloſs auf den Gipfeln der Puigs Torrella und Major durch einige Sträuche, z. B. Clematis cirrhosa und Hypericum balearicum ersetzt.

Am Galatzo wird der Buchsbaum der Balearen (le buis des Baléares) von etwa 700 Meter an bis zum Gipfel hinauf gefunden, wo er sich mit der Zwergpalme (Chamaerops humilis) mischt. Die Letztere wächst überhaupt gern auf allen Anhöhen dieser Insel. Am häufigsten sah ich sie bei Arta. Gewöhnlich bildet sie, an den Küsten und auf den Bergen, dichte Gebüsche, welche jedoch selten mehr als drei Fuſs Höhe haben und zartern Pflanzen, wie Ononis, Polygala, Cyclamen u. s. w., zur Beschirmung dienen. Indessen ist dieser Baum eines beträchtlich höhern Wachsthums fähig. Man zeigt in der Orangerie des Pariser Pflanzengartens zwei Zwergpalmen, die an 20 Fuſs hoch sind. Der gröfste Baum dieser Art aber, den man kennt, ist der in Palma, im Hofe des Klosters der Redemptoristen (des pères de la Rédemption); er schien mir, bei einem Durchmesser von nicht mehr als 10 bis 12 Zoll, 60 Fuſs Höhe zu haben. Oben hat er sehr viel

Blätter, aber der geringste Wind würde den schwachen Stamm umbrechen, wenn er nicht nach allen vier Seiten des Klosterhofes mit Seilen befestigt wäre.

Steigen wir von den Gebirgen in die Ebenen von Palma, Campos und Manacor herab: so finden wir fruchtbare Getraidefelder und Weingärten. Nur noch einzelne Oel- und Johannisbrod-Bäume zeigen sich, denn sie werden bis zur Küste von Mandel- und Feigenbäumen verdrängt. Die Dattelpalme beschattet die Dächer der Wohnungen, und die Fackeldistel bildet Gartenhecken: das Land gewinnt ein afrikanisches Ansehen. An den Sanddünen der südlichen Küsten sind die Aleppo-Fichte, die Passerina hirsuta und velutina und eine Pistazien-Gattung (?Pistachier-lentisque) vorherrschend. Die salzigen Sumpfgegenden sind mit Tamarix africana und gallica, verschiedenen Binsen und einigen Chenopodien bedeckt.

Ungeachtet die Vegetation der Balearen im Ganzen mit derjenigen des Mittelmeeres übereinstimmt: so dürfte es doch wenige Punkte der Erd-Oberfläche geben, welche auf einem so beschränkten Raume so viel eigenthümliche Gewächse hervorbringen, als diese Inseln besitzen. Wir wollen nur einige davon anführen.

Der Balearische Buchsbaum (Buxus balearica) wächst vorzüglich auf den Gebirgen von Majorca; auf Minorca und Iviza habe ich ihn nicht gesehen; aber man versicherte mich, dafs er auch auf der letztern Insel vorkomme.

Dieser Baum, der mehre Klafter hoch und nicht selten bis 6 Zoll stark wird, ist bis jetzt nur auf den Balearen gefunden worden.

Dasselbe gilt vom Hypericum balearicum, einem schönen Strauche, der oft ganze Hügel bedeckt und an feuchten Stellen bis vier Fuſs hoch wird.

Aber das merkwürdigste unter allen den Balearischen Inseln eigenthümlichen Gewächsen ist die Brassica balearica, welche am nördlichen Abhange des Puig Major in Felsenspalten wächst. Diese sonderbare Pflanze unterscheidet sich von allen übrigen ihres Geschlechts unter andern vornehmlich durch den wahrhaft baumartigen Stamm und verdient daher den Namen Brassica arborea, welchen ihr Richard in seinem Herbar gegeben hat, mehr als jeden andern.

Der Ackerbau ist auf Majorca noch in der Kindheit; die Werkzeuge sind äuſserst unvollkommen, und es ist daher nicht zu verwundern, wenn die Einwohner bei weitem nicht allen Nutzen aus ihrem Boden ziehen, den er gewähren könnte.

Der Wein von Majorca ist vortrefflich; der von Banabufar kann unter die ausgesuchtesten Tischweine gezählt werden. Hier baut man auch jene weiſse Gattung, welche den Malvasier liefert. Man zieht ihn an Geländern, wo die Reben sich dicht in einander verschlingen und schattige Lauben bilden. Die rothen Weine werden ungefähr wie im südlichen Frankreich behandelt; doch scheint man sich nicht aufs Beschneiden zu verstehen.

Pomeranzen und Citronen baut man in den nördlichen Thälern der Insel, welche durch die Gebirge vor dem Winde geschützt sind. Sie bilden einen Hauptzweig des Einkommens von Majorca. Am häufigsten baut man sie bei Soller. Als ich vom Puig Torrella herabstieg und mich nach dem kleinen Dorfe Fomalutx wendete, das vor Soller liegt, athmete ich schon lange vorher, ehe ich die Ebene erreichte, eine mit Balsamdüften geschwängerte Luft ein. Als ich mich aber mitten in diesen, von einem Gebirgsbach bewässerten Gärten befand, genofs ich ein Vergnügen, für dessen Beschreibung es mir an Worten fehlt. Die Hitze war grofs; ein Weg von zwölf Stunden auf abschüssigem Boden liefs mich das Bedürfnifs der Ruhe empfinden; ich trat in ein Pomeranzenwäldchen, wo ich mit Bequemlichkeit die reizende Gegend überschauen konnte. Nur der heranahende Abend vermochte mich, meinen Weg fortzusetzen.

Auch die Umgebungen von Pollensa, einer Stadt, deren Einwohner unter die betriebsamsten der Insel gehören, bringen Pomeranzen und Citronen hervor. Man kann die Menge dessen, was Majorca von diesen Früchten theils nach Catalonien theils nach Frankreich ausführt, jährlich auf 20000 Maulesel-Ladungen anschlagen.

Noch andere Producte von Majorca sind: Maulesel, von welchen ein Theil nach den übrigen Balearen und nach Spanien ausgeführt wird, Ochsen, die wegen ihrer Kleinheit merkwürdig sind, Ziegen, Schafe, die aber kein besonders zartes

Fleisch, haben; Oel, Seide, Baumwolle, und endlich mancherlei Hülsenfrüchte und Johannisbrod-Schoten, wovon jährlich mehre Schiffsladungen ausgeführt werden.

Folgendes ist eine Uebersicht der vornehmsten Erzeugnisse der Insel, im Jahr 1820. Cambessèdes erhielt sie, so wie die später folgende Bevölkerungsliste, vom Marquis d'Allemand, einem der gebildetsten Männer daselbst.

Waizen	327088½	Fanegas.
Gerste	177284½	-
Hafer	115305½	-
Trockne Hülsenfrüchte	77192½	-
Feigen	12000	Centner.
Mandeln	20000	Fanegas.
Pomeranzen und Citronen		
1) ausgeführte	23315	Maulesel-Ladungen.
2) im Lande selbst verbrauchte	1600	-
Flachs	215	Centner 78 Pfund.
Hanf	4275	- 62 -
Wein	233160	Quartinas.
Oel	125617½	Arroben.
Johannisbrod-Schoten	200000	-
Grofses Vieh	1505	Stück.
Schafe	30943	-
Ziegen	15188	-
Schweine	13000	-
Wolle	1030	Centner 38 Pfund.

Seide	21	Centner	66 Pfund.
Käse	3000	-	83 -

Was die hier angegebenen Maſse und Gewichte betrifft: so ist die Fanega bekanntlich ein castilisches Maſs für Getraide und trocknes Gemüse. Sie wiegt 90 bis 95 castilische Pfunde. Der Centner enthält 4 Arroben zu 25 Pfund, also 100 Pf., welche mit $82\frac{1}{4}$ Wiener Pfund übereinkommen. Die Quartina wiegt 64 Pfund Majorca-Gewicht, welches sich zum castilischen wie 25 zu 27 verhält. Eine Maulesel-Ladung Pomeranzen oder Citronen beträgt ungefähr 500 Stück.

Der Geldwerth aller dieser Producte betrug ungefähr 55 Millionen Realen (de Vellon) oder etwa 5,700000 fl. Conv. M.

Bei der Gröſse (ungefähr 70 geogr. Qu. Meilen) und dem fruchtbaren Boden Majorcas ist diese Production eben nicht bedeutend, und sie könnte noch ansehnlich vermehrt werden. Ein groſser Theil der Oberfläche ist unangebaut und mit allerlei Unkraut bedeckt. Der Weinstock würde hier vortrefflich gedeihen und ein herrliches Getränk liefern. Strecken von ähnlicher Bodenbeschaffenheit im südlichen Frankreich bilden den gröſsten Theil der Weingärten von Nieder-Languedoc.

Das Düngen wird ganz vernachlässigt. Die Bauern begnügen sich, die Oberfläche des Ackers nothdürftig zu bearbeiten und glauben nun, im Vertrauen auf die Güte des Bodens, jeder andern Sorge dafür überhoben zu seyn.

Die Maulbeer-Bäume, welche man in geringer Anzahl

am Abhange der Berge, bei Valldemoäa, Soller und Pollensa findet, geben keine sichere Aerndte. Trotz der Nachlässigkeit, mit welcher sie behandelt werden, sind die Seidenraupen hier weniger der Sterblichkeit unterworfen, als in den Sevennen, wo sie oft die Erwartungen der Einwohner täuschen. Wie weit könnte nicht dieser Erträgnifszweig vervollkommnet werden, wenn die Bodenbesitzer weniger sorglos und träge wären!

Majorca ist bei weitem nicht mehr so bevölkert als zu den Zeiten der Mauren. D'Hermilly sagt in seiner Geschichte dieses Königreiches, dafs im Jahr 1229, wo Dom Jaymes I., der Eroberer, auf der Insel landete, um sie zu unterjochen, ihr damaliger maurischer Beherrscher 42000 *Mann* ins Feld stellte, worunter 5000 Reiter waren. Der nachfolgende Bevölkerungsstand, vom Jahr 1815, beweist, wie wenig diese Insel heut zu Tage im Stande seyn würde, die nämlichen Streitkräfte aufzustellen.

Palma, Hauptstadt,	7855	Feuerstellen.	155	Soldaten.
Santa Maria . . .	327	-	6	-
Puigponnent . . .	273	-	5	-
Algaide	642	-	13	-
Esporlas	714	-	14	-
Manacor	1832	-	36	-
Montuiri	445	-	9	-
Muro	1066	-	21	-
Estallenchs . . .	164	-	3	-

Selva	728	Feuerstellen.	14	Soldaten.	
Yaca	800	–	16	–	
Perreras	900	–	18	–	
Campanet	708	–	14	–	
Binisalem	526	–	10	–	
Deya	202	–	4	–	
Escorca	47	–	1	–	
Santanyx	882	–	17	–	
Lloseta	178	–	4	–	
La Puebla	619	–	12	–	
Santa Margarita . .	693	–	14	–	
Campos	634	–	12	–	
Sancellas	847	–	17	–	
Alcudia	270	–	5	–	
Alaro	700	–	14	–	
Felanitx	1594	–	31	–	
Bunola	393	–	8	–	
San Juan	415	–	8	–	
Valldemosa . . .	315	–	6	–	
Andraix	1142	–	23	–	
Soller	1474	–	29	–	
Pollensa	1248	–	25	–	
Banabufar	101	–	2	–	
Artá	1430	–	28	–	
Llumajor	1657	–	33	–	
Calvia	163	–	3	–	

Petra	500 Feuerstellen.	10 Soldaten.
Sineu	910 —	18 —
Marratxi	295 —	6 —
Zusammen	33689 Feuerstellen.	664 Soldaten.

Wenn wir die Zahl der Feuerstellen (oder Haushaltungen) mit 4 multipliciren, der gewöhnlichen Zahl von Seelen, welche man für Majorca im Durchschnitt auf eine rechnen kann: so erhalten wir zusammen 134,756 Einwohner für die ganze Insel.

Palma, die Hauptstadt, ist mit Verschanzungen umgeben, die es zwar vor einem plötzlichen Ueberfall sichern, aber keine regelmäfsige Belagerung aushalten würden. Es wird vom Schlosse Belver, auf der Anhöhe gleiches Namens, beherrscht. In dieser Stadt wohnt der ganze Adel von Majorca. Die zahlreichen, über die Insel zerstreuten Wohnsitze desselben, werden selten von ihren trägen Eigenthümern besucht. Indessen sind die Vergnügungen in Palma nicht sehr lebhaft; einige schwach besuchte Gesellschaften und ein Schauspielhaus, worin italiänische Opern gegeben werden, sind fast die einzigen Unterhaltungen, welche diese Hauptstadt gewährt.

Der Adel ist im Ganzen genommen sehr reich und besitzt das meiste Grundeigenthum. Einige Familien stammen von den Waffengefährten Jakobs des Eroberers ab; sie sind sehr stolz auf ihre Herkunft und vermischen sich selten mit den übrigen.

Sonntags sind die öffentlichen Spaziergänge von beiden Ge-

schlechtern stark besucht. Die Damen kleiden sich spanisch und tragen einen Fächer, dessen sie sich mit vieler Anmuth zu bedienen wissen; ältere Frauen haben auch noch einen Rosenkranz an der Hand. Die Männer haben die französischen Moden angenommen, einige tragen, trotz der Hitze, noch einen grofsen Mantel.

Die Zahl der Geistlichen ist in Palma sehr beträchtlich. Es giebt daselbst 30 theils Männer- theils Frauenklöster, wovon einige reich bestiftet sind. So haben z. B. die Dominikaner jährlich an 30000 Livres Einkünfte.

Ungeachtet Majorca in frühern Jahrhunderten der Haupt(?)-Stapelplatz für den Handel zwischen Europa und dem Morgenlande war: so ist derselbe doch heut zu Tage beinahe bis auf Nichts herabgesunken, und beschränkt sich fast nur auf die ersten Lebensbedürfnisse. Blofs die alte Börse in der Nähe des Hafens von Palma, ein sehr grofses und schönes Gebäude, erinnert noch an den ehemaligen Glanz dieses Ortes.

Die Gewerbsleute und das gemeine Volk in Palma unterscheiden sich in Nichts von den übrigen Spaniern. Sie sind, so wie die Dorfbewohner, äufserst abergläubisch, aber sonst von sanfter und guter Sinnesart. Es giebt keine öffentlichen Herbergen im Innern der Insel. Wenn aber der Reisende eine Empfehlung oder Beglaubigung vorzeigt, so wird er in jeder Hütte mit der gröfsten Gastfreundlichkeit aufgenommen.

Die Tracht der Männer auf dem Lande kommt sehr mit der griechischen überein. Selbst die Reichsten tragen nichts

weiter als ein Paar weite und faltige Hosen, die nicht weiter als bis ans Knie herabgehen, eine kleine runde Weste ohne Halskragen, einen grofsen Hut und Spartillas *). Das arme Volk und die Hirten haben blofs ein Paar Leinwand-Hosen und ein Ziegenfell über die Schultern, das nicht einmal wie ein ordentlicher Mantel zugeschnitten ist. Durch die Löcher im Felle, wo die Vorderfüfse gewesen, stecken sie die Arme und der Schwanz hangt hinten über den Rücken hinunter.

Ich mufs hier noch ein paar Worte über die auf Majorca wohnenden Abkömmlinge der ehemaligen Juden sagen, welche im Jahr 1435 zum Christenthume bekehrt wurden. Sie haben das Eigenthümliche ihrer Abstammung noch nicht vertilgen können, bewohnen in Palma ein abgesondertes *Viertel* und mischen sich nie unter die andern Bewohner, in deren Augen sie kaum etwas mehr als Thiere sind. Man giebt ihnen den beleidigenden Spitznamen Chouettes (Nachteulen), des-

*) Spartillas sind fingerdicke Sohlen, aus einer langen hanfenen Plattschnur, von der Breite der Sohlendicke, bestehend, welche um sich selbst gewickelt ist und durch einzelne Querstriche Festigkeit und Gehalt bekommt. Oben ist ein schmaler Rand von hanfenem Flechtwerk, welcher vorn nur über die Zehen und hinten über die Ferse heraufreicht. Das Ganze wird durch ein Band kreuzweise auf dem Fufsrücken und um die Knöchel befestigt. Man sehe Parrots Pyrenäen-Reise im 3. Jahrg. dieses Taschenbuches, S. 289.

D. H.

sen Herleitung mir jedoch nicht klar geworden ist *). Trotz der tiefen Verachtung, unter dessen Drucke die Juden in Palma leben, und trotz der Plünderungen, die sie von Zeit zu Zeit erlitten haben, genieſsen sie immer noch eines groſsen Wohlstandes. Von Natur betriebsam, sind sie die einzigen Gold- und Silberarbeiter auf Majorca und fast aller Handel ist in ihren Händen.

Minorca behauptet mit Recht den zweiten Platz unter den Balearischen Inseln. Ihre Länge ist, nach Armstrong, etwa 33, und ihre Breite 8 bis 12 englische Meilen; die Oberfläche enthält 236 englische (9 bis 10 geogr.) Geviertmeilen.

Der höchste Punkt von Minorca ist der Monte Toro, nordwestlich von Mahon. Mittelst einiger Hügel hangt er mit dem Berg Agatha, nordöstlich von Ciudadela, zusammen. Diese Berge sind im Ganzen von aller Dammerde entblöfst und bieten daher den Anblick kahler Felsen dar. Nur hier und da bringt eine dem dürren Gestein entspringende Quelle einiges Leben in die wüste Gebirgsgegend, und die Felsenschlucht, durch welche der Bach seinen Lauf nimmt, schmückt sich mit wilden Oel-, Myrten- und Pistazien (Pistachiers-lentiques)-Bäumen, so wie mit einer Menge anderer Gesträuche.

*) Vielleicht halten sie sich, um nicht vom Pöbel beleidigt zu werden, am Tage verborgen und kommen nur des Abends aus ihrem Stadtviertel hervor. D. H.

Im Allgemeinen erlangen die Bäume auf Minorca keine beträchtliche Stärke. Die Ursache davon sind die Nord- und Nordwest-Winde, deren Heftigkeit nicht, wie auf Majorca, durch eine Kette hoher Gebirge gebrochen wird und Alles, was sich ihnen widersetzt, mit Wuth zu Boden wirft.

Minorca wird in fünf Bezirke oder Terminos eingetheilt, die nach der vornehmsten Ortschaft benannt werden. Folgendes ist, nach Armstrong, der Stand ihrer Bevölkerung, der sich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wenig verändert hat:

Termino von	Ciudadela	7000 Einwohner.
-	- Mahon	13000 -
-	- Alaior	5000 -
-	- Mercadal	1700 -
-	- Fererias	1100 -
	Zusammen . .	27800 Einwohner.

Die Insel bringt nicht so viel Getraide hervor, als die Einwohner brauchen, aber an Wein und Oel hat sie Ueberfluss.

Mahon ist, seitdem es der Aufenthalt der Engländer geworden, die Hauptstadt von Minorca. Es verdankt diesen Vortheil der Schönheit seines Hafens, der es zu einer der wichtigsten Stationen des Mittelländischen Meeres macht. Grofse und schnurgerade Strafsen, herrliche obschon meist kleine Häuser, und eine bemerkenswerthe Reinlichkeit zeichnen Mahon vortheilhaft vor andern spanischen Städten aus. Auch

weichen die Einwohner sehr von den übrigen Spaniern ab, welche sie verachten.

Während des Krieges 1808 bis 1814 hatten diese Inselbewohner sich beträchtliche Reichthümer gesammelt. Ihre vertraute Bekanntschaft mit dem Meere machte sie zu gefährlichen Seeräubern und sie führten nicht selten Schiffe aus unsern eignen Häfen weg. Seit dem Frieden aber hat das Elend überhand genommen; der gröfste Theil der Einwohner verkauft Alles, um nur leben zu können. Mahon, am äufsersten Ende einer wenig fruchtbaren Insel gelegen, kann nur durch den Handel blühen. Die einzige Hilfsquelle, die es jetzt noch hat, ist das holländische Geschwader, welches diesen Hafen zu seiner Station für das Mittelländische Meer gewählt hat. Auch gehen französische, englische und amerikanische Schiffe, aber immer nur auf kurze Zeit, hier vor Anker.

Der Hafen ist eine Lieue lang und im Mittel 5 bis 600 Toisen breit. Die Natur hat Alles gethan, ihn bequem und sicher zu machen; er wird von zwei schroffen Anhöhen eingeschlossen, welche bis zur Stadt hinlaufen. Die mittlere Tiefe des Wassers ist 70 bis 80 Fufs. Der Eingang hat 150 Toisen Breite, und, der Länge nach, fünf kleine Inseln; die erste, etwa eine Viertel-Lieue von der Einfahrt, ist für die grofse Quarantaine bestimmt; die zweite nimmt die Schiffe auf, welche nur eine Quarantaine von weniger als zehn Tagen halten. Auf der dritten steht ein schönes, von den Eng-

ländern erbautes, Spital; die vierte ist unbewohnt, und die fünfte dient als Arsenal für den Schiffbau.

Das alte Fort St. Philipp, wovon man auf noch die Trümmer sieht, lag links am Eingange des Hafens. Auf derselben Seite, eine halbe Lieue von Mahon, erblickt man jetzt die kleine, von den Engländern gegründete, Stadt Charlestown (Karlsstadt), welcher die Spanier jetzt den Namen Villa Carlos gegeben haben.

Ciudadela, die vormalige Hauptstadt der Insel, ist noch immer der Wohnsitz des Adels. Die Nähe von Majorca begünstigt einige Handelsverbindungen zwischen den Einwohnern dieser Stadt und denen von Alcudia und Pollensa.

Im Allgemeinen sind die Einwohner von Minorca weniger abergläubisch und ungebildet als die übrigen Spanier. Man merkt es ihnen an, dafs die Engländer sich lange hier aufgehalten haben. Im Uebrigen sind sie durch nichts von den Majorcanern ausgezeichnet und die Tracht der Landleute ist die nämliche wie dort.

Iviza besteht aus einer Menge kleiner Hügel. Vom Meere aus gesehen, gewährt es den Anblick eines ungeheuern Waldes, der die ganze Insel zu bedecken scheint. Dieses wilde Aussehen zeigt zugleich die niedrige Bildungsstufe, auf der sich die Einwohner noch befinden.

Die gröfste Länge, von Nordost nach Südwest, beträgt ungefähr 7, die Breite 3 bis 4 Lieues.

Die erwähnten Hügel, welche fast die ganze Oberfläche von Iviza bilden, sind mit Aleppo-Fichten und Pinien, zum Theil auch mit Juniperus phoenicea bedeckt; der Stamm der Letztern wird nicht selten bis einen Fuss dick und mehre Klafter hoch. Die Zwischenräume der Waldungen sind mit Pistazien-Bäumen (Pistachier-lentisque), Rosmarin und einer grossen Menge Cistus-Gattungen ausgefüllt.

Mitten unter diesen Hügeln findet man einige Ebenen, auf welchen Getraide und Wein gebaut wird. Die Oel- und Johannisbrod-Bäume gedeihen hier so kräftig wie auf Majorca.

Die Sitten der Einwohner sind, wie es ihr elender Zustand und ihre Abgeschiedenheit von gebildetern Ländern erwarten lässt, sehr rauh. Die Männer sieht man nie ohne Flinte, und das Schiefsen macht ihr Hauptvergnügen aus. Aufserdem tanzen sie aber auch gern. Ich wohnte einem ländlichen Feste bei, welches einer der reichsten Bauern dem Bischof und dem Statthalter zu Ehren gab. Ihre Ton-Werkzeuge bestehen in einer Art Flöte mit drei Löchern, welche der Spielmann bläst, während er mit der andern Hand auf einer kleinen Trommel den Takt dazu schlägt. Der Tanz zu dieser Musik wird von einem jungen Mahne mit Castagnetten und zwei Mädchen aufgeführt. Die Letztern gehen mit gesenktem Kopfe verschiedentlich hin und her, während Jener allerlei lustige und gewandte Sprünge vor ihnen macht. Als der Tanz beendigt war, fing ein junger Mensch aus dem Steggreif, mit eintöniger und zitternder Stimme, ein Lied zu singen an und begleitete sich dabei

mit der Trommel. Der Inhalt dieses Liedes waren seine Liebeshändel. Die Weise, nach welcher es gesungen wurde, ist die einzige auf Iviza bekannte und wird jedem möglichen Texte angepafst.

Die Tracht der Ivizaner weicht gänzlich von der auf Majorca und Minorca ab. Statt der weiten und kurzen Hosen tragen sie enge Pantalons, welche bis auf die halbe Wade herabgehen. Den Kopf bedeckt eine rothe wollne Mütze und die Spartillen sind aus Binsen geflochten.

Die Hauptstadt, welche ebenfalls Iviza heifst, liegt am Abhange eines steilen Hügels, auf dessen Gipfel man das Schlofs des Statthalters, den Palast des Erzbischofs und die Domkirche erblickt. Die Stadt ist mit Mauern umgeben, um sich gegen die Angriffe der Landleute zu vertheidigen, welche sich von Zeit zu Zeit gegen die Behörden der Insel empören. Die Besatzung beträgt nicht mehr als hundert Mann.

Die Stadt Iviza liegt in einer sumpfigen Ebene, auf welcher die Krautartige Baumwolle (Gossypium herbaceum) sehr stark gebaut wird. Man pflanzt sie im März an und erhält im Herbste die ersten Früchte, obwohl nur wenige. Im nächsten April werden die Stengel glatt vom Boden abgeschnitten, und die Aerndten der neuen Triebe sind die nächsten zwei Jahre am beträchtlichsten. Im vierten Jahre aber trägt der Strauch nicht mehr als im ersten, und wird nun, da er die Bearbeitung nicht weiter lohnt, ausgerottet und durch eine frische Pflanze ersetzt.

Auf Majorca gedeiht die Baumwolle nicht minder gut als auf Iviza. Ich habe bei Artá schöne Pflanzungen davon gesehen. Sollte es nicht möglich seyn, sie auch in Corsica, oder vielleicht selbst in den wärmern Gegenden des südlichen Frankreichs einheimisch zu machen? Das Reaumursche Thermometer fällt selbst in den Niederungen Majorcas zuweilen unter Null und die Berge der Insel sind alle Jahre mit Schnee bedeckt, und dennoch widersteht der Baumwollen-Strauch dieser vorübergehenden Rauheit des Klimas.

Iviza hat unter allen Balearen die ansehnlichsten Seesalz-Werke. Sie fangen eine Lieue südwestlich von der Stadt an und erstrecken sich vier Lieues weit. Wegen der starken Abgaben, die auf die Ausfuhr dieses Seesalzes nach andern Ländern gelegt ist, kann es nur nach Spanien geführt werden.

Auch der Theer, welchen man aus der Aleppo-Fichte und dem Phönicischen Wachholder gewinnt, macht einen beträchtlichen Handelsartikel aus.

Man zählt auf ganz Iviza etwa 15000 Einwohner, wovon 4000 auf die Hauptstadt kommen. Die Pueblas oder Dörfer bestehen nur aus einer kleinen Zahl Häuser, die um eine Kirche herum liegen. Die übrigen Wohnungen liegen einzeln auf der Insel zerstreut.

Formentera ist von Iviza nur durch einen sehr schmalen Kanal getrennt, der mit einer Menge kleiner unbewohnter Inselchen besäet ist. Die Zahl der Einwohner steigt nicht über 1500; das Haupterzeugniss ist Getraide.

Man hat eine Unzahl abgeschmackter Mährchen über die vielen Schlangen, die es auf Formentera geben soll. Sie sind jedoch hier nicht häufiger als auf den übrigen Balearen. Aber es giebt auf allen diesen Inseln keine giftige Schlangen, so wie überhaupt keine schädliche Thiere. Weder Wölfe noch Füchse sieht man hier, und die zahlreichen Heerden verwilderter Schafe und Ziegen durchirren furchtlos die Wälder und Gebirge. Von den Erstern sah ich eine beträchtliche Menge bei Artá, auf Majorca; sie sind kleiner als die zahmen oder im Stalle aufgewachsenen Schafe, haben aber ein wohlschmeckenderes Fleisch.

Cabrera ist eigentlich blofs ein kahler Felsen, den ein schmaler Meeresarm vom südlichen Ende Majorcas trennt. Nur zahlreiche Heerden von Ziegen und ihre Hirten sind die Bewohner dieses Inselchens, welches im vorletzten spanisch-französischen Kriege (1808 — 1814) als Verbannungsort für eine grofse Anzahl französischer Kriegsgefangener auf eine traurige Weise merkwürdig geworden ist. Man brachte ihnen nur alle drei Tage Lebensmittel von Majorca, aber in so geringer Menge, dafs der gröfste Theil bald vor Hunger starb. Ihre Gebeine liegen noch über die Insel zerstreut. Das Andenken an dieses schreckliche Loos meiner unglücklichen Landsleute trieb mich schnell ins Boot zurück und ehe zwei Stunden vergingen, stieg ich auf der Rhede von Campos wieder ans Land.

XI.

Ueber die Bhills, eine Völkerschaft des nördlichen Hindostans *).

Die vier Abtheilungen der Hindus, Priester, Krieger, Handels- und Arbeitsleute (Brahman's, Tschetriya's, Waysia's und Sudra's) scheinen bei allen Völkern zu einer gewissen Epoche ihrer Bildung Statt gefunden zu haben. In Indien allein sind sie seit mehren Jahrtausenden mit unbeugsamer Strenge auf-

*) Essai sur les Bhills, par M. le chevalier Jean Malcolm, Major-Général des armées de S. M. B. etc. etc. Man sehe Nouvelles Annales des Voyages etc. September, 1825, S. 309. Der Original-Aufsatz befindet sich in den Transactions of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland. Tom. I.

D. H.

recht erhalten worden. Bei den meisten andern Völkern haben Gefühle und Neigungen, über welche die Staatsgewalt nichts vermag, eine Vermischung der Stände herbeigeführt, wodurch allmählich jene Absonderung in vier Hauptcasten aufgehoben worden ist. Die Hindus dagegen haben sie nicht nur beibehalten, sondern die Trennung selbst noch weiter getrieben, so zwar, dafs die geringste ihrer zahllosen Casten eben so hartnäckig auf ihren Vorrechten und Gebräuchen besteht, als die vornehmste.

Wahrscheinlich waren in den ältesten Zeiten, so weit die Geschichte hinaufreicht, die Staatseinrichtungen, die Künste und selbst die Sprache der Hindus weit vollkommner als heut zu Tage. Aber es läfst sich denken, dafs ein so kunstvoller gesellschaftlicher Zustand lange Zeit gebraucht haben müsse, ehe er die hohe Stufe erreichte, auf welchen wir ihn bereits in einer sehr frühen Periode erblicken. Es mufs ein minder vollkommner Zustand vorausgegangen seyn, von welchem wir aber keine bestimmte Kenntnifs haben. Gleichwohl ist es von grofser Wichtigkeit, zu entdecken, ob sich noch Trümmer jenes Staatsgebäudes auffinden lassen. Giebt es wirklich dergleichen, so können sie nur durch ein äufserst sorgfältiges Nachforschen in den geschichtlichen Denkmählern, Gebräuchen und Sitten derjenigen Volksstämme und Familien gefunden werden, welche heut zu Tage unter die niedrigsten und verachtetsten aller Bewohner Hindostans gehören. Es läfst sich denken, dafs zu der Zeit, wo die Brahmanen sich zur obersten Caste

machten und Vorrechte und Ansehen erwarben, eine grofse Zahl der übrigen Hindus, welche fest an ihren alten abergläubischen Gewohnheiten hingen, als gänzlich aufser der Caste erklärt und daher zu den niedrigsten Beschäftigungen verurtheilt werden mufsten, so dafs sie sich genöthigt sahen, in die Wälder und Gebirge zu entfliehen, um daselbst, obwohl in Armuth und Elend, vor Verfolgung und Unterdrückung gesichert zu seyn. Die Aehnlichkeit der Verhältnisse und das gemeinschaftliche Bedürfnifs der Sicherheit brachte bald eine Vereinigung mehrer solcher Personen hervor. Sie bildeten allmählich besondere Familien und Stämme und durften, obschon von den Hindus der höhern Casten verachtet, dennoch hoffen, sich bis auf einen gewissen Punkt mit den niedern oder unreinen Casten verschmelzen zu können, welche, obwohl von jenen höhern abstammend, doch durch einen, ihrer Geburt anklebenden Flecken, erniedrigt worden waren.

Da es uns an bestimmten Nachrichten über die Entstehung der brahminischen Einrichtungen fehlt: so wissen wir auch nichts über den Ursprung der Volksstämme, deren ich eben gedacht habe. Wir finden aber, dafs in den Büchern der Hindus häufig von ungesetzmäfsigen Rassen die Rede ist, welche von den vier ursprünglichen Casten abstammen. Die Tschandala's, unter denen es viele Bastard-Stämme giebt, sind, nach Menu, von einem Sudra und einer Brahmanin entsprossen. Die Mischada's oder Parasawa's, welche beide Namen Leute aufser der Caste bedeuten, stammen von einem Brah-

man und einer Sudra ab. Menu nennnt die Tschandala's die verächtlichsten unter allen Menschen, weil, nach dem Ausspruche dieses Gesetzgebers, es für ein Weib einer höhern Caste ein viel gröfseres Verbrechen sei, als für einen Mann, sich mit jemanden aus einer niedrigern Caste zu vermischen.

Mehre Schriftsteller, unter andern Colebrooke, haben bereits von diesen zu keiner Caste gehörigen Volksklassen gesprochen. Wie sehr sie auch herabgewürdigt seyn mögen, so hangen sie doch immer noch hartnäckig an den Gebräuchen und Glaubenslehren derjenigen Casten, von welchen sie abstammen.

Die vornehmste Schwierigkeit, heut zu Tage die Stämme und Familien, welche niemals Antheil an dem Gesellschaftsverbande der Hindus gehabt, von denen zu unterscheiden, die in verschiedenen Zeiträumen von den Oberhäuptern erniedrigt oder ausgestofsen worden, entsteht aus der Vermischung, welche Zeit und Aehnlichkeit der Verhältnisse zwischen zwei Klassen von Menschen bewirkt haben, deren ursprüngliche Sitten und Gebräuche wahrscheinlich nicht sehr von einander verschieden waren. Denn die Beschaffenheit des Brahmanen-Systems war von der Art, dafs die Erwerbung und Erhaltung der zeitlichen Gewalt das Hauptaugenmerk seiner Begründer seyn mufste, und dafs diese eben dadurch verhindert wurden, grofse Veränderungen mit dem Vielgötter-Glauben der Hindus vorzunehmen.

Aber auch angenommen, dafs dergleichen Veränderungen

Statt gefunden hätten, so haben doch gewifs Leute, die auf die untersten Stufen der Gesellschaft herabgedrückt, alles Unterrichts beraubt, und nur unter Beschwerlichkeiten und Kriegen erzogen worden sind, die abergläubischen Begriffe derjenigen Casten angenommen oder beibehalten, welche nach ihrer Meinung eben so viel Geistesbildung vor ihnen voraus hatten, als sie ihnen an zeitlichen Gütern überlegen waren.

Menu nennt die ungesetzmäfsigen oder unreinen Abkömmlinge der vier Hauptcasten Dasyus, d. h. Plünderer oder Räuber, und zeigt damit an, welche Lebensweise sie ergriffen hatten. Es war auch sehr natürlich, dafs diese Menschen, zur Verzweiflung gebracht, die Feinde der Gesellschaft werden mufsten, die sie von sich ausgestofsen hatte. Aber die Geschicklichkeit und der Scharfsinn, mit welchen das ganze Staatsgebäude der Hindus errichtet worden ist, erlauben uns nicht anzunehmen, dafs die Urheber derselben absichtlich und ohne Noth hätten feindselige Verbindungen entstehen lassen, durch welche die Sicherheit des Ganzen gefährdet worden wäre. Auch widerspricht dieser Annahme der Umstand, dafs jene unreinen Volksstämme dennoch gewisse Handelszweige und Beschäftigungen ausschliefslich betreiben dürfen. So sind z. B. die Gold- und Rohrarbeiter unreiner Abstammung und werden als solche schon von Menu angeführt. Es mufs bereits in der Gesellschaft ein gewisser Stamm vorhanden gewesen seyn, auf welchen jene Verstofsenen sich, so zu sagen, pfropften, bevor sie vom Gesetzgeber mit dem Namen Räuber gebrandmarkt wurden.

Es ist schon viel darüber geschrieben worden, wie nothwendig es sei, dem Ursprunge der Gebräuche und Glaubenslehren der niedrigsten Hindu-Klassen nachzuforschen, wenn wir uns Hoffnung machen wollen, das Dunkel der alten Geschichte Hindostans aufzuhellen. Aber dieser Gegenstand verdient auch um defswillen unsere Aufmerksamkeit, weil es uns (Britten) mittelst jener Kenntnisse viel leichter werden wird, die Ruhe in unsern ostindischen Besitzungen aufrecht zu erhalten und das Wohl der Einwohner dauerhaft zu begründen. Jene niedrigen Volksklassen sind zugleich die unwissendsten und rohesten der ganzen Bevölkerung, und alle Bemühungen, sie auf eine höhere Bildungsstufe zu bringen, werden vergeblich seyn, so lange wir uns nicht aufs genaueste sowohl *mit* ihren gegenwärtigen als frühern Verhältnissen bekannt gemacht haben.

Nach diesen vorläufigen Bemerkungen gehe ich zur Darstellung dessen über, was mir von den Bhills, einem die Gebirgsgegenden von Kandeisch, Malwa und Radschputana bewohnenden Volke, bekannt geworden ist.

Die Bhills sind ein besonderes Volk (un peuple distinct) und betrachten sich auch als ein solches. Es giebt unter ihnen so viel verschiedene Stämme, dafs einige Schriftsteller gemuthmafst haben, der Name Bhill bezeichne blofs im Allgemeinen eine Vereinigung von allerlei herabgekommenen Hindu-Stämmen, welche theils politische Vorfälle theils örtliche Verhältnisse zusammengeführt haben. Aber obschon es keinem Zweifel unter-

liegt, dafs ihre Macht und ihr Ansehen durch neuen Zuwachs unreiner Abkömmlinge der ursprünglichen Hindu-Casten vermehrt worden ist: so giebt es doch überwiegende Gründe zu glauben, dafs der Urstamm der Bhills auf ein sehr hohes Alter Anspruch machen könne, und dafs er vormals die fruchtbaren Ebenen Hindostans besessen haben möge, anstatt, wie gegenwärtig, auf steile Gebirge und fast undurchdringliche Wälder beschränkt zu seyn. Glaubwürdige Nachrichten belehren uns, dafs die Radscheputs, Beherrscher von Dschaudhpur und Audeypur, sich grofse Gebiete unterworfen, welche sie den Bhills abgenommen haben. Selbst die heutigen Besitzungen der Radscheputs von Dongherpur und Banswara sind den Bhills erst in neuern Zeiten entrissene Eroberungen. Denn obschon die Bhills nicht mehr durch eigene Oberhäupter regiert werden: so bilden sie doch immer noch die Hauptbevölkerung aller dieser Gegenden. Dasselbe läfst sich von den Gebieten der Radscheputs sagen, welche durch die, Malwa von Guzerat und das Letztere von Mewar trennende, waldige Gebirgsgegend gebildet werden. Aufserdem findet man die Bhills auch auf den benachbarten Gebirgen, in einer Linie längs derselben bis zu den äufsersten Gränzen von Dongherpur, so wie auf den weniger beträchtlichen Gebirgsketten von Guzerat und Mewar. Ihre Haupt-Wohnsitze sind jedoch die waldigen und wilden Ufer des Tapti, Mehi und Nermada. Am wenigsten sind sie in dem wilden und unangebauten Lande, welches sich am linken Ufer des letztern

Flusses, von den Ebenen Nemar's bis zu denen von Guzerat hinabzieht, im Innern der Gebirge Satpurah und Adschenti, so wie auf den Baglanah-Bergen in Kandeisch, beunruhigt worden, und nur hier dürfen wir hoffen, sie in ihrer vollen Eigenthümlichkeit zu erblicken.

In den meisten der hier genannten Länder herrscht ein sonderbarer Gebrauch. Das Tika, oder das Kennzeichen, welches man den Fürsten oder Radscheputs, wenn sie zur Regierung kommen, auf die Stirn drückt, wird mit Blut benetzt, welches man aus der grofsen Zehe oder aus dem Daumen eines Bhill abläfst. Sollte dieser Gebrauch, so wie noch mancher andere, nicht die Behauptung unterstützen helfen, dafs die Bhills ehemals die Oberherrschaft über die Länder besessen haben, wo er jetzt noch eingeführt ist?

Die Minah's, ein anderer herabgekommener Stamm, dessen Fürsten bis ins neunte Jahrhundert über das Gebiet von Dscheypur geherrscht, halten eben so fest als die Bhills an einem ähnlichen Gebrauche, welcher, obschon man ihn nur als ein Unterpfand des Gehorsams ansieht, dennoch als ein Andenken ehemaliger Macht heilig gehalten wird. Das Recht, das zu dieser Feierlichkeit nöthige Blut zu liefern, haben nur gewisse Familien, welche so eifersüchtig darauf sind, dafs selbst die gewöhnliche Meinung von dem nach Verflufs eines Monates erfolgenden Tode desjenigen, von welchem man das Blut nimmt, nicht im Stande ist, sie zur Aufhebung dieses Gebrauches zu bewegen, worein übrigens die Fürsten selbst sehr gern

willigen würden. Gewöhnlich sucht man den Grund, warum die Letztern sich nur ungern jener Feierlichkeit unterwerfen, in der Furcht, durch das Blut einer unreinen Person selbst verunreinigt zu werden. Aber die wahre Ursache ist ohne Zweifel die Scham, durch diesen Gebrauch an das geringe Alter ihrer Herrschaft erinnert und erst durch die niedrigsten Unterthanen in ihrer Würde bestätigt zu werden.

Meine Untersuchungen haben bewiesen, dafs dieser Gebrauch, welcher in den meisten Fürstenthümern noch in Kraft ist, in andern seit einer, zwei oder drei Geschlechtsfolgen (Generationen) aufgehört hat. Genauere Forschungen über diese und andere ähnliche Feierlichkeiten, wodurch gewisse Rechte der herabgekommenen Völker anerkannt werden, dürften auf den Grad von Gewalt führen, die sie ehemals besessen haben mögen.

Mancherlei Umstände veranlassen uns zu glauben, dafs die Bhills aus den nördlich von Malwa gelegenen Bezirken gekommen seien. Einer der stärksten Gründe für diese Vermuthung ist, dafs die vornehmsten Rewels und Bhats (Priester und Volksdichter) von Rath und Nemar, auch wie ich glaube von Kandeisch, jährlich ein oder zwei Mal von Andeypur und Dschaudpur abreisen, um die Stämme zu besuchen, welche in den südlichern Gegenden wohnen.

Die Bhills selbst haben über ihren Ursprung eine Fabel, der zu Folge sie durch die Verbindung eines himmlischen Wesens mit einem irdischen Geschöpfe entstanden sind. Maha-

dewa wurde mit Liebe zu einer indischen Schönheit erfüllt und zeugte mit ihr mehre Kinder. Einer seiner Söhne, durch Häfslichkeit und Laster gleich ausgezeichnet, tödtete den heiligen Stier des Vaters und wurde dafür verbannt. Er zog sich in die Gebirge zurück und wurde hier der Urheber eines Volkes, welches seine Laster und seinen Ungestüm erbte und den Namen Bhill annahm. In der Folge wurde diesem Name auch den Tschandalas und Nischadas beigelegt, welche ebenfalls unreiner Abstammung sind und zum Theil unter den Bhills leben. Unabhängig von dieser allgemeinen Einbildung der Bhills, sich für göttlichen Ursprungs zu halten, hat jeder einzelne Bezirk seine besondern Fabeln, nach welchen das Oberhaupt gleichfalls von irgend einem Halbgott oder Helden des Alterthums abstammt. Aber ehe wir von den verschiedenen Abtheilungen dieses Volkes reden, wollen wir etwas über seine Religion, so wie über seine Sitten und Gebräuche im Allgemeinen sagen.

Die Bhills müssen, mit Ausnahme einiger Stämme, die den Islamism angenommen haben, unter die Hindus gezählt werden, obschon sie durch ihre Körperbildung und mancherlei Gewohnheiten sich von den andern Hindu-Stämmen beträchtlich unterscheiden. Sie beten die nämlichen Götter an; aber ihre religiösen Feierlichkeiten beschränken sich grofsentheils auf Versöhnungs- und einige andere Opfer, die sie den höllischen Gottheiten einer geringern Ordnung darbringen, unter andern der Siata-Mata, oder der Blatterngöttinn, welche

sie unter verschiedenen Namen anrufen, um von ihr verschont zu werden. Besonders erweisen sie dem Mahadewa, von dem sie, wie schon bemerkt, abstammen wollen, eine sehr tiefe Verehrung. Sehr häufig machen sie aus Thon kleine Pferde und stellen sie um das Bild ihres Götzen herum, dem sie einen schönen Renner versprechen, wofern er ihr Gebet erhören will. Die aufserordentliche Achtung, in welcher das Pferd bei diesem Volke steht, ist wirklich sehr bemerkenswerth. In sehr vielen ihrer Volksmährchen hangt die Entwickelung der Begebenheit von der Hilfe oder den Rathschlägen eines mit Zauberkräften begabten Pferdes ab.

Uebrigens haben die Bhills weder Pagoden noch sonstige Tempel. In der Regel wählen sie einen Baum, bei dem sie ihre Gebete und Opfer verrichten, und heiligen denselben durch grofse Steine, welche sie auf einer Erderhöhung am Fufse desselben aufthürmen. Für einzelne Götzenbilder werden auch wohl offene Schoppen errichtet.

Zur Zeit des Dasahara *) begeben sich viele Bhills nach der nächstgelegenen vornehmsten Stadt, um dieses Fest

*) Dieses Fest beginnt am 10. des Monats Asvin, der in unsern September und Oktober fällt, nach vorausgegangenen Gebeten und Feierlichkeiten, welche neun Nächte gedauert haben. Man wirft bei dieser Gelegenheit das Bild der Göttinn Dewi (Kali) in den Flufs.

Anmerk. des Verf.

hier feierlich zu begehen und der Göttinn Durga, welche sie übrigens auch zu jeder andern Zeit eifrig verehren, ihre Opfer darzubringen. Am merkwürdigsten aber und wahrscheinlich uralt ist die Verehrung, welche sie ihren berühmten Vorfahren und Oberhäuptern beweisen. Beim Tode eines derselben macht man aus Kupfer ein Bild von einem Stier oder Pferde und übergiebt es dem Bhat, der nicht blofs der Dichter, sondern auch der Geschichtschreiber des Volkes ist. Dieser macht alljährlich mit dem Bilde die Runde von Dorf zu Dorf, erweist ihm die vorgeschriebene Verehrung, besingt die rühmlichen Thaten des Verstorbenen und empfängt für seine Bemühung ein Stück Leinwand, so wie die Gefäfse und andere Geräthschaften, deren man sich beim Opfer bedient hat. Bei solchen Gelegenheiten errichten die Bhills nicht selten dem Verstorbenen zu Ehren einen grofsen Steinhaufen, dessen Gipfel sie zu gewissen Zeiten mit Oel und Zinnober schmücken.

Am besten lernt man den religiösen Aberglauben und die Gebräuche der Bhills in Bezug auf ihre vergötterten Heroen aus folgender Sage kennen, welche unter den die Gebirgsgegenden zwischen dem Nermada und dem Tapti bewohnenden Stämmen herrscht. Die Halbgötter und Helden der übrigen Stämme sind von diesen hier nur in den Namen und Eigenschaften verschieden. Was aber Geburt und Lebensereignisse betrifft: so stimmen sie gröfstentheils mit ihnen überein.

Nach den mündlichen und schriftlichen Ueberlieferungen einiger der ältesten und gelehrtesten Rawels (Priester) dieser

Bhilla verliefs Olia, ein junger Mensch aus der Handels-Caste und aus Toran-Mall gebürtig, seine Familie. Er kam zu Kludschaj, einen Brahminen und Schullehrer, der ihn bei sich aufnahm und mit Barma, seiner Tochter, erzog. Eines Tages, als die beiden Zöglinge gemeinschaftlich mit einander lernten, sagte Barma zu Olia: Lafs uns das Horoskop stellen, damit wir sehen, ob wir unter einerlei Sternen geboren sind und ob wir einander heurathen können. Als sie noch damit beschäftigt waren, kam der Brahmin dazu. Er ward sehr zornig darüber, beschuldigte den jungen Mann der Undankbarkeit, indem er nach der Hand seiner Tochter strebe, und schlug ihn. Olia, über diese Behandlung aufgebracht, erhob sein Schreibbret und schlug damit so derb auf den Brahminen los, dafs dieser todt zur Erde fiel. Voll Schrecken darüber war der junge Mann im Begriff, die Flucht zu ergreifen. Barma bat ihn, sie mitzunehmen, und er war es zufrieden. Der Alte wurde unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten begraben und beide junge Leute begaben sich nach Toran-Mall, wo sie wie Mann und Frau lebten.

Einige Zeit darauf überliefs Barma ihrem Gatten die Sorge für das Hauswesen und schlofs sich an die Pilger an, welche jährlich auf den Dhewalaghiri-Parwat in Gondwana wallfahrteten, um den Sedasiwa zu verehren. Bei ihrer Ankunft daselbst war sie in der Verehrung dieses Heiligen so eifrig, dafs sie, als er aus tiefer Entzückung wieder zu sich kam, seine Aufmerksamkeit erregte. „Was verlangest du?“ fragte

er sie; „ich will es dir gewähren.“ „Alles, was ich wünsche,“ antwortete Barma, „ist, Kinder zu bekommen, damit mein Name nicht untergehe.“ Hierauf gab ihr Sedasiwa einen Stock und befahl ihr, damit nach den Zweigen eines Mango-Baumes zu werfen und die Früchte aufzulesen, welche herabfallen würden. Sie gehorchte und bekam fünf Mangopflaumen. Da ihr dieſs nicht genug schien, so warf sie den Stock noch ein Mal nach dem Baume; aber zu ihrem größten Erstaunen blieb er daran fest sitzen und auch die Früchte, welche sie bereits gesammelt hatte, verschwanden ihr aus den Händen. Betrübt über diesen Unfall legte sie sich, als Strafe für ihre Ungenügsamkeit, das Geschäft auf, mit ihren langen Haarzöpfen den Ort zu kehren, wo Sedasiwa während seines Schlummers lag. Sie hoffte dadurch den Zorn dieses Gottes, welchem sie ihr Unglück beimaſs, zu versöhnen. Sieben Jahre lang hatte Barma dieses mühevolle Geschäft verrichtet, als Sedasiwa von neuem seine Augen öffnete, und, da er die Bittende noch immer zu seinen Füſsen fand, sie fragte, warum sie nicht mit den Früchten weggegangen sei. Barma erzählte ihm Alles, was ihr begegnet war. „Das war eine gerechte Strafe für deine Ungenügsamkeit,“ versetzte Sedasiwa; „nimm den Stock und versuche es von neuem; aber hüte dich, mehr zu verlangen, als das Schicksal dir bewilligt.“ Barma, nun vorsichtig geworden, nahm den Stock und warf damit wieder fünf Mangopflaumen herab, mit welchen sie sogleich nach Toran-Mall zurückkehrte. Unterwegs überraschte

sie bei einem Kumar oder Töpfer, dessen Tochter eine von den Früchten ass und davon sogleich schwanger wurde. Drei andere wurden von den Töchtern anderer Wirthe gegessen, welche Barma gastfreundlich aufnahmen. Es war ein Banya (Handelsmann), ein Radschput (Krieger) und ein Gowala (Kühhirt). Jede von diesen Weibern wurde ebenfalls schwanger und alle vier gebaren Söhne. Der Sohn der Töpferstochter wurde Deokembi, der der Kaufmannstochter Gundschi, der der Kriegerstochter Wang-Samar, und der der Hirtentochter Welam genannt.

Barma, die nur noch Eine Mangopflaume hatte, kam jetzt in eine Gegend, welche mit sehr hohem Grase bewachsen war. Ihre Füsse verwickelten sich darin, sie fiel und verlor die Frucht. Nach langem Suchen sah sie, dass die Frucht sich in ein Ei verwandelt hatte, aus welchem nun eine Schlange wurde. Barma beschwor das Thier, wenn es der Gewalt des Sedasiwa unterworfen sei, wieder ein Ei zu werden. Sogleich erfolgte diese Verwandlung. Barma nahm das Ei in die Hand, setzte ihre Reise fort und gelangte ohne weitere Zufälle nach Toran-Mall. Hier kamen aus dem Ei zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen hervor, welche sie Runda und Rundan nannte.

Von hier an ist die Geschichte unterbrochen; es ist weder von Olia noch von Barma mehr die Rede. Die fünf Brüder haben fünf Schwestern, sind bereits erwachsen, und wohnen alle zusammen in Toran-Mall, einem in grossen Dörfer

tigkeit, so dafs sie genöthigt sind, sich ihren Lebensunterhalt mit Arbeit und Jagd zu verdienen. Da sie jedoch die Kinder des Sedasiwa sind, so stehen sie unter dem Schutze dieses höhern Wesens. Eines Tages treffen sie auf der Jagd ein Pferd an, welches himmlischen Ursprungs ist. Dieses Thier hat die Gabe der Rede und sagt den fünf Brüdern, dafs sie bestimmt seien, ihren armen und niedrigen Zustand zu verlassen und durch die Heurath, welche einer von ihnen mit Kadschel-Rani schliefsen werde, zu Reichthum und Ehre zu gelangen. Runda, den seine Brüder für ihr Oberhaupt erkennen, fragt, wer diese Kadschel-Rani sei, und wie er sie erhalten könne. Das Pferd antwortet, sie sei eine Gandharba, d. h. eine Fee oder ein höheres Wesen, lebe weit von hier am *Hofe* ihres Vaters, Meghpuri oder die Wolkenstadt genannt, und pflege zuweilen nebst sieben Nymphen herabzukommen, um sich im Sipra (einem Flusse in Malwa, der bei der heiligen Stadt Audschayan vorüberfliefst) zu baden. Zugleich erbietet sich das Pferd, den Runda, während sie im Bade sei, ungesehen hinzubringen, und giebt ihm den Rath, sich der Kleider der Kadschel-Rani zu bemächtigen und sie nicht eher wieder herzugeben, als bis sie ihm feierlich versprochen habe, seine Gattinn zu werden. Runda befolgt diefs Alles und erhält die Fee. Aber diese ist unrömathlich über die böse Nachrede, welcher sie nun, weil sie mit Jemanden entflohen ist, ausgesetzt seyn wird, und zwar um so mehr, da ihr Vater sie bereits mit einem Prinzen verlobt hat. Sie räth

nun dem Runda, sie wieder in den Himmel zurückkehren zu lassen und ihr nachzufolgen, wo er sie dann, als das einzige Mittel, ihren Ruf zu retten, öffentlich entführen solle. Runda fragt sein Pferd um Rath und dieses verspricht ihm beizustehen. Er nimmt also den Vorschlag der Kadschel-Rani an, und diese begiebt sich mit ihren Nymphen in die höhern Regionen. Als die Zeit herankommt, wo sie mit dem Prinzen, dem sie bereits versprochen ist, vermählt werden soll, besteigen Runda und alle seine Brüder das Zauberpferd und dieses trägt sie sämmtlich nach Meghpuri. Sie kommen gerade in dem Augenblicke an, wo die Vermählungsfeierlichkeit beginnt. Runda ruft den Beistand Sedasiwa's an, der ihm sogleich mit der Kraft von zwölf Elephanten begabt. Er tödtet den fremden Prinzen mit einem einzigen Schlage, reifst seine Verlobte mitten aus ihrer Umgebung, schwingt sich mit ihr aufs Pferd und kömmt glücklich in Toran-Mall an.

Von jetzt an lebt Runda, der nunmehr Runda Rana oder Fürst heifst, mit Kadschel Rani sehr glücklich und erhält in der Folge, wie es das Pferd geweissagt hatte, Reichthümer und, auf dem Wege der Eroberung, auch grofse Ländereien. Die Sage berichtet, dafs er und seine Brüder die Königreiche Malwa, Guzerat und Kandeysch besessen haben. Vermuthlich soll diefs nichts weiter heifsen, als dafs sie diese Länder ausplünderten. Uebrigens weifs man nichts Genaues über ihre Kriegszüge.

Das Zeitalter des Runda Rana fällt später als das der andern Radschas oder Fürsten, welche in dem berühmten altindischen (Sanscrit-) Gedichte Mahabharat erwähnt sind. Nur Toran-Mall kommt darin vor. Yuwanaswa, der Fürst dieses Bezirks, führt nach eben diesem Gedichte Krieg mit einigen Oberhäuptern der Pandawa-Rasse.

Folgendes sind die Nachkommen Runda Ranas und seiner Brüder:

Balla Radschel, Sohn von Runda Rana und dessen Frau Kadschel Rani;

Bhillet, Sohn von Welam Gowala und dessen Frau Merenda Gowalin;

Ladschak, Sohn von Derkembhi und dessen Frau Dasel;

Kuadscha, Sohn von Gundschi-Banya und dessen Frau Randschani;

Sodul, Sohn von Wang-Samar und dessen Frau Larbak.

Eigentlich waren in Allem sieben Söhne, aber ihre Namen (d. h. wohl nur die Namen des sechsten und siebenten) sind nicht bekannt. Gewöhnlich nennt man sie mit einem gemeinschaftlichen Namen die Kuhan's. Ihre Nachkommen bildeten mit ihren Angehörigen eine Familie von sechzig Personen, welche zusammen die seehzig Rawets oder Ritter hiefsen, und Runda Rana zum Oberhaupte hatten. Dieses Geschlecht ist

indefs seit mehren Jahrhunderten erloschen. Die sechzig Rawets sind heut zu Tage Dongri-Dewas oder Berggötter geworden, und werden von den Bhillalas und Bhills, so wie von den meisten Hindus der niedern Casten verehrt. Der angesehenste unter diesen Rawets ist Bhillet, der Sohn des Welam Gowala, wegen seiner Geschicklichkeit als Zauberer und wegen der Vortheile, die er sich dadurch in einem Kriege, worin er dem Gott Bhaïrawa, einem andern Sohn des Sedasiwa, beistand, zu erwerben Gelegenheit hatte. Beide kamen nach Kamrup, wo der Letztere von den Zauberern und Zauberinnen dieses Landes in ein Thier verwandelt wurde. Bhillet bezwang sie durch sein Uebergewicht in der Zauberkunst und gab dem Bhaïrawa seine vorige Gestalt wieder.

Diesem Gewebe von Fabeln verdanken die Barwas ihren Ursprung, eine Gattung Leute, welche angeblich unter dem besondern Schutze der Dongri-Dewas oder Berggötter stehen und die Gabe der Weissagung besitzen. Aber diese Letztere offenbart sich nur beim Klange der Ton-Werkzeuge. Daher haben sie beständig eine Gesellschaft von Spielleuten bei sich, welche eine Menge Lieder zu Ehren der Berggötter können. Sobald ein solcher Gesang das himmlische Feuer in den Barwas entzündet hat, so fangen sie an zu tanzen und zu springen, lösen die Bänder auf, mit denen sie die Haare gebunden haben, schütteln und drehen den Kopf nach allen Seiten und bewegen den ganzen Leib, als ob sie die heftigsten

Zuckungen empfänden. In diesem Zustande der Raserei sprechen sie nun die Orakel aus, welche von den deshalb herbeigekommenen Personen aufmerksam und gläubig angehört werden. Die Barwas gehören zu verschiedenen Casten und nehmen Schüler auf. Die neuangekommenen müssen neun Tage lang die täglichen Abwaschungen mit warmem Wasser verrichten und ihre Haare lang wachsen lassen. Dann wird ein Versuch mit ihnen gemacht. Gerathen sie durch die Musik nicht in die oben beschriebene wüthende Begeisterung, so werden sie, als von den Göttern nicht begünstigt, wieder fortgeschickt.

Die Barwa's beschäftigen sich auch mit der Heilkunde. Geringe Krankheiten heilen sie mit einfachen Kräutern, die sie in den Gebüschen einsammeln. Ist das Uebel von Bedeutung und von der Art, dafs ihre Kunst nicht hinreicht: so ermangeln sie nicht, es dem boshaften Einflusse eines Dhakans oder Zauberers zuzuschreiben. In diesem Falle suchen sie nun vor Allem durch mancherlei seltsame Feierlichkeiten den Zauberer zu entdecken. Sie bedienen sich dazu entweder der Musik oder auch eines Busches von Pfauenfedern, mit dem sie um den Kopf des Kranken heftig herumfahren. In besonders schwierigen Fällen nehmen sie selbst zu grausamen Mitteln ihre Zuflucht, um den Zauberer zu nöthigen, seinen Namen, die Ursache, warum er den Kranken quäle, und die Mittel, wodurch sein Zorn zu besänftigen sei, anzugeben.

Der Glaube an Zauberei ist fast unter allen Bewohnern Ostindiens anzutreffen; aber am tiefsten sind die rohen und

unwissenden Bhills darin versunken. Ueberall findet man Barwas, welche sie bei jeder Gelegenheit, besonders wenn ein Raubzug unternommen werden soll, um Rath fragen, und deren Aussprüchen sie fast immer genau folgen. Die ärmern Barwas unter den Bhills unterscheiden sich in einigen Stücken von den übrigen; sie bedürfen z. B. keiner Musik, um in Begeisterung versetzt zu werden, sondern das Geräusch von Steinen, welche man an einander schlägt, thut ihnen dieselben Dienste.

Fast jeder einzelne Stamm der Bhills hat in Beziehung auf seinen Ursprung eine Sage, ähnlich derjenigen, welche ich oben erzählt habe. Aber das Merkwürdigste bei allen diesen Mährchen, die man offenbar nur aus Schmeichelei für das Oberhaupt, dessen aus höhern Casten abstammende Vorfahren durch irgend eine unreine Verbindung oder sonst erniedrigt worden, zusammengeschmiedet hat, ist der Umstand, dafs sie sich stets auf Bhills beziehen, welche schon vor der Zeit, in welcher sich die Geschichte zugetragen hat, gelebt haben. Dieser Umstand ist mehr als jeder andere geeignet, die Ansprüche der Letztern auf ein sehr hohes Alterthum zu beweisen, so dafs man sie für den Urstamm anzusehen hat. In Bezug auf diesen Gegenstand theile ich hier aus meinen Papieren eine kurze Nachricht über die Mehira-Bhills mit, welche defswegen so genannt werden, weil sie sich seit langer Zeit an den Ufern des Mehi ansäfsig gemacht haben.

Dschadeo (Yadschnya Dewa), einer der alten Ra-

dschas von Dhar, stammte in gerader Linie von dem Geschlechte der Puare ab. Er hatte vier Brüder, mit deren Hilfe er zu Mandu eine Veste zu bauen unternahm. Aber alle ihre Arbeiten waren vergeblich; so oft ein Theil fertig war, stürzte er wieder ein. Diefs hatte sich schon mehre Male ereignet, als einst die Göttinn Hallaca-Dewi dem Dschadeo *) im Traume erschien und ihm sagte, dafs, wofern nicht einer von den fünf Brüdern sich entschliefsen wollte, die Köpfe seines Sohnes und seiner Schwiegertochter zu opfern, ihr Vorhaben mit diesem Bau nie gelingen würde **). Am andern Morgen erzählte Dschadeo diesen Traum seinen Brüdern, welche sich nun darüber berathschlagten. Endlich sagte der eine: „Auf keinen Fall ist uns eine Veste so nothwendig, dafs einer von uns seinen Sohn und seine Schwiegertochter defshalb zum Opfer bringen müfste.“ Als Dschadeo sah, dafs auch die übrigen Brüder dieser Meinung waren, sprach er: „Nun wohlan, so will ich den Kopf meines Sohnes und den seiner Gattinn zum Opfer bringen!“ In der folgenden Nacht führte er seinen Vorsatz aus. Die Göttinn Hallaca versprach

*) In der französischen Urschrift der Nouvelles Annales ist dieser Name zwei Mal so, und drei Mal Dschagdeo (Djagdeo) geschrieben. Eben so heifst die Göttinn weiter unten Halloka-Dewi.
D. H.

**) Merkwürdig ist die Aehnlichkeit dieser ostindischen Sage mit einer ähnlichen serbischen. D. H.

ihm, dafs die Veste noch vor dem nächstfolgenden Tage fertig seya solle, und diefs war auch wirklich der Fall.

Nach dieser seltsamen Begebenheit entschlofs sich nur ein einziger von Dschadeo's Brüdern, bei ihm zu bleiben. Die drei andern verliefsen ihn, indem sie erklärten, dafs er durch das der Göttinn gebrachte Opfer der alleinige rechtmäfsige Besitzer der Veste geworden sei und dafs sie durch ihre Weigerung das Recht verloren hätten, an diesem Besitze und an seiner Herrschaft über Mandu und Dhar Theil zu nehmen. Sie zogen nun eine Zeit lang hier und da herum und beschäftigten sich hauptsächlich mit der Jagd. Der Mehi, unterrichtet von ihrer Abreise, erschien ihnen in der Gestalt eines Ebers und suchte sie nach der Gegend hin zu locken, wo er wünschte, dafs sie sich niederlassen möchten. Die drei Brüder verfolgten das Thier sehr weit und verloren es endlich aus ihrem Gesichte. Der eine, Untscharawad, wurde durstig und fand, indem er Wasser suchte, eine Hütte mit mehren kupfernen Gefäfsen, die voll Wasser waren. Da die Gegend von Holz entblöfst war, so schlofs er daraus, dafs die Hütte einer Person der höhern Klassen angehören müsse und trank also ohne Bedenken von dem Wasser. Einer der andern beiden Brüder trat nun ebenfalls in die Hütte und wollte auch trinken. Aber bevor er diefs that, fragte er, wem die Töpfe gehörten. Untscharawad gab zur Antwort, er wisse es nicht. Sie fragten nun einige Kinder, welche in der Nähe spielten, und diese sagten, dafs das Haus einem Bhill gehöre. Hierauf

sagte der dritte Bruder, der jetzt auch herzukam, zu Untscharawad: „Da du von diesem Wasser getrunken, so hast du dich deiner Caste verlustig gemacht; wir können also von jetzt an nicht mehr beisammen leben.“ Untscharawad, der nun zum Bhill herabgesunken war, nahm die Gebräuche dieses Volkes an und wurde das Oberhaupt desselben. Zum Andenken an Mehi, dem er diese Würde verdankte, gab er dem Stamme den Namen Mehira Bhills, den dieser noch heutiges Tages führt. Bald darauf erbaute er eine Veste und hiefs sie Utschanghar oder Utschang.

Derselbe Stolz, dem diese Fabel ihre Entstehung verdankt, hat mehre andere Casten und Abtheilungen unter den Bhills hervorgebracht. Die Udschwala's und die Kala's, oder die Weifsen und die Schwarzen Bhills, sind allgemeine Benennungen, welche sich gar nicht auf Verschiedenheiten der Farbe, sondern blofs auf einzelne Gewohnheiten dieser Stämme beziehen und im bildlichen Sinne rein und unrein bedeuten. Auch wird das Wort Maïla, welches buchstäblich unrein bedeutet, oft zur Bezeichnung der letztern Klasse (Kala's) gebraucht. Die Udschwala's oder die Reinen Bhills führen ihren Ursprung bis zu den Radschput's hinauf; in manchen Bezirken nennt man sie auch Bhillalas. Viele davon haben noch die Namen ihrer Vorältern und überdiefs den besondern Namen des Stammes, zu welchem sie vor ihrer Erniedrigung gehörten. Als man ein Verzeichnifs der verschiedenen Bhills-Stämme im Fürstenthum Dscha-

buah entwarf, fand man die Namen mehrer Familien wieder, die zu der Kriegercaste der Hindus gehören. Diese Entdeckung gab Anlafs, sich zu erkundigen, warum sich die Bhills durch Geschlechtsnamen, wie Rhatore, Tschohan, Sulanki u. s. w. unterschieden. Einer ihrer Vorsteher, der mit ihren Sagen wohl bekannt war, erzählte als Antwort folgendes Geschichtchen.

Vor alter Zeit, als Parasu-Rama (Rana?) den Radschputs einen Vertilgungskrieg erklärte, um sich dafür zu rächen, dafs sie seinen Vater beleidigt hatten, konnte eine grofse Anzahl Menschen dieser Caste sich nicht anders retten, als indem sie es läugneten, ihr anzugehören, und sich für Glieder anderer Casten ausgaben. Um sie für diese Lüge zu bestrafen, foderte Parasu-Rama, dafs jeder von den Speisen der Caste geniefsen solle, welcher er anzugehören vorgab. Die Radschputs, welche sich dazu verstanden, verloren ihre Caste und gehörten von nun an wirklich zu derjenigen, für deren Glieder sie sich ausgegeben hatten; aber sie behielten ihre vormaligen Namen bei .... Und diefs ist der Grund, fuhr der Greis fort, warum ihr Leute, die sich Rhatore's, Sulanki's u. s. w. nennen, unter den Bhills und mehren andern niedrigen Casten antrifft, mit welchen sich ihre Vorfahren, um nicht gänzlich ausgerottet zu werden, vermischt haben.

Die Reinen Bhills, wie sie sich selbst nennen, unterscheiden sich, nach ihrer Aussage, in mehren Punkten von den übrigen, namentlich durch die Wahl ihrer Nahrungsmittel.

Sie enthalten sich des Fleisches aller Thiere, welche eines natürlichen Todes gestorben sind, während die Unreinen Bhills unbedenklich davon genieſsen. Viele Familien der Ersteren rühren kein Kuhfleisch an. Daher findet man auch Radschputs, welche Wasser aus Gefäſsen dieser Reinen Bhills trinken und auch in ihre Häuser gehen. Diese Letztern, durch eine solche Annäherung geschmeichelt, nehmen dafür, soweit es ihr Stand nur immer erlaubt, die Sitten und Gebräuche der andern Hindus an. Ich brauche also nicht länger bei dieser Klasse von Bhills zu verweilen. Mein Hauptzweck ist, die Gebräuche der ursprünglichen und unvermischten Bhills zu beschreiben. Sie bestehen aus mehren Stämmen (Tribus) und Klassen (Classes).

Bei Adyanti und in einem Theile der Satpura-Gebirge findet man viele muhamedanische Bhills. Sie scheinen ehemals zu einem Volksstamm gehört zu haben, der zum Islamismus bekehrt wurde und zu irgend einer Zeit dem Räuber-Handwerk entsagte, später aber, als die Regierung schwach und bestandlos wurde, zu demselben zurückkehrte. Nach meinen Erkundigungen bekennt dieser Stamm seine Religion nur noch dem Namen nach und ist eben so unwissend und abergläubisch als die andern.

In jeder Landschaft, wo es Bhills giebt, habe ich gefunden, dafs die Familien- oder vielmehr Stamm-Namen sich in dem Mafse vervielfältigen, als meine Erkundigungen sich weiter ausdehnten. Der geringfügigste Umstand ist hinreichend, neue

Absonderungen und Unterscheidungen hervorzubringen.“ Der Name eines Vorfahren, eine Streitigkeit unter den Gliedern des Stammes, in Folge dessen sich ein Theil absondert, die Vorliebe für einen Aufenthaltsort u. a. m. ist hinreichend, eine neue Verbrüderung zu stiften. Ich hörte unter andern des kleinen Stammes der Koku-Bhills erwähnen, welche, wie man mir sagte, diesen Namen angenommen hatten, weil das bei ihnen zur Unternehmung eines Raubzuges eingeführte Feldgeschrei (Signal) dem Krähen des Hahnes glich.

Es giebt mehre wesentliche Unterschiede selbst unter den Maila's oder Unreinen Bhills. Diejenigen, welche an den Ufern des Nermada leben, sprechen mit Abscheu von den übrigen Klassen, namentlich von den Nab's, die in den Satpura-Gebirgen sich aufhalten *).

Ich habe Alles aufgeboten, schriftliche Nachrichten über die Bhills zu entdecken, welche einiges Licht auf ihren Ursprung und ihre besondern Gebräuche werfen könnten; aber meine Nachforschungen waren fruchtlos. Mehre Stammhäuptlinge haben mich versichert, es gebe dergleichen Nachrichten, und sie hätten von ihren aus Marwar gekommenen Rawels

*) Ein sehr unterrichteter Bhill hat mich versichert, dafs einige Satpura-Bhills eine besondere Sprache redeten; aber ich zweifle daran. Indessen verdiente die Sache neuerdings untersucht zu werden.

Anmerk. des Verf.

oder Priestern Erzählungen (Récits) aus Büchern lesen hören. Weitere Untersuchungen haben mich schliefsen lassen, dafs diese Bücher nichts weiter als Geschlechtsnachrichten waren, wie sie die Priester und Dichter (Menestrels) der Radschputs über jeden Volksstamm des innern Indiens aufzeichnen, um dem Stolze desselben zu schmeicheln und die Heurathen der vornehmsten Familien zu regeln.

Die Mundart der Bhills von den Gebirgen Windhya und Nemer weicht im Wesentlichen nicht von der der Bauern des platten Landes ab. Da sie aber ohne Erziehung aufwachsen und, einige Dorfbewohner ausgenommen, stets in den wilden Gebirgsgegenden leben, so ist ihre Mundart äufserst rauh. Die Gebräuche dieser Berg-Bhills verdienen eine genauere Beschreibung, und ich gebe hier einige, wie ich hoffen darf, zuverläsige Nachrichten über die Gebräuche bei der Geburt, den Heurathen und Begräbnissen derjenigen Stämme, welche die Ufer des Nermada bewohnen. Ich verdanke sie der Gefälligkeit des Infanterie-Hauptmanns Shears, welcher mit der Oberaufsicht über diese Stämme beauftragt gewesen ist.

Wenn bei den Bhills ein Kind zur Welt kommt, so giebt ihm das Weib, welches der Mutter bei der Geburt geholfen hat, einen Namen. Fünf Tage darauf wird von den Aeltern und Verwandten ein grofses Freudenfest gefeiert. Am Tage wird sowohl das Kind als die Mutter in warmem Wasser gebadet, und am Abende versammeln sich die Verwandten. Man hat schon vorher Käse, Mehl, Arak, Mennig, eine Mischung,

Kunku genannt, Gelbwurz und Kokosnüsse in Bereitschaft gestellt. Die Mutter bestreicht nun zuvörderst einen Theil des Bodens vor der Schwelle des Hauses mit Kuhmist und Gelbwurz. Dann legt sie fünf kleine Kieselsteine darauf, als so viel Tage nämlich seit der Geburt des Kindes verflossen sind, und verrichtet bei jedem ihr Pudscha oder ihre Andacht, indem sie Mennig, Kunku und Getraide darauf streut und eine Kokosnufs in Stücke zerbricht. Diese Stücke legt sie dann neben die Kieselsteine und giefst Arak darauf. Nach dieser Feierlichkeit bereitet man das Mahl, welches in Brod und Kuchen besteht und woran jeder Theil nimmt. So vergeht die Nacht mit Schmaus und in Fröhlichkeit. Während dieses Festes bleiben die Männer abgesondert von den Weibern und rauchen und trinken in einem besondern Zimmer. Die Letztern singen, schlagen das Hol, eine Art kleiner Trommel, und trinken gleichfalls. Am Morgen des fünften Tages wird das Fest beschlossen.

Am zwölften Tage beginnt eine andere Feierlichkeit. Die Mutter begiebt sich, in Begleitung ihrer Verwandten, nach einem Flusse, Bache, Teiche oder Brunnen, um hier die zu Ehren des Dschaladewa (Wassergottes oder Wassergeistes) vorgeschriebenen Feierlichkeiten zu beobachten. Vorher wird zu Hause Kitschri, ein Gericht aus Dschawara (Holcus Sorghum) oder Badschra (Holcus spicatus), mit Mung-Dal (Phaseolus mungo) gekocht, bereitet. Einen Theil dieses Khitschri thut man auf einen grofsen kupfernen Teller, und stellt

zwölf brennende Lampen dazu, als soviel Tage nämlich seit der Geburt des Kindes verflossen sind. Diese Lampen sind aus Waizenteig geformt und aus dem nämlichen Teig macht man auch zwölf kleine Kuchen. Endlich legt man noch Mennig, Kunku und Cocos auf den Teller und stellt ein Gefäfs mit Wasser dazu, worin fünf verschiedene Getraidearten und gepülverte Gelbwurz aufgelös't worden sind. Dieser Teller, nebst Allem, was darauf ist, heifst in der Nemar-Sprache Ferti, und wird von einer der Begleiterinnen getragen. Alle gehen nun, nebst der Wöchnerinn, in feierlichem Aufzuge, unter Gesang, Trommelschlag oder beim Tone irgend eines andern Instrumentes, wie es gerade zu haben ist, dem bestimmten Flusse zu. Sobald sie hier angekommen sind, stellt die Mutter die Lampen in einer Reihe längs des Ufers auf, legt die Kuchen, mit ein wenig Khitschri auf jedem, in einer andern gleichlaufenden Reihe daneben, und bezeigt nun dem Flufsgotte ihre Verehrung, indem sie den Mennig, den Kunku, und eine von den zwölf Lampen, auf welche sie etwas von dem mit Getraide und Gelbwurz gemischten Wasser gegossen, in den Flufs wirft, zündet dann ein Feuer vor den übrigen Lampen an und gieſst Oel darauf. Alsdann begiebt sich die ganze Gesellschaft wieder nach Hause, wird mit Khitschri und Oel bewirthet und die Feierlichkeiten haben ein Ende.

Heurathen werden nur von den Aeltern der jungen Leute abgeschlossen. Wenn die Aeltern ihren Sohn mit einem Mädchen zu verheurathen wünschen, auf welches seine Wahl ge-

fallen ist: so schicken sie einige Freunde zu den Aeltern des Mädchens. Diese Freunde machen den Antrag und begleiten ihn mit einem Geschenk von Gur oder Rohzucker und Arak. Genieſsen die Aeltern des Mädchens davon, so ist dieſs ein Zeichen, daſs sie einwilligen. Hierauf warten die Aeltern des Jünglings den nächsten glücklichen Tag ab, nehmen ein halb Dutzend Seyras *) Zucker oder eben soviel Töpfe Arak, einen neuen Rock, ein Stück Leinwand, eine Rupie und eine Kokosnuſs, und begeben sich, in Begleitung ihres Sohnes und aller übrigen Glieder der Familie, beiderlei Geschlechts, in das Haus des jungen Mädchens, wo sie schon eine Mahlzeit zubereitet finden. Sind es reiche Leute, so besteht diese aus gekochtem Reis, Dal (einer Art Wicke) und Ghi (zerlassener Butter); sind sie arm, aus Brod von Dschawara-Mehl, Dal und Tit (Sesam-Oel). Die Mutter des Mädchens bringt ihr zuvörderst die für sie bestimmten Geschenke, bekleidet sie mit dem Rocke und der Leinwand und reibt ihr die Stirn mit Kunku. Hierauf begiebt sich die ganze Gesellschaft in das Zimmer des Mädchens, nimmt hier die Mahlzeit ein und verfügt sich, nachdem dem Arak gehörig zugesprochen worden, wieder nach Hause. Die jungen Leute werden jetzt als Verlobte betrachtet.

Nun wird, wie es die Umstände zulassen, der Hochzeittag bestimmt. Die Feierlichkeiten nehmen stets an einem Sonn-

*) Ein Seyra ist ungefähr 48 Wiener Pfund.

D. H.

tag ihren Anfang. Die Brautleute haben schon mehre Tage vorher ihren Körper mit Tschetschra (einem gewissen Oel) gesalbt und sich in warmem Wasser gebadet. An den übrigen Tagen der Woche, bis zum folgenden Sonntage, machen sie nebst allen ihren Verwandten, in zwei Abtheilungen, jeden Abend Besuche bei den Nachbarn. Bevor sie sich entfernen, bringt eine Frau der beiden Abtheilungen einen kupfernen Teller, auf welchem sich eine brennende Lampe, Kunku und Getraidekörner befinden. Der Hausvater giebt dem Bräutigam oder der Braut, je nachdem diese oder jener den Besuch macht, eine Kokosnufs oder einige Piks (Kupfermünzen), und reibt sich die Stirn mit ein wenig Kunku. Am letzten Tage, oder Sonnabende, wird sowohl vor dem Hause des Bräutigams als der Braut ein Mandha (offener Schoppen) errichtet. Der des Bräutigams mufs auf neun, der der Braut auf zwölf Pfählen ruhen. Die beiderseitigen Verwandten baden sich in warmem Wasser, begeben sich unter den Mandha, trinken Arak und essen verschiedene Gerichte. Am Abende ziehen sich die Männer zurück und machen den Frauen Platz, welche nun die Nacht mit Trinken und Singen zubringen. Man sieht es für ein sehr grofses Unglück an, wenn der Arak bei dieser Gelegenheit zufällig ausgehen sollte.

Am nämlichen Tage früh Morgens ist der Bräutigam, wenn es seine Vermögensumstände erlauben, mit einem rothen Turban, zwei bis drei Rupien werth, einem Camisol von weifser Leinwand, am Werthe von einer oder zwei Rupien, und Bein-

kleidern, welche acht bis zehn Annas (1 Anna = $\frac{1}{16}$ Rupie) kosten, geschmückt worden. Seine Verwandten führen ihn so, von Sängern begleitet, zur Braut, deren Familie den Ankommenden bis auf halben Weg entgegengeht und sie unter den Mandha führt. Da dieser aber selten grofs genug ist, um die ganze Gesellschaft zu fassen, so hat man aufserdem noch für die beiden Abtheilungen besondere Plätze eingerichtet, wo sie den Tag mit Essen und Trinken zubringen. Am Abende vereinigen sich beide Abtheilungen und setzen sich in verschiedenen Gruppen um den Mandha her. In der Mitte bleibt ein leerer Raum, welcher vom Bräutigam und der Braut eingenommen wird, die sich einander gegenüber setzen. Die Verwandten befestigen ihnen auf jeder Seite der Stirn ein Stück Papier mit hangenden Eicheln bemalt, und endlich geben die, welche am nächsten mit ihnen verwandt sind, ihre Hände zusammen, womit die ganze Feierlichkeit beschlossen wird. Die Gesellschaft singt und trinkt bis an den Morgen und der junge Mann führt seine theure Ehehälfte nach Hause.

Will ein Mann eine Wittwe heurathen und dabei Geräusch und Aufwand vermeiden: so schickt er entweder an sie selbst oder an ihre Aeltern oder Verwandte einige Freunde ab, welche um sie anhalten. Willigt man ein, so sagt man ihm, er möge die bestimmten Geschenke ins Haus der Braut bringen. Diese sind gewöhnlich ein Rock von Musselin, ein Stück Leinwand, eine Art Corset, ein Halsband von Glasperlen, zwei Krüge Arak, sechs Seyras geröstete Erbsen und zwei Seyras

Gur oder Rohzucker. Die Heurath wird nun als abgeschlossen angesehen und der Besuch erfolgt an einem Sonnabend Abends. Der Mann nimmt seine Freunde und alles zur Bereitung eines festlichen Mahls Erfoderliche mit sich und die Familien der beiden Verlobten nehmen daran Theil. Die Frau zieht die mitgebrachten Kleider an und bringt, wenn nach beendigtem Fest Alle sich entfernt haben, die Nacht mit dem neuen Gatten zu.

Einem uralten Gebrauche zu Folge, müssen Mann und Frau, bevor es noch Morgen wird, das Haus verlassen, den Tag an einem einsamen Orte im freien Felde, fast vier (engl.) Meilen von dem Wohnorte, zubringen, und dürfen nicht eher als bis die Nacht einbricht, nach Hause zurückkehren. Die Verwandten schicken ihnen zu essen und zu trinken. Diese Verpflichtung, den ersten Tag ihrer Ehe in der Entfernung von den Menschen, wie Verbannte, zuzubringen, gründet sich auf die herabwürdigenden Vorstellungen, welche alle Hindus mit der zweiten Verehelichung einer Wittwe verbinden. . . . Diese Art von Heurath wird Natra genannt. Gewöhnlich geht bei den Bhills eine Flucht (Evasion) der beiden Brautleute vorher, wofür sie aber, nachdem sie den Aeltern und Verwandten die gehörigen Geschenke gemacht, Verzeihung erhalten. Wenn Dorfbewohner eine solche Heurath schliefsen, so bezahlen sie aufserdem noch eine gewisse Abgabe oder Geldbufse an die Patels oder Vorsteher.

Die Bhills begraben ihre Todten, ein Gebrauch, der

sie wesentlich von den Anhängern der Brahma-Religion unterscheidet, welche sie verbrennen. Die Leiche wird in ein grobes, weifses, baumwollnes, ganz neues Tuch gewickelt, auf eine Art Bahre aus Bambus- oder andern Aesten gelegt, und von den Verwandten des Verstorbenen nach dem gewöhnlichen Begräbnifsplatz getragen, welcher stets am Ufer eines Flusses ist. Hier nimmt man das Tuch ab, wäscht die Leiche, wenn es eine Weibsperson ist, wickelt sie dann von neuem ein und legt sie nun in das vier Fufs tiefe Grab, mit dem Kopfe nach Süden. Die Bahre, so wie die Kleider, welche der Verstorbene vor seinem Tode trug, werden als unrein weggeworfen. Dieser Beerdigung wohnt nicht blofs die ganze Familie, sondern auch alle Glieder des Stammes aus der Nachbarschaft bei. Nach beendigter Feierlichkeit reinigen sich Alle durch Waschen. Die Verwandten des Verstorbenen stimmen hierauf fünf Tage hinter einander Klaggesänge an. Sie beginnen damit des Morgens und brechen nach Verlauf einer Viertelstunde ab, um ihre häuslichen Geschäfte zu besorgen. Am fünften Tage begeht man noch besondere Feierlichkeiten zum Andenken des Verstorbenen. Die Verwandten bereiten wenigstens zwei Seyras Waizenmehl, einen halben Seyra Reis, ein wenig Ghi (zerlassene Butter) und ein wenig Arak, und tragen alles dieses nach dem Flusse. Zwei von ihnen verrichten ihre Abwaschungen, ein dritter bäckt Kuchen, und ein vierter stellt längs des Ufers fünf aus grofsen Palas-Blättern geformte Kelche oder Schalen (Coupe) auf, füllt sie mit Wasser und legt daneben, in einer gleich-

laufenden Reihe, fünf Kuchen, welche er mit Reis bestreut und mit Arak begiefst. Endlich zündet man noch ein kleines Feuer an, welches man mit Ghi unterhält, und giefst das Wasser aus den Schalen; die ganze Gesellschaft verzehrt die Kuchen nebst dem Reis, trinkt Arak und geht wieder nach Hause.

Aufser der so eben beschriebenen Feierlichkeit feiert man das Andenken des Verstorbenen noch auf eine andere Weise. Dieses soll in der Regel am zwölften Tage nach dem Tode geschehen, kann aber auch, wenn es sich nicht eher thun läfst, zu jeder andern Zeit vor Ablauf des ersten Jahres Statt finden. Die Verwandten und Freunde des Verstorbenen werden in seinem Namen zu einer Mahlzeit eingeladen, welche, je nach den Vermögensumständen des Wirthes, mehr oder weniger kostbar und glänzend ist.

Geringfügige Streitigkeiten unter einzelnen Bhills werden in der Regel durch die Familienhäupter ganz in der Güte geschlichtet. Hat ein Bhill einen andern von verschiedenem Stamme oder Geschlecht getödtet: so wird er durch ein Pantschayat oder eine Versammlung gerichtet, welche aus den angesehensten Männern der Dörfer in der Nähe des Orts, wo der Mord begangen worden, gewählt werden. Gewöhnlich sucht man bei jedem solchen Verbrechen, selbst beim Meuchelmord, einen Vergleich zwischen dem Mörder und der Familie des Gemordeten zu Stande zu bringen, indem der Erstere der Letztern eine gewisse Summe Geldes bezahlt, welche in Verhält-

nifs zu seinen Vermögensumständen festgesetzt wird; zuweilen beträgt sie nicht über zwölf Rupien, zuweilen aber auch mehre Stück Vieh. Wenn man sich, was nicht selten der Fall ist, über eine solche Abfindungssumme nicht vereinigen kann: so bleibt den Verwandten des Verstorbenen das Recht, sich auf andere Weise Genugthuung zu verschaffen. Daraus entstehen blutige Zänkereien, welche viele Jahre dauern und sich zuweilen von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen.

Die Gebirgs-Bhills wohnen in kleinen, aus rohen Hütten bestehenden Dörfern, welche nördlich vom Nermada Para und südlich von diesem Flusse Hati heifsen. Sie stehen unter dem Befehl eines Nayaca oder Tarwi. Zuweilen hat eine bestimmte Anzahl solcher Dörfer wieder einen höhern Vorsteher, welcher, je nach seinem Range oder nach den Gewohnheiten des Landes, verschiedene Titel führt. Südlich vom Nermada heifsen diese Oberhäupter meist Nayacas und nördlich Bhumaïyas.

Die Bhills der Gebirge sind von Natur zur Unabhängigkeit geneigt, und die Oberhäupter, welche ihr Ansehen über die Vorsteher der einzelnen Dörfer oder Niederlassungen behaupten wollen, müssen sie daher durch eigene Beamte, welche sie aus entferntern Bezirken kommen lassen, unter steter Aufsicht halten. Wenn übrigens Raubzüge in entferntere Gegenden unternommen werden sollen, so taugen diese Gebirgsbewohner weniger dazu als andere, gleichfalls dem Raube ergebene Stämme. Ihre Waffen und ihre Art zu fechten ist nämlich ganz den

Schluchten, Wäldern und Gebirgen angemessen, die ihnen zum Aufenthalte dienen.

Die Bhills sind von kleinem Wuchse, aber regsam und fähig, die gröfsten Strapazen zu ertragen. Selten tragen sie eine andere Kleidung, als ein Stück Leinwand um den Leib. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, mit welchen sie sehr geschickt umzugehen wissen. Aber nur selten treten sie ihrem Feinde unter die Augen, sondern sie schiefsen ihre Bogen meist hinter Gebüschen oder Felsen ab. Die genaueste Landes- und Bodenkenntnifs setzt sie in den Stand, ihren Verfolgern leicht zu entgehen. In die Ebenen kommen sie meist nur des Nachts, um zu stehlen oder zu rauben, herab; zuweilen lassen sie sich auch am Tage hier blicken, um unbewachtes Vieh wegzutreiben oder wehrlose Reisende anzufallen.

Die Gebirgs-Bhills hangen überhaupt, in Bezug auf ihren Lebensunterhalt, sehr von den Dorfbewohnern des ebenen Landes ab, besonders was Tabak und geistige Getränke (Liqueurs) betrifft, die sie sehr lieben. Auch ihr Getraide holen sie meist aus den Ebenen, denn ihr Feldbau ist höchst unbedeutend und sie begnügen sich blofs, den Boden ein wenig aufzureifsen und den Samen hineinzuwerfen. Ich fand, dafs sie mit dem Gebrauche der Asche zum Düngen bekannt waren; sie verbrennen zu dem Ende die Bäume, welche sie zur Reinigung des anzubauenden Bodens umgehauen haben.

Auch fehlt es ihnen nicht an Vieh, und wenn sie mit den Bewohnern des Flachlandes in Frieden leben: so bringt ihnen

die Zucht des Geflügels, welches sie an diese verkaufen, manchen Gewinn.

Nach einer Zählung der Windhya-Bhills scheint die Stärke ihrer Bevölkerung nicht mehr als sechs Seelen auf die (engl.) Geviertmeile zu betragen. Vielleicht pafst diese Schätzung auch auf die übrigen Landschaften, welche von Bhills bewohnt sind. Allen Unbilden der Witterung ausgesetzt, in stetem Kampf mit Gefahren, der Armuth und ansteckenden Krankheiten Preis gegeben, ist es nicht zu verwundern, dafs ihre Zahl so gering ist. Die Veränderungen indefs, welche ganz neuerlich mit der Lage vieler Bhills-Stämme vorgenommen worden, dürften in Zukunft auf die Vermehrung derselben vortheilhaft einwirken.

Ich glaube genug über die Sitten und Gebräuche der Bhills gesagt zu haben. Einige Worte noch mögen das Gemälde dieses merkwürdigen Volkes, in Bezug sowohl auf die Vergangenheit als auf die Gegenwart, vollenden. Ehemals einer despotischen Regierung unterworfen, welche sie aus der Gesellschaft gestofsen hatte und ihnen nicht nur keinen Schutz gewährte, sondern sogar dem geringsten Beamten die Erlaubnifs gab, sie ohne rechtliche Formen ums Leben zu bringen, sich von aller Welt verachtet und verfolgt sehend, im höchsten bedauernswürdigsten Grade unwissend und abergläubisch, blindlings den Befehlen ihrer Oberhäupter gehorchend, den härtesten Entbehrungen und sowohl von Seiten anderer Menschen als der wilden Thiere, mit denen sie die Gebirge und Wälder theilten,

sich stets erneuernden Gefahren blofsgestellt, mufsten die Bhills nothwendig das werden, was sie sind, Feinde der Ordnung und des Friedens. Aus Noth sind sie Räuber geworden, und da sie nirgends Mitleid und Beachtung ihres elenden Zustandes gefunden, so hat sich das Gefühl der Rachsucht ihrer bemeistert. Ihre Gewohnheiten, Vorurtheile und Neigungen sind im Laufe der Jahrhunderte so innig mit einander verschmolzen, dafs sie gegenwärtig steif und fest glauben, sie seien dazu geschaffen, ihre Nachbarn auszuplündern. „Ich bin ein Räuber Mahadewas" (d. h. ich raube im Namen dieser Gottheit) ist die Antwort eines jeden Bhills, der auf der That ertappt wird. Sein Versprechen, sich zu bessern, beschränkt sich nur auf eine bestimmte Zeit*) und ein Vertrag mit ihnen ist daher nur als ein Waffen-Stillstand, nicht als ein Friedensschlufs anzusehen.

Gleichwohl darf man, seitdem dieses Volk der brittischen Herrschaft unterworfen ist, hoffen, dafs ihr Zustand und ihr Charakter sich allmählich verbessern werden. Es ist auch zum Theil schon Manches in dieser Hinsicht geschehen. Die Bhills am Ufer des Nermada, so wie in einigen andern Bezirken, erhalten sich jetzt ruhig. Gegenden, wo noch vor wenigen Jahren kaum ein bewaffnetes Heer unangefochten durchziehen

*) „So lange du Statthalter seyn wirst, will ich nicht rauben," war die unabänderliche Antwort der Bhills, von welchen ich ein Unterpfand ihres guten Benehmens für die Zukunft verlangte.

Anmerk des Verf.

konnte, werden jetzt von einzelnen, unbewaffneten Personen durchwandert. Die Männer sind, obschon dem Raube ergeben, doch nicht grausam, und die Weiber, welche grofsen Einflufs auf sie haben, sind von guter Gemüthsart, auch zum Theil recht einsichtsvoll und arbeitsam. Ihr ganzes Benehmen ist viel sanfter als das der Männer und ich habe sehr überraschende Beispiele von Zärtlichkeit und Anhänglichkeit an ihre Familien gesehen. Man verfolgte mehre Bhills wegen eines Diebstahls und eines Mordes, den sie in der Nähe von Naltscha verübt hatten. Durch das Geschrei eines Kindes entdeckte man eine Felsenhöhle, worin sich die Weiber mit den Kindern verborgen hielten. Sie wurden gefangen genommen und zu mir gebracht. Ich nahm sie gütig auf und unterhielt mich mit ihnen über die Mittel, wodurch die Männer zur Unterwerfung gebracht werden könnten. Eine bejahrte Frau, die Gattinn eines der vornehmsten Bhills, that mir einen Vorschlag, welchen ich annahm. Ich gab mehren Weibern die Freiheit, sich mit ihren Kindern wegzubegeben, und die Männer aufzusuchen. Sie kamen wirklich mit ihnen zurück, und nach einer kurzen Verhandlung unterwarf sich die ganze Bande.

Leitmeritz. Gedruckt bei Carl Wilhelm Medau.

Druckfehler und Verbesserungen.

S. 22. Z. 4. v. u. statt berühmten lese man berühmte.
— 26. - 13. - o. - Mondschuren l. m. Mandschuren.
— 31. - 14. - - ist das Komma nach es zu setzen.
— 31. - 9. - u. ist das Komma nach ist zu streichen.
— 37. - 1. der Anmerkung: statt chinesischer l. m. chinesischen.
— 80. - 5. v. u. statt Bolivar l. m. Bolivia.
— 83. - 10. - o. - es l. m. ihn.
— 100. - 2. - u. - sin l. m. ein.
— 102. - 15. - o. - Ausspruch l. m. Anspruch.
— 109. - 8. - - - moglich l. m. möglich.
— 115. - 6. - u. - Einige l. m. Eigene.
— 132. - 8. - o. - Betaten l. m. Bataten.
— 175. - 7. und 8. v. u. statt Lasttrugen l. m. Lasttragen.
— 236. - 7. v. u. statt vorzuglichsten l. m. vorzüglichsten.
— 238. - 1. - - - im l. m. am.
— 239. - 3. - - ist nach Aloys statt des Punktes ein Komma zu setzen.
— 256. - 6. - - (in der zweiten Anmerkung) statt dieselben l. m. dieselbe.
— 308. - 8. - - statt versichert l. m. versichert.
— 316. - 3. - - - reiehe l. m. reiche.
— 317. - 12. - o. - Basill l. m. Basil.
— 325. - 7. - - - zu entkommen l. m. entkommen zu können.
— 333. - 1. - - - 68 l. m. 68°.
— 333. - 8. - - - wehre l. m. mehre.
— 333. - 10. - - - maren l. m. waren.
— 338. - 11. - - - versimmt l. m. verstimmt.

S. 351. Z. 11. v. u. statt in lese man an.
— 364. - 13. - o. - Flusse l. m. Fuſse.
— 365. - 5. - - ist statt des Komma ein Punkt zu setzen.
— 370. in der Anmerkung, statt 1000 l. m. 10000.
— 382. Z. 3. in der Anmerkung, statt Querstriche l. m. Querstiche.
— 383. - 2. v. u. statt lentiques l. m. lentisques.
— 392. - 3. - o. - Stande l. m. Stände.
— 412. - 1. der zweiten Anmerkung, statt Aehnlichheit l. m. Aehnlichkeit.
— 415. - 5. v. u. statt antrifft l. m. antrefft.
— XX. (der Allgemeinen Uebersicht etc.) Z. 2. v. o. statt Meeresfläche l. m. Meereshöhe.
— XLVI. (daselbst) Z. 5. v. u. statt Thori lese man Yeri.